Merkwürdigkeiten
zur
Geschichte
der
Gelehrten,
und besonders der
Streitigkeiten
derselben,
vom Homer an bis auf unsere Zeiten;
Aus dem Französischen übersetzt.
Erster Theil,
oder der
Anecdoten
Dritter Theil.

Leipzig,
in Lankischens Buchhandlung,
1763.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht des Uebersetzers.

Ein Schriftsteller, ein Uebersetzer ist der Welt bey einem neuen Werke, das er ihr übergiebt, immer ein Compliment schuldig. Ich sehe auch nicht ein, warum es dem Publico mißfallen sollte, wenn ihm ein Mensch aus dieser Classe der Men-

schen mit einer weder zu stolzen noch zu demüthigen Mine sagt, daß er sich alle Mühe gegeben habe, um den Beyfall desselben zu verdienen, und daß ihm dieser Beyfall nichts weniger als gleichgültig sey. Aber freylich, wenn einer um Beyfall sich gleichsam auf Execution einlegt; wenn der andere dagegen eine iede Frage, die man an ihn thut, mit einem tiefen Reverenze, und einem: Ich bitte unterthänig! beantwortet, da hat man vielleicht Ursache auf seiner Hut zu seyn, um nicht hintergangen zu werden. Ich will demnach weder zu stolz noch zu demüthig, sondern vielmehr aufrichtig und mit der gebührenden Achtung dem Publico sagen, was ich bey dieser neuen Unterhaltung mit demselben für nöthig erachte. Ich habe nicht im geringsten Ursache mich über

dasselbe zu beschweren, da ich ihm schon oft mit einer Uebersetzung meine Aufwartung gemacht habe; vielmehr habe ich mich wegen des gütigen Beyfalls, von dem ich bisher von verschiedenen Orten her, mehr als einmal versichert worden, zu bedanken. Gegenwärtige Streitigkeiten nun, wollte der Verleger gern für ein mit den Anecdoten zur Lebensgeschichte berühmter Gelehrten zusammenhängendes Werk angesehen haben. Ich fand, daß sie sich dem Inhalte und der Materie nach gar wohl zusammen schickten; ich fand, daß vieles, was in den Anecdoten nur berührt oder genannt war, hier ausführlicher erzählt ward, und daß hier selbst hin und wieder Anecdoten vorkamen, welche in denen vorhergegangenen nicht enthalten waren; ich fand, daß man auf

die Anecdoten von blos französischen Gelehrten, gar füglich die Beschreibung ihrer Streitigkeiten ohnmittelbar könnte folgen lassen; ich fand, mit einem Worte, nichts erhebliches wider den Einfall des Verlegers zu erinnern. Ich selbst gewann dadurch mehr Zeit und Bequemlichkeit, zu der künftigen Fortsetzung der Anecdoten, die nun die Gelehrten anderer Nationen betreffen werden, noch mehr zu sammeln, und mein Versprechen, ob zwar später, doch um so viel besser zu erfüllen. Sollte Gott Leben und Gesundheit verleihen, so wäre man nicht abgeneigt, nach der Art gegenwärtiger französischen Streitigkeiten, auch die Streitigkeiten anderer Gelehrten nachfolgen zu lassen. Es hat zu keiner Zeit, und bey keinem Volke an streitbaren Menagen, Scioppen und

Scaligern gefehlt, und die Beschreibung ihrer Streitigkeiten, diese wahren Romane der Gelehrten, verdienen bisweilen eben so viel Aufmerksamkeit, als manche Geschichte eines Ritters von *** oder einer Gräfinn von ***.

Ich habe in der Uebersetzung des gegenwärtigen Werks den Leser bisweilen auf die Anecdoten verwiesen, wenn ich entweder eine lange Erzählung, die dort zu finden ist, hier nicht ganz wiederholen wollte, oder auch, wenn ich hier eine Begebenheit abgekürzt fand, und glauben konnte, daß es den Liebhabern nicht unangenehm seyn würde, sie noch einmal umständlich zu lesen. Eben dieses habe ich bisweilen mit kleinen Gedichten gethan, die in das Werk hin und wieder eingeschoben sind. Doch habe ich die meisten, nach der

einmal beliebten Weise, prosaisch übersetzt. und das Original unten beygefügt. Ich habe hier auch die lateinischen Gedichte nicht übergangen, wie ich in den Anecdoten gethan hatte, dagegen habe ich die französischen Uebersetzungen davon, weil sie mehrentheils zu frey und weitschweifig waren, weggelassen. An ein paar Orten iedoch wird man eine Ausnahme finden.

Die Uebersetzung dieser Streitigkeiten wird ununterbrochen fortgesetzt, und künftige Ostermesse der zweyte Theil davon geliefert werden. Man wird noch mehr eigenes und neues in diesem zweyten Theile finden, auch vielleicht noch größern Nutzen aus demselben schöpfen, indem man das Feld der Wissenschaften selbst, und den Vortheil oder Schaden, den diese Streitigkeiten demselben gebracht haben,

ben, wird übersehen können. Streitigkeiten über die Sprachen, über die Beredsamkeit, über die Poesie und alle Arten derselben, über die höhern Wissenschaften und über die schönen Künste, bieten den Augen der Leser ein von den vorigen ganz verschiedenes Schauspiel dar, das vielleicht um so viel mehr reizt, als lehrreicher es ist.

Man wird übrigens bemerken, daß dieses Werk nicht unangenehm geschrieben sey. Wenn der Verfasser bisweilen die ungeschmückte historische Schreibart verläßt, und in die rednerische oder gar romanhafte verfällt, so wird man ihm dieses um so viel eher zu gut halten, da es die Natur der Sache bisweilen zu erfodern scheint. Ob alles zuverläßig sey, was er vorbringt, wird größtentheils nicht schwer zu entscheiden seyn.

Es ist freylich in der gelehrten Welt oft zweyerley gewesen, ein Buch, und die Wahrheit schreiben. Bey den Streitigkeiten der ältesten Gelehrten hat der Verfasser zu seinem Genie meistentheils seine Zuflucht nehmen müssen, oder doch genommen; in dem folgenden aber kleidet ihn die Mine eines Geschichtschreibers schon besser, so daß man wohl merkt, wie er sich in seinem Vaterlande besser herum zu finden weiß, als in der Fremde.

Nun habe ich mein Compliment gemacht. Ich setze meinen Hut wieder auf, und trete indeß auf die Seite, damit sich der Leser mit dem Verfasser ungestört unterhalten könne.

Vorrede

des Verfassers.

Dieses Werk ist keine Satyre. Alles was Haß, Neid oder Partheylichkeit verräth, verdient nichts weiter als Verachtung. Man hat in diesem Werke weder seine eigene Beleidigungen, noch die, die andern wiederfahren sind, zu rächen, zum Vorsatz; am wenigsten sucht man gelehrte Männer dadurch verächtlich zu machen. Man legt den Lesern nur den Ursprung, den Fortgang und die Folgen ihrer Streitigkeiten vor Augen,

von

von denen einige bald mehr, bald weniger zu bedeuten haben. Man wünscht, daß sie einander selbst mehr Achtung zu erweisen, die Fehltritte und das Schicksal anderer zu vermeiden, die Gaben, die sie von der Natur erhalten haben, besser anzuwenden, und sich nicht den Spöttereyen des Publici auszusetzen lernen möchten. Ein gewisser Autor sagte, daß ehemals die wilden Thiere im Circus zu Rom mit einander gekämpft hätten, um die klügsten Menschen zu belustigen, und daß heut zu Tage gelehrte Männer mit einander kämpften, um den Thoren ein Vergnügen zu machen. Es ist das sicherste Mittel lächerliche Fehler zu verbessern, wenn man sie abmalt, und zugleich ein wenig lächerlicher abmalt, als sie sind.

Unser vornehmster Zweck ist, durch die Beschreibung der gelehrten Streitigkeiten etwas zum Nutzen der Leser beyzutragen. Man kann sie gewissermaßen unter die Uebel rechnen, die bisweilen ein großes Gut nach sich ziehen. Wer zweifelt daran, daß sie nicht öfters das Mittel sind, die Wahrheit zu finden? daß die einander entgegen

gesetzten Meynungen nicht bisweilen ein großes Licht anzünden, und daß die Bemühungen der Schriftsteller, ihre Meynung zu behaupten, und die gegenseitige zu widerlegen, daß die Vernunftschlüsse, die Beweise aus andern Schriftstellern, die Kunstgriffe die sie gegen einander anwenden, nicht eine große Einsicht in gewisse streitige Materien verschaffen? Wir wollen noch hinzu setzen, daß man gewisse Dinge weit besser behält und ordentlicher darüber zu denken im Stande ist, wenn recht viel darüber ist gestritten worden.

Man muß sich aber nicht einbilden, daß man bey diesen Streitigkeiten immer die gute Absicht gehabt habe, mehr Einsicht in eine Sache zu bekommen, das Wahre zu entdecken, und nur der Vernunft Gehör zu geben. Zum Unglück trägt sich das Gegentheil nur allzu oft zu. Die Leidenschaften verblenden; man verliert die Streitfrage aus den Augen, und geräth auf Persönlichkeiten. Man schmäht, man schimpft auf einander, blos um einander Schaden zu thun, und macht sich in den

Augen

Augen des Publici zum Gelächter. Man will den Triumph, oder wenigstens den Schein davon haben, es koste auch was es wolle. Wenn man sieht, wie zu dieser Absicht die Buchdruckerkunst öfters gemißbraucht wird, wer sollte da nicht zweifelhaft seyn, ob ihre Erfindung mehr Nutzen oder mehr Schaden gestiftet habe?

Diese Gründe haben uns bewogen, von allen Arten der Streitigkeiten, von persönlichen so wohl als allgemeinen zu reden. Doch haben wir nur die gewählt, die uns am merkwürdigsten geschienen haben, das ist, die entweder zwischen berühmten und bekannten Männern, oder über merkwürdige Gegenstände sind geführt worden.

Eifersucht und Uneinigkeit haben immer die Wissenschaften und die Künste bey allen Völkern, und zu allen Zeiten wo sie in blühendem Zustande gewesen sind, begleitet. Aus Griechenland gieng der Zug nach Italien. Welche Schande für das

mensch-

menschliche Geschlecht, daß diese Art von Krankheit besonders sich in denen Jahrhunderten äußert, wo sich die meisten großen Geister hervor thun, und daß selbst das unsrige, welches man doch das philosophische Jahrhundert nennt, selbst davon nicht ausgenommen ist. Es ist gut, wenn diejenigen, die zum erstenmal die Bahn der Wissenschaften und der schönen Künste betreten, den Neid, die Verfolgungen und das Unglück jener großen Geister kennen lernen, die sich vor ihnen in derselben hervor gethan haben, und wenn sie sich der bekannten Verse des Fontenelle erinnern:

a) „Du, der du dich in diese „Schranken wagst, überlege ein wenig, in welche Gefahr du dich begiebst. Mit gleicher Standhaftigkeit wirst du deine Stirne den Lor-„bern

a) Dans la lice où tu vas courir,
Songe un peu combien tu hasardes.
Il faut, avec courage, également offrir
Et ton front aux lauriers, & ton nez aux nazardes.

„bern und deine Nase den Nasenstü-
„bern darbieten müssen.„

Der Pater Dücerceau hat die unhöflichen und groben Gelehrten vertheidigt. Er sagt zu ihrer Entschuldigung, daß es zu allen Zeiten dergleichen gegeben habe. Er führt den Cicero zum Beyspiele an, der den Piso ein wildes unvernünftiges Thier, einen Dummkopf, einen Esel, Schwärmer, Straßenräuber, Galgendieb, Scharfrichter, eine Furie, ein Dreckloch, und ein Aaß auf den Schindanger geworfen, nennt. Er rechtfertigt sie auch noch mit ihrer Liebe zu den lateinischen Schriftstellern, deren Ton, Manieren und unhöfliche Schreibart sie unvermerkt annehmen; mit ihrer Unabhängigkeit, in der sich ein Mann, der den Wissenschaften obliegt, zu erhalten sucht; mit dem Geschmack, den die Leser an den Satyren finden: Artige Ursachen, wenn man einen Gelehrten von der ersten und vornehmsten Wissenschaft, die ein ieder Mensch besitzen soll, von der guten Art zu leben, freysprechen will!

Man

Man hat übrigens gesucht gegenwärtiges Werk durch eine große Anzahl sonderbarer Anecdoten, durch allerhand Gedichte und Verse, die zum Theil wenig bekannt sind, und die man theils nachgeahmt, theils übersetzt hat, interessant zu machen. Man schmeichelt sich fast in allen Artickeln, besonders in denen, die unsere berühmtesten Schriftsteller betreffen, einige Umstände mit vorgebracht zu haben, die den meisten Lesern unbekannt sind. Ausserdem können auch die abwechselnden Materien, die in diesem Werke vorkommen, die Neugier des Lesers, der sich nur zu vergnügen sucht, reizen.

Wir haben uns, so sehr es möglich war, enthalten, die Zänkereyen und Rasereyen so viel kleiner und unbekannter Gelehrten, die immer einander in den Haaren liegen, jener auf einander neidischen Insecten,

„Jener niedrigen und eifer-
„süchtigen Geister, die sich nie mehr
„Gerechtigkeit wiederfahren lassen,
„als

„als wenn sie alle einander verach-
„ten,„ a)

zu ausführlich zu beschreiben.

Es treten hier nur berühmte Streiter auf, und ihr Name macht ihre Streitigkeiten, so gering sie auch an sich selbst bisweilen sind, allemal wichtig. Doch haben wir uns nur auf die eingelassen, die durch das sonderbare, das man dabey antrift, sich der tiefen Vergessenheit entrissen haben, zu welcher sonst insgemein die Streitschriften verdammt sind.

Der Abt d'Artigni hat in seinen Memoiren eine Chronique scandaleuse des sçavans mit einfließen lassen: aber außerdem, daß diese Chronick nur zwey oder drey Artickel ausmacht, und nichts als einen Haufen abgedroschener Erzählungen enthält, die das Andenken einiger gelehrten Männer, die darzu nicht sehr bekannt sind, verunehren, so hat auch die Absicht dieses Verfassers nichts mit der unsri-

a) Esprits bas & jaloux
Qui se rendent justice, en se méprisant tous.
Gresset.

unsrigen gemein. Wir können eben das von den Memoires secrets de la république des lettres sagen.

Der Leser hat Gelegenheit, wenn er diese Streitigkeiten liest, die öfters auf einer und der andern Seite mit so viel Hitze sind geführt worden, wenn er die Schimpfnamen und Pasquille sieht, wenn er die beständigen Revolutionen in der gelehrten Welt bemerkt, der Leser, sage ich, hat Gelegenheit dem Faden unserer Kenntnisse, der allmähligen Verbesserung des Geschmacks, und dem Wachsthume des menschlichen Verstandes nachzugehen. Dieser Plan, wenn er besser ausgeführt würde, könnte eine vortreffliche Einleitung in die Wissenschaften abgeben. Man könnte alsdann den Ausdruck eines alten Schriftstellers darauf anwenden: a) **Die Feindseligkeiten der Privatpersonen dienen zur Vergrößerung der Republic.**

Um mehr Ordnung in diesem Werke zu beobachten, haben wir es in verschiedene Artickel getheilt. 1) Besondere Streitig-

a) Ex privatis odiis respublica crescit.

tigkeiten, oder Streitigkeiten eines Schriftstellers mit dem andern. 2) Allgemeine Streitigkeiten, oder Streitigkeiten über wichtige Materien. 3) Streitigkeiten verschiedener Gesellschaften unter einander. Man ist in der ersten und dritten Abtheilung der Zeitordnung nachgegangen, in der zweyten aber ist man der Ordnung in den Materien gefolgt. Man hat hier nothwendig die chronologische Ordnung verlassen müssen, um nicht in ekelhafte Wiederholungen von einerley Streitigkeiten zu verfallen, um endlich ein gewisses Ziel zu haben, und so vielerley Dinge nicht verwirrt unter einander zu werfen.

Man kann die besondern Streitigkeiten mit Scharmützeln, die allgemeinen Streitigkeiten mit Kriegen einer Nation gegen die andere, und die Streitigkeiten der Gesellschaften mit den Kämpfen vergleichen, wo man Secondanten zu Hülfe nahm, und Parthey gegen Parthey stritt.

Inhalt.

I. Besondere Streitigkeiten,

oder

Streitigkeiten eines Schriftstellers mit dem andern.

Homer und Thestorides S. 1
Archilochus und Lycambus 6
Sophocles und Euripides 11
Aristophanes und Socrates 19
Plato und Aristoteles 29
Demosthenes und Aeschines 37
Virgil und Bav, Mövius, Bathill u. s. w. 46
Horaz und die schlechten Schriftsteller der Zeiten des Augustus 56
Der Kayser Nero und Lucan, Persius und Juvenal 61
Abälard und der heil. Bernhard 71
Johann von Meun und die Frauenzimmer am Hofe Philips des Schönen 85
Clemens Marot und zween schlechte Poeten, Sagon und Hueterie 94
Stephan Dolet und Franz Floridus 102
Ronsard und Saint-Gelais 107
Guarini und Jason de Nores 116
Joseph Scaliger und Scioppius 123
Malherbe mit verschiedenen Schriftstellern 131

Louise Labbe und Clementia von Bourges 140
Racan und Mademoiselle de Gournai 146
Montmaur mit dem ganzen lateinischen und französischen Parnaß 151
Balzac und der Pater Goulu 162
Voiture und Benserade 175
Girac und Costar 184
Der Abt d'Aubignac mit dem Menagius, Peter Corneille, u. s. w. 191
Corneille und der Cardinal Richelieu 208
Milton und Salmasius 222
Bossuet und Fenelon 232
Bouhours und Barbier d'Aucour 255
Der Abt Boileau und Johann Baptista Thiers 261
Despreaux mit dem Chapelain, 270
Büssi=Rabutin, 275
Boursault, 280
Saint=Pavin und Liniere, 283
Quinault, 286
Abt Cotin, 290
Journalisten zu Trevoux 294
Racine und Pradon 297
Bayle und Jurieu 311

Merk-

Merkwürdigkeiten
zur
Geschichte der Gelehrten,
und besonders
der Streitigkeiten
derselben.

Besondere Streitigkeiten, oder Streitigkeiten eines Schriftstellers mit dem andern.

Homer
und der Grammatikus
Thestorides.

Dieser Fürst der Poeten hieß anfänglich Melesigenes, weil er an dem Flusse Meles gebohren war. Nach der Zeit erhielt er den Namen Homer. Seines ersten Namens ohngeachtet weiß man doch weder die Zeit noch den Ort seiner Geburt genau anzugeben. Man

glaubt insgemein, daß er aus Jonien gewesen, und ohngefehr acht hundert und funfzig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, das ist, drey Menschenalter nach dem trojanischen Kriege gelebt habe. Er konnte also, dieser Rechnung nach, in seiner Kindheit von alten Leuten, die mit bey der Belagerung von Troja gewesen waren, das Wunderbare derselben gehört, und mit Griechen in Europa und Asien gesprochen haben, die den Ulysses, Achilles und Menelaus persönlich gekannt hatten.

Die Geschichte dieser Belagerung, die noch ganz neu war, entflammte sein poetisches Genie. Er wollte durch sie seinen Namen auf die Nachkommen bringen. Die Iliade verewigt so wohl ihn, als die Helden, die er darinne besungen hat. Aber eben dieses Gedicht, das seine Ehre beförderte, war auch der Grund seines Unglücks. Es ward ihm gestohlen. Der Grammatikus Thestorides war es, der diese Niederträchtigkeit begieng.

Obgleich Griechenland noch keine so großen Schriftsteller hervor gebracht hatte, so war es doch reichlich mit mittelmäßigen, oder noch weniger als mittelmäßigen Autoren versehen. Sie lagen einander beständig in den Haaren; Haß und Eifersucht herrschten zwischen ihnen, und es wär keine Bosheit, keine Niederträchtigkeit, die sie nicht gegen einander verübten. Der Glanz einer geringen Ehre oder eines schmutzigen Gewinnstes, bewog sie zu den abscheulichsten Handlungen. Besonders

sonders legten sie sich aufs Stehlen fremder Werke, und der arme Homer war das Opfer der schändlichen Raubsucht der Gelehrten seiner Zeit. Die Schlinge ward ihm in der Stadt Phocäa gelegt, in eben der Stadt, deren Einwohner nach der Zeit Marseille erbaueten.

Homer hatte sich nach Phocäa gewandt, nachdem er den größten Theil Griechenlandes von einer Stadt zur andern durchzogen, und allenthalben seine Werke a) abgesungen hatte, womit er, wie einige sagen, seinen Unterhalt verdienen mußte. Man weis, daß unsere **Troubadours** oder Meistersänger es eben so machten; sie zogen im Lande herum, hatten ihre Weiber und Kinder bey sich, die ihnen Reime schmieden halfen; außer diesen wurden sie auch noch von Sängern und Instrumentspielern begleitet. Sie wurden von Prinzen und Vornehmen, die sie zu belustigen und zu schmeicheln wußten, wohl aufgenommen, mit zur Tafel gezo-

a) Im Französischen wird das Wort réciter gebraucht. Wer es durch ablesen übersetzen will, wird auch nicht unrecht thun. Man muß sich ohnedem unter dem damaligen Absingen keinen künstlichmelodischen Figuralgesang vorstellen, sondern aufs höchste eine etwas buntere Art der Declamation, so wie etwan der heutige Recitativstyl beschaffen ist. Wenn Instrumente zur Begleitung hinzu gekommen sind, so werden sie ohnfehlbar mit der Singestimme all' unisono gespielt haben; weil es ungewiß ist, ob man zu den Zeiten des Homers etwas von der Harmonie gewußt hat.

gezogen, und mit Kleidern beschenkt: eine Ehre, die damals sehr viel bedeutete. Der Abt Massieu vergleicht diese Pilgrimme mit unsern Comödianten, die im Lande herum ziehen.

Der griechische Poet sang seine Verse den Einwohnern zu Phocäa vor, und diese waren ganz entzückt davon. Aber Thestorides, der Witzling der Stadt und der Crösus unter den Autoren, wollte es nicht bey einer leeren Bewunderung bewenden lassen. Er erbot sich, dem Homer Wohnung, Tisch, und alles Nothwendige frey zu geben. Nur eine einzige Bedingung fügte er seiner so scheinbaren Gütigkeit bey; daß ihm nemlich Homer seine Gedichte mittheilen solle. Der Poet, der sich in der äusersten Dürftigkeit befand, hielt sich auf einmal für glücklich. Er nahm den Vorschlag an, und gab alle seine Gedichte dem Thestorides.

Kaum hatte sie dieser in den Händen, als er sich für den Verfasser derselben ausgab. Und um die Welt desto besser zu hintergehen, verließ er so gar Phocäa, und gieng nach Chios. Hier suchte er sich recht berühmt zu machen, indem er kühn von allem sprach, und über alles urtheilte. Er las die Gedichte des Homers mit Nachdruck ab. Er befliß sich, die Bewegung und das Feuer in seine Declamation zu bringen, die so sehr den Verfasser von einem bloßen Acteur unterscheiden. Aber es ließ sich niemand vom Thestorides betrügen. Man erkannte so gleich das Genie des Homers an der edlen Einfalt, mit welcher die Natur ausgedrückt war; an der Poesie, die lebhaft, stark,

harmonisch und voller Bilder war; an der Gelehrsamkeit, wenn er auf eine angenehme Art die Kunst zu kriegen, die Sitten und Gewohnheiten verschiedener Völker, die Gesetze und die Religion der Griechen, den Charakter und das Genie ihrer Häupter, die Lage der Städte und Länder beschreibt. Man gab daher dem Homer bey Zeiten von der Betrügerey des Thestorides Nachricht.

Homer, der darüber fast in Verzweifelung gerieth, eilte so gleich nach Chios, um den Betrüger schamroth zu machen. Thestorides aber hatte sich aus dem Staube gemacht, da er von der Ankunft des Homers Nachricht erhalten hatte, der eine so wohl als der andere waren eine Zeit lang das allgemeine Gespräch von Griechenland. Der Poet schwor, daß er den Grammatikus allenthalten aufsuchen wolle. Endlich aber zwang die Armuth den Homer seine Rache und seine Reisen zu endigen, zu Chios zu bleiben, und daselbst eine Schule anzulegen. Man sieht noch vier Meilen von der Stadt, am Ufer des Meeres, die Sitze seiner Schüler und seinen Lehrstuhl in einen Felsen gehauen. Er verheyrathete sich, fuhr fort Verse zu machen, und verfertigte die Odyssee, um zu zeigen, daß er allein im Stande gewesen sey eine Iliade hervor zu bringen; ein unzulänglicher Beweiß, wenn wir einigen Kunstrichtern glauben.

Was für ein Unterschied, sagen sie, ist zwischen den beyden Gedichten! Sie scheinen gar nicht aus einer Hand zu kommen. Homer selbst, setzen sie hinzu, empfand diesen erstaunenden Abfall.

Er war nie im Stande sich wegen der Beraubung seines schönsten Werks zu trösten; und die Betrübniß, daß er den Thestorides seines Diebstahls wegen nicht zu Schanden machen konnte, trug weit mehr zu seinem Tode bey, als das Alter, die Krankheit und seine äußerst elenden Umstände. Die Philosophen aber und alte Leute geben insgemein der Odyssee den Vorzug.

Dem sey nun wie ihm wolle; lange Zeit nach seinem Tode richtete man ihm Bildsäulen und Tempel auf. Sieben große Städte stritten sich um die Ehre seines Geburtsortes; eben die sieben Städte, die ihn bey seinem Leben hatten betteln gehen lassen.

Archilochus
und
Lycambus.

Archilochus war von Paros gebürtig, und lebte ohngefehr sechs hundert vier und sechzig Jahr vor Christi Geburt. Man schreibt diesem Poeten die Erfindung der jambischen Verse zu; aber diese Erfindung gereicht ihm zur Schande. Die Raserey war es, die ihn begeisterte, und ihn statt der Muse diente.

a) „Archilochus in Wuth bewafnet sich mit „Jamben.„

Nie ist ein Herz so von Haß und Rache erfüllt gewesen. Horaz, Juvenal und Despreaux sind bey weiten so beissend nicht. Als Archilochus endlich müde ward seine Feinde zu verfolgen, so griff er endlich selbst seine Freunde und Anverwandten an. Es ist kein Bubenstück, das er seiner Mutter nicht nachsagte. Seine satyrische Wuth gieng so weit, daß er so gar sich selbst nicht schonte. „Ohne ihn, sagt Critias, würden wir „nicht wissen, daß ihn Hunger und Dürftigkeit „nöthigten die Insel Paros zu verlassen, und auf „die Insel Thasus zu fliehen; wir würden nichts „von der Unverschämtheit seiner unsinnigen Muse, „von der Furcht die er iedermann einjagte, von „dem Hasse den man gegen ihn hegte, von seinem „schändlichen Leben, von seiner Poltronerie, von „der Schande, da er den Schild wegwarf, wissen, „wenn er nicht alles selbst gesagt hätte.„

Sein Streit mit dem Lycambus kommt daher, daß dieser leztere, der selbst ein Freund der Wissenschaften, aber ein Feind der Unverschämtheit und des Mißbrauchs der Poesie war, ihm seine Tochter nicht zur Ehe geben wollte. Archilochus glaubte ein Recht an ihr zu haben, weil man sie ihm anfänglich versprochen hatte.

a) Archilocum proprio rabies armavit jambo.

Es mochte nun seyn, daß er entweder wirklich in die Tochter des Lycambus verliebt war, oder daß man sie ihm in beleidigenden Ausdrücken abgeschlagen hatte, genug, er dachte auf eine nachdrückliche Rache. Seine Waffen waren die Satyre; er ergriff sie, und ließ seine Galle Stromweise aus.

Den Vater des Mädchens traf das Ungewitter zuerst. Brocardicà, Sarcasmata in jambischen Versen strömten haufenweise über ihn her. Der Versprochenen gieng es nicht besser; sie ward mit Schmähschriften allenthalben verfolgt. Diese Pfeile, die wider den Lycambus und seine Tochter abgeschossen wurden, waren für sie tödtliche Geschosse. Beyde erhenkten a) sich, wie man sagt, aus Verzweifelung.

Archi-

a) Man nehme zu diesem Beyspiele noch folgende, wenn man sehen will was für ein mörderisches Gewehr die Satyre und die Critik ist, wenn sie zu weit getrieben werden. Hipponax brachte zween Bildhauer so weit, daß sie sich erhenkten, weil er Satyren auf sie gemacht hatte. Ein Schüler des Pythagoras that eben dasselbe, weil ihm sein Lehrer öffentlich einen derben Verweiß gegeben hatte. Diodorus Cronus starb vor Verdruß, weil er einige Schwierigkeiten der Logik nicht hatte heben können, die man ihm über der Tafel eines egyptischen Königs vorgelegt, und worüber dieser König ihm einige Spöttereyen gesagt hatte. Der Cardinal Spinola starb gleichfalls, als der König Philipp II, in Ungnade zu ihm gesagt hatte: Cardenal, yo soy el Présidente. Ein junger Mensch aus

Archilochus, der mit zweyen Personen, die er seiner Wuth aufgeopfert hatte, noch nicht zufrieden war, wollte seine zerrissene Heyrath an der ganzen Familie rächen. Er machte allerhand geheime und nachtheilige Nachrichten von ihr bekannt, und man hält dieses wenigstens für die Ursache, weßwegen zwo andere Töchter des Lycambus dem Beyspiel ihres Vaters folgten.

Einige eben so boshafte Köpfe, als Archilochus war, belustigten sich an seinen Schmähschriften; aber das Publicum ärgerte sich daran. Eine solche Frechheit schien die Pest eines Staats zu seyn. Man wollte ihn in Verhaft nehmen. Die schädlichen Grundsätze, die abscheuliche Moral die dieser Poet vortrug, und mit einem heftigen und starken Ausdrucke begleitete, machten ihn durchgängig verhaßt. Sparta verbot seine Gedichte zu lesen, und überhaupt alles, was er nur schreiben möchte. Man glaubt selbst, daß er eines Verses wegen aus der Republik sey verbannet worden, in welchem er sagt, **daß man lieber die Waffen wegwerfen als sich ums Leben bringen lassen solle.** Man betrachtete ihn als einen Verräther.

Pindarus sagt, daß, ob sich gleich Archilochus vom Schimpfen gemästet habe, so sey er doch bis-

aus Languedoc fand seinen Tod über einer Critik, die ihm Etoile über ein Trauerspiel machte, das er aus seiner Provinz mitbrachte und für ein Meisterstück hielt.

bisweilen in sehr kümmerlichen Umständen gewesen.

Aber er spottete über alles, über Armuth und Exilium. Der Wein, die Poesie und die Liebe waren sein Trost. Es gieng ihm nichts weiter zu Herzen, als der Tod des Lycambus und seiner Tochter; doch suchte er seine Betrübniß zu lindern, indem er sang und auf einem Instrumente darzu spielte: denn er war ein Tonkünstler, so wie alle Dichter der damaligen Zeit. Er machte auf dieses unglückliche Opfer die Verse, die Amyot so übersetzt:

Pour lamenter, mon mal ne guerirai;
Ni, pour jouer, je ne l'empirerai.

„Ich werde mein Unglück nicht heben,
„wenn ich klage, und es nicht verschlimmern,
„wenn ich mich lustig mache.„

Dieser mörderische Satyrenschreiber ward endlich selbst ermordet. Man rächte mit dem Schwerdte die Dolchstiche, die seine Jamben in manches Herz gethan hatten.

Diese Art von Versen ist merkwürdig, weil einige blos declamirt, die andern aber gesungen wurden. Die ersten wurden mit dem Klange einer Cyther begleitet. Bey den andern, die gesungen wurden, richtete sich das begleitende Instrument genau nach den Tönen, die der musikalische Dichter angab.

Sopho=

Sophocles und Euripides.

Diese sind der Corneille und der Racine Griechenlands. Rotrou, der Zeitverwandte unsers ersten französischen Tragödienschreibers, und der Vorgänger des andern, diente allen beyden zu Wegweisern. Aeschylus war vor den beyden griechischen Tragödienschreibern vorher gegangen, und hatte allen beyden auf die Spur geholfen. Sie durften sie nur zur Vollkommenheit bringen. Corneille aber, der das Werk kaum angelegt fand, hatte weit mehr Hindernisse zu übersteigen, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Euripides und Racine fanden den Weg schon gebahnt; sie durften nur wählen, nur ihren Flug nach einem gewissen Ziele richten, nur sich eines hellen und sichern Lichtes bedienen, das ihren Weg erleuchtete. Vielleicht hätte sich ihr Genie nicht ausgebildet, wenn sie nicht so viel vorgearbeitet gefunden hätten.

Zu den Zeiten des Aeschylus war der griechische Schauplatz, ob er gleich seit dem Thespis sich sehr verbessert hatte, noch ein wenig unförmlich. Man verstieß nicht selten wider die Regel der drey Einheiten; man übersah den Plan eines Stücks nicht gehörig; man übertrieb die Charactere.

Man

Man brachte unnatürliche und riesenmäßige Empfindungen, harte, höckeriche, dunkle, verworrene Ausdrücke, die schrecklichsten und unwahrscheinlichsten Situationen auf das Theater. Aeschylus, der öfters schwülstig, stets aber wüthend war, schlug, donnerte ohne Aufhören. Er schreckte seine Zuschauer durch die gräßlichsten Vorstellungen. Man sagt, daß mehr als einmal Kinder vor Entsetzen des Todes auf seinem Schauplatze gewesen sind. Schwangere Weiber verlohren ihre Leibesfrucht. Diese Fehler des Schauplatzes waren von der erstaunlichen Einbildungskraft des Poeten, von seiner hohen und stolzen Seele, von seiner Art die Gegenstände zu fassen und stark und lebhaft vorzustellen, unzertrennlich.

Sophocles kam, verbesserte diese Fehler, und brachte alles auf Ordnung, Wahrscheinlichkeit und Anstand zurück. Seine Plane waren regelmässig; seine Charactere schön, edel und ausgeführt; seine Gemälde lebhaft; seine Gedanken erhaben und wahr; seine Sprache schön, majestätisch und fließend. Man nannte ihn insgemein die **attische Biene**, oder die **attische Syrene**.

Sophocle enfin, donnant l'essor à son génie,
Accrut encor la pompe, augmente l'harmonie.

„Sophocles endlich, der seinem Genie
„den Schwung gab, setzte mehr Pracht hin-
„zu, und vermehrte die Harmonie.„

Euripides schwung sich nicht so hoch. Er malte den Menschen so wie er wirklich war. Das

Natür-

Natürliche, das Zierliche, das Leichte, das Angenehme macht seinen Character aus. Er rührt, er interessirt, er redet beständig fürs Herz, und gewinnt es. Sophocles erhebt die Seele, erweitert die Begriffe. Man bewundert den ersten, und liebt den andern. Euripides ist voll von kurzen Sentenzen, von hin und her zerstreueten aber hervor leuchtenden Maximen, die aufmerksam machen, weil sie wahr sind, die dem Zuschauer zuvor kommen, ihn aufwecken und in Bewegung setzen, die endlich die Güte der Stücke entscheiden. Man wirft ihm vor, daß er öfters zur Unzeit Anspielungen mache, daß er mehr Portraits als Gemälde schildere. Seine Abneigung gegen das schöne Geschlecht verräth sich bey allen Gelegenheiten. Man warf ihm vor, daß er es alle Weiber wolle entgelten lassen, seitdem er die Untreue der seinigen erfahren habe. Die komischen Poeten spotteten daher auch über ihn, und gaben ihm den Titel Misogynes.

Mit einem Worte, Sophocles und Euripides waren die Ehre und das Vergnügen der Stadt Athen. Bewunderung und Beyfall waren unter sie gleich getheilt. Da sie nun alle beyde selbst viel auf sich hielten, so war es leicht möglich, daß sie gegen einander in einen unversöhnlichen Haß geriethen. Die Eifersucht war die Quelle desselben. Athen, das blühende Athen ließ allen beyden Gerechtigkeit wiederfahren; nur sie allein wollten einander keine wiederfahren lassen. Der Beyfall, den einer erhielt, quälte den andern.

Es scheint, daß Sophocles dabey am meisten Unrecht gehabt habe.

Diesem Poeten, der so oft in allen Arten gelehrter Wettstreite den Sieg erhalten hatte, und seit langer Zeit an den Beyfall seiner Mitbürger gewohnt war, wurden die Lobsprüche derselben unentbehrlich, und niemand sollte sie mit ihm theilen. Er sahe sich für den Monarchen des Schauplatzes an. Da er nicht glaubte, daß es ihm iemand iemals gleich thun könnte, so ermunterte er selbst den Euripides, so bald er nur eben diese Bahn betrat. Er sahe ihn als einen Schatten an, der den Glanz seines großen Ruhms noch mehr erheben sollte. Dem zu Folge, nahm er ihn zu sich, und gab sich selbst Mühe ihn zu bilden.

So bald aber als er seinen Schüler im Stande sahe, ihm selbst den Rang in der tragischen Dichtkunst streitig zu machen, verdammte er sein eigen Werk. So machen es viele Schrifsteller und Künstler, die unter den Künsten grau geworden, und von ihren Verdiensten trunken sind, in Ansehung der jungen Leute, die es so weit gebracht haben, daß sie nun ihre Nebenbuhler sind. Nachdem sie erst ihre Beschützer gewesen, und die Fähigkeiten derselben gelobt haben, so werden sie nun ihre fürchterlichsten Feinde.

Sophocles brachte den Parnaß in Uneinigkeit. Er hatte bisher den Held, den Autor, dem es um nichts weniger als seine eigene Ehre zu thun ist, der nur das Wachsthum der Kunst, nur seine Ruhe, seine Freyheit, den Frieden und die

Einigkeit unter den Kunstverwandten sucht, vortrefflich gespielt. Alle diese großen Gesinnungen aber wurden auf einmal widerlegt. Athen ward getheilt. Der eine Theil hielt es mit dem Sophocles, der andere mit dem Euripides.

Euripides wollte sich nicht einlassen; es sey nun, daß er es aus einer natürlichen Bescheidenheit oder aus Achtung gegen seinen ehemaligen Lehrmeister that. Er that nichts, was wider den Wohlstand gewesen wäre. Er schrieb so gar an den Sophocles einen artigen Brief, als dieser mit allen seinen Manuscripten sich in ein Schiff gesetzt hatte, um nach der Insel Chios zu fahren, und unterwegens in große Gefahr des Schiffbruchs gerathen war. Er meldete ihm in diesem Briefe, wie viel Aufsehens diese Begebenheit in Athen gemacht habe; wie groß die Gefahr sey, welcher die Republik der Wissenschaften ausgesetzt gewesen, und wie die Vorsehung besonders besorgt gewesen sey, dem Vaterlande, dem menschlichen Geschlechte einen Mann wieder zu geben, der sich so sehr verdient um dasselbe gemacht habe.

Eine freundschaftliche Begegnung entwafnet den Neid, aber selten den Neid der Poeten. Sophocles glaubt sich durch diese Großmuth beschimpft. Er schmält und schreibt so viel wider seinen Nebenbuhler, daß dieser endlich die Geduld verliehrt, und Schimpfworte mit Schimpfworten vergilt. Sie sagen einander das Empfindlichste nach; sie werfen einer dem andern vor, daß sie sich unanständiger Mittel bedienten, um den Beyfall

fall zu erschleichen, daß sie die Leidenschaften gar nicht zu brauchen wüßten, und überhaupt nichts vom Theater verstünden. Sie legen einander Fehler zur Last, die sie nicht haben, und lassen die unberührt, die sie wirklich haben, das Leere der Handlung in ihren Stücken, und die Declamation.

Diese Critik, die anfänglich blos ihre Werke betraf, zog bald Persönlichkeiten nach sich. Sophocles warf dem Euripides vor, daß er das Geld liebe, und sich habe erkaufen lassen, wider die Lacedämonier, wider ihren König, wider das weibliche Geschlecht überhaupt, und besonders wider die Medea los zu ziehen. Dieser hingegen erneuerte gegen den Sophocles den Vorwurf der Gottlosigkeit und Atheisterey.

Mitten unter diesen Zänkereyen, diesen Vorwürfen, von denen die ganze Stadt Athen Zeuge war, und worüber die Liebhaber seufzeten, sahe man öfters neue Stücken von Seiten dieser beyden großen Genies hervor treten. Sie machten sich ihre gegenseitige Eifersucht zu Nutze, und das scharfsichtige Auge der Critik trieb sie an, einander die Lorbern aus den Händen zu reissen.

Nachdem sie bisher über verschiedene Materien gearbeitet hatten, so wählten sie nun eine einzige, und schlugen sich gleichsam in den Schranken herum. Ihr Anhang lobte oder verwarf, nannte dies göttlich, jenes abscheulich, nach dem Verhältnisse, in welchem sie mit den Streitern standen. So haben wir die Herren Crebillon und Voltaire

gegen einander im Orest, in der Semiramis und im Catilina streiten sehen. Paris war eben so getheilt als Athen; und es ist für den Verfasser des Rhadamist ein hinlänglich schöner Triumph, daß er noch bis ietzt einige Anhänger zählt.

Die Eifersucht der beyden berühmten griechischen Tragödienschreiber hatte ihre Grenzen; sie verwandelte sich in eine edle Nacheiferung. Sie söhnten sich mit einander aus. Ein Brief des Euripides versichert uns davon: „Die Unbeständ„digkeit ist nicht mein Character. Ich habe mei„ne Freunde beständig behalten, den Sophocles „allein ausgenommen; und doch habe ich ihn nie „gehaßt, ob ich ihn gleich nicht mehr besucht habe. „Ich habe ihn stets bewundert. Ein hartes Ver„fahren hat mich von ihm abgewandt; aber ich „habe mich wieder mit ihm vereinigt, nachdem er „gütiger gegen mich geworden ist. Ich hoffe, „daß unsere Vereinigung durch die Länge der Zeit „noch dauerhafter werden wird. Was für einen „tödtenden Verdruß verursacht dieselbe nicht ge„wissen boshaften und zanksüchtigen Gemüthern, „die ihre Freude an unserer Uneinigkeit hatten, „und alles anwandten, um sie zu unterhalten.„

Die Verdrüßlichkeiten, die sich Euripides zuzog, da er ein Anhänger des Sokrates ward, und das Mißvergnügen, das er von Seiten seines Vaterlandes erfuhr, nöthigten ihn, dasselbe zu verlassen. Er begab sich zum Könige in Macedonien, Archelaus. Dieser Prinz erwieß den Gelehrten die vorzüglichste Achtung. Man sagt so gar,

daß er den Euripides zu seinem Premierminister gemacht habe.

Das Ende der beyden Zierden des griechischen Schauplatzes war eben so unglücklich, als ihr Leben berühmt gewesen war. Sophocles erstickte, wie man sagt, indem ihm der Kern einer Weinbeere im Halse stecken blieb. Euripides, der sich in einem Walde verirrt hatte, ward von den Hunden des Archelaus angefallen, und in Stücken zerrissen. Einige andere behaupten, daß er seinen Tod unter den Händen der Weiber gefunden habe. Sophocles, ob er gleich weit älter war, überlebte ihn dennoch. Die Undankbarkeit der Kinder des Sophocles ist sehr bekannt. Da er ihnen zu lange lebte, und sie auf ihre Erbschaft so lange nicht warten wollten, zu welcher sie bey seinem hohen Alter ein näheres Recht zu haben glaubten, so thaten sie dem Rathe die Vorstellung, daß ihr Vater zum Kinde geworden, und unfähig sey, sein Vermögen länger zu verwalten. Wie vertheidigte sich Sophocles gegen seine Kinder? Er zeigte den Richtern seinen **Oedipus**, ein Trauerspiel, das er nur erst fertig gemacht hatte; und nie ist ein Angeklagter geschwinder losgesprochen, und mit so viel Ruhm und Beyfall zurück geschickt worden.

Aristo-

Aristophanes
und
Sokrates.

Der Name des Sokrates ist ein Lobspruch. Die Griechen haben keinen würdigern Mann gehabt; er ist ihr vornehmster Weise. Sokrates hatte alle Professionen versucht. Er war ein Soldat, ein Maler, ein Philosoph, ein Redner, ein Poet, ein Grammatikus, ein Gelehrter, ein Mann der besonders reich an witzigen Einfällen, und voller großen Grundsätze war. Er declamirte sein ganzes Leben hindurch wider den Stolz der Großen und wider die Reichthümer. Seinen Schülern empfahl er drey Stücke, die Vorsichtigkeit, das Stillschweigen und die Keuschheit. Er gab sich nicht dafür aus, daß er sie alle dreye ausgeübt hätte. Er hatte die Leidenschaften so gut als andere Menschen gekannt, sie waren so gar bey ihm lebhafter als bey andern gewesen. Er wollte aber, daß man sich seine Fehler zur Warnung dienen ließe. Von dem weiblichen Geschlechte hatte er eine schlechte Meynung, und machte sich auf ihre Rechnung durch allerhand Vergleichungen lustig, die zu seiner Zeit sehr gefielen, heut zu Tage aber für sehr abgeschmackt würden gehalten werden. Man zog ihn in allen Stücken zu Rathe. Man suchte bey ihm den

Schatz aller menschlichen Kenntnisse, ob er gleich selbst beständig sagte: **Ich weiß nichts als das einzige, daß ich nichts weiß.**

Viele Leute aber wollten bemerkt haben, daß seine Bescheidenheit blos in den Worten bestünde; daß seine Aufführung nichts weniger als bescheiden sey; daß der Stolz, über die Gemüther der Menschen zu herrschen, seine Hauptleidenschaft sey; und daß, da er die Republik Athen regiere, er sich auch zum Gebiether der gelehrten Republik aufwerfen wolle. Seine Feinde gaben es für unanständig aus, daß ein Bürger eine Art von Richterstuhl aufrichtete, und alle Schriftsteller vor denselben ziehen wollte: so daß neue Werke, und besonders theatralische Stücke, erst seinen Beyfall haben müßten, ehe sie an den Beyfall des Publicums Anspruch machen könnten.

Sokrates selbst gieng selten in die Schauspiele; er hatte so gar sehr strenge Begriffe darüber. Man beschwerte sich aber, daß er noch zu oft bey denselben erschiene; daß seine Gegenwart nicht allein beschwerlich sey, sondern so gar Unruhe und Verwirrung daselbst anrichte.

Zu Athen, so wie zu Paris, waren die Zuschauer, wenn ein neues Stück aufgeführt werden sollte, eben so dafür oder dawider eingenommen, nachdem sie entweder Freunde oder Feinde des Verfassers waren, und seine Denkungsart mit der ihrigen überein kam. Sokrates tadelte die Lustspiele des Aristophanes; sie schienen ihm von sehr schlechtem Geschmack zu seyn.

Wenn

Wenn ein Stück von diesem Comödienschreiber vorgestellt ward, wo das Volk haufenweise zulief, und Sokrates das geringste wider das Stück und den Verfasser zu erinnern hatte, so warfen ihm die Vertheidiger des letztern vor, daß er alle ersinnliche Mittel angewandt habe, das Vergnügen der Athenienser zu stören, und den theatralischen Vorstellungen zu schaden. Sie setzten hinzu, daß es nicht allein auf die Declamation dieses witzigen Philosophen ankäme, ob er gleich aus den geringsten Fehlern des Ganzen und seiner Theile Ungeheuer mache, sondern daß er mit seinen Reden und declamiren auch andere verführte; daß seine Urtheile, als Orakelsprüche, von einem Haufen geringer Leute, die er sich ganz unterthänig gemacht, wiederholt würden. Diese Tadler, sagten sie, tadeln nur, um die Mine der Tadler zu haben; weil es ungewöhnlich ist; weil man sie dadurch für Kenner halten soll, die den Ruhm mit dem großen Sokrates theilen.

Zwanzig Critiken unter verschiedenen Titeln, flogen indeß in Athen herum, in denen man zu beweisen suchte, daß Aristophanes niemanden gefallen sollte. Dieser vortreffliche Comödienschreiber aber hatte unterdessen auch seine Anbeter. Sein Anhang trat gegen die Gegenparthey auf. Eben so geht es bey uns, wenn ein neues Stück auf das Theater gebracht wird, und der Verfasser desselben in einigem Rufe steht. Man kann sich an der Zahl seiner Partheygänger und seiner Feinde zwo Armeen vorstellen, die gegen einander zu

Felde ziehen. Aber was richten sie mit den Anfällen aus, die sie auf einander thun? a) Nichts, wie einige Personen sagen.

Aristophanes erfuhr zeitig genug alle Ironien, Critiken und Spöttereyen des Sokrates. Der Krieg ward von Stund an angekündigt. Die Klugen ärgerten sich, als sie ihr Haupt mit einem Comödianten in Streit verwickelt sahen. Dieser schonte nicht. Von langen Zeiten her gewohnt, allen Wohlstand aus den Augen zu setzen, bekannte Begebenheiten, wirkliche Geschichte, die Namen unverändert, die eigentliche Kleidung, die Manieren, und so gar das Gesicht durch ähnliche Masquen auf den Schauplatz zu bringen; gewohnt, niemand zu schonen, und so gar die vornehmsten der Republik, die Generale der Armee, die

a) Riccoboni kann sich nicht einbilden, daß die Cabale den Fall eines guten Stücks befördern könne. Ja freylich, die Cabale wird nie machen, daß ein gutes Stück fällt; aber wie viel schlechte Stücke bringt sie nicht empor, wenigstens auf einige Zeit? Dergleichen Glück, das ein schlechtes Stück macht, benimmt einem guten Autor den Muth, und bringet ihm bisweilen einen Abscheu gegen den Schauplatz bey. Der französische Schauplatz ist seit acht bis neun Jahren weit ruhiger und ordentlicher geworden, als er vor dem war, da man schrie und pfiff wie man wollte, und sich alle Ungezogenheiten erlaubte. Sollte er dabey nicht gewonnen haben? Ganz gewiß. Aber das Parterre? Ebenfalls, wenn die Franzosen aufgehört haben, Franzosen zu seyn.

die Richter des Areopagus lächerlich zu machen, glaubte er nicht, einem Weisen viel Ehrerbietung schuldig zu seyn, der sich selbst vergaß, und den er nur dem äußerlichen Scheine nach für einen großen Mann hielt. Aristophanes machte demnach Gebrauch von seinen Talenten, und stellte den Sokrates öffentlich auf dem Theater vor.

Sokrates gab, bey aller seiner Weisheit, dennoch Gelegenheit zum Spotten. Das Orakel zu Delphis, das ihn den weisesten Mann von Griechenland genannt hatte; der Eifer, womit er alle Sekten verfolgte, und es mit keiner halten wollte; sein Haß gegen alles was Mode war, gegen die Artigkeit, gegen die Pracht, gegen die Vergnügungen und gegen die Schauspiele; sein verdächtiger Geschmack; seine Art karg zu wirthschaften; der Genius, mit dessen Eingebungen er sich rühmte; alles, bis auf seine Geburth und Handthierung, diente zu Waffen wider ihn. Der Poet durfte nur die meisten dieser Züge zusammen nehmen; er machte daraus eine Comödie, die er die Wolken betittelte.

Sokrates ward darinne von Ehrsucht aufgeblasen vorgestellt, wie er ohne Unterlaß sein eigen Lob pries. Er wiederholte alle Augenblicke, daß er zu den Geheimnissen der Natur eingeweihet, und vom Himmel gesandt sey, die Erde zu erleuchten; daß die Jugend zu ihm käme, um sich von ihm unterweisen zu lassen; daß er eine Lehrart habe, mit welcher die Ehre und die Glückseligkeit der künftigen Menschengeschlechter verbunden wäre.

Nachdem er nun ruhmredig genug von sich selbst gesprochen hatte, fieng er an über Götter und Menschen Satyren zu machen.

Aristophanes läßt ihn hierauf einige seiner seltenen Eigenschaften zeigen. Er unterrichtet einen alten Hausvater, der mit Schulden beladen ist, und ihn um die Mittel befragt, wie er seine Gläubiger und Richter betrügen könne, in der Kunst zu betrügen. Dieser Alte, der seiner Jahre wegen sich nicht vermögend hält seinem Rathe zu folgen, holt seinen Sohn, damit er bey Zeiten lernen könne diese abscheulichen Grundsätze in Ausübung zu bringen. Der Sohn, der die Zeit nicht erwarten kann, seine Geschicklichkeit, und was er in dieser Schule gelernt hat, zu zeigen, macht einen Anfang, und schlägt seinen Vater.

Man urtheile selbst, wie dem gemeinen Haufen eine Comödie von diesem Inhalte müsse gefallen haben, da sie von einem vortrefflichen Comödienschreiber verfertigt war, der alles mit dem lebhaftesten, glänzendsten, verwegensten und stärksten Pinsel malte; der seine Schilderungen stets übertrieb, und es an groben Anspielungen nicht fehlen ließ.

Wir haben nichts in Europa, was uns von dem Lustspiele der Griechen einen richtigen Begriff geben könnte. Die italiänische Comödie ist nichts als ein Mischmasch von extemporirten Einfällen, die meistentheils weder Vernunft noch Geschmack haben. Den Spaniern fehlt es an Naturell und Regelmäßigkeit; sie haben einen Gracioso, eine

Art

Art von Harlequin, über den sie nie mehr lachen, als wenn er bey dem wunderlichen Namen unbekannter Heiligen schwört. Das englische Lustspiel hat nichts mit dem griechischen gemein, als das Obscöne in der Handlung und in den Dialogen. Die französische ist mehr in dem Geschmacke des Menanders als des Aristophanes. Wenn man von diesem letztern ja bisweilen etwas antrifft, sein lustiges Wesen, seine liebenswürdige Unordnung, seine Narrenpossen, seine spitzigen und schmutzigen Einfälle, so ist es nur auf dem Schauplatze unserer italiänischen Comödie, oder der Banden, die auf den Märkten herum ziehen; Schauplätze, die zu allen Zeiten im Besitz des groteſque komischen gewesen sind, und die Gestalt, die Stimme, die Bewegungen, die Manieren derer haben vorstellen dürfen, die man als Gegenstände des allgemeinen Gelächters angesehen hat.

Die Comödie, **die Wolken**, hatte besonders das Verdienst, daß sie sich zu der Zeit und den Umständen schickte. Der Verfasser dieser Satyre auf den Sokrates, mischte geschickt das Lob der Athenienser darein. Sie hätten ihn verurtheilen, und strafen sollen, daß er sich zu einem öffentlichen Richter aufwarf, und sich an dem Rufe eines so ehrwürdigen Bürgers vergriff. Aber die Rotte der Feinde des Sokrates belohnte vielmehr den Aristophanes. Die Liebe zur Gleichheit, das Vergnügen, in einer Republik das Verdienst, das sich empor schwung und gefährlich ward, unterdrückt zu sehen, verblendete sie, daß sie nicht sahen,

wie übertrieben die Critik war; und obgleich das Stück anfänglich ausgepfiffen ward, so beehrten sie doch in der Folge den Poeten mit einem Olivenkranze.

Man hat mehr als einmal bey uns die Comödie nach der Art des Aristophanes eingerichtet, und sie in ein satyrisches Gespräch verwandelt. Der Abt Saint-Pierre mißbilligte in gewissen Fällen diese Gewohnheit gar nicht. Er wollte, daß der Schauplatz zu einem Verbesserungsmittel wider die Ausschweifungen des menschlichen Verstandes gemacht würde; daß man nicht mit Strenge gegen die Schwärmer verfahren, sondern sie auf den Schauplätzen lächerlich machen sollte, welches man so gar auf den Jahrmärkten und in den Marionettenbuden thun könnte; daß man diese Schauspiele **gratis** halten sollte. Aber eine zu große Freyheit ist weder unsern Sitten noch unsern Gesetzen gemäß. Wenn man sie auch ehemals in Athen belohnte, so ward man doch bald die Mißbräuche derselben gewahr. Eben dieses Athen verbot nach der Zeit wirkliche Begebenheiten auf das Theater zu bringen, und die Personen zu nennen. Dieser Zwang, blos erdichtete Materien und Namen auf den Schauplatz zu bringen, war die Epoche der guten Comödie des Menanders und Philemons, die man die **neue Comödie** nannte, um sie von der **alten**, deren närrischer und schmutziger Styl dem Wagen des Thespis zu ähnlich war, und von der **mittlern** zu unterscheiden, die zwar regelmäßiger in ihrem

Plane,

Plane, aber nicht bescheidener und unschuldiger war.

Die Art, mit welcher sich Sokrates betrug, als man die **Wolken** ankündigte, zeigt den Character dieses Philosophen. Man meldete ihm den Tag, an dem sie sollten aufgeführt werden, und er war der erste auf dem Schauplatze. Er setzte sich so, daß er von allen konnte gesehen werden, gab zu den Stellen, die auf seine Kosten am meisten belacht wurden, seinen Beyfall, stand verschiedenemal auf, um sich den Fremden zu zeigen, die ihn gern sehen wollten, und gieng zuletzt wieder vom Schauplatze hinweg. Man wußte nicht, wer am ersten würde müde werden, ob die Zuschauer, welche lachten, oder Sokrates, der sich auslachen ließ. Es dünkte ihm damals nicht anders, als ob er bey einem herrlichen Gastmaale, wo alles von Freuden trunken wäre, sich befände, und wo die Gäste nur ihren Scherz mit ihm trieben, um zu zeigen, was er für ein Mann wäre, und um die Lust des Festes noch mehr zu vergrößern.

Man hat behaupten wollen, daß **die Wolken** traurige Folgen gehabt, und viel zu dem Tode des Philosophen beygetragen hätten. Aber worauf will man das gründen? Man klagte ihn nicht eher schwerer und tödtlicher Verbrechen wegen an, als drey und zwanzig Jahr nach der Vorstellung dieses Stücks. Es scheint, daß es weiter keine Folge gehabt, als daß die Einwohner von Athen darüber gelacht haben. Sollten die Richter des Areopagus wohl ein Todesurtheil gesprochen

chen und Narrenpossen zum Grunde angeführt haben?

Plato außerdem, der große Plato, der Schüler und Vertheidiger des Sokrates, lobt selbst den komischen Dichter, und sagt, daß die Grazien in seinem Busen wohnten. Er hat den Aristophanes mit in seinem Gastmahle eingeführt, hat ihn von andern merklich unterschieden, hat ihn seinem Character gemäß, und selbst mit dem Sokrates, den er so zum Gelächter gemacht hatte, reden lassen.

Was ihn ins Unglück brachte, war nicht so wohl seine Philosophie, die auf dem Theater ausgezischt worden war, nicht so wohl seine Grundsätze, die man lächerlich gemacht hatte, als vielmehr die Freyheit, mit welcher er von der Religion und der Regierung der Republik seine Meynung sagte. Seine unaufhörlichen Declamationen zogen das Ungewitter über ihn zusammen, und machten, daß es endlich ausbrach. Zween ehrlose Ankläger, Anitus und Melitus, traten auf, beschuldigten ihn der Atheisterey, weil er über die Vielheit der Götter spottete. Die Richter verurtheilten ihn also Schierlingssaft zu trinken.

Er sahe sein Ende mit eben der Gleichgültigkeit, mit welcher er alle Begebenheiten des Lebens angesehen hatte. Seine Frau und seine Freunde sammleten seine letzten Worte; es waren alles Worte eines Weisen. Sie betrafen die Unsterblichkeit der Seele, und zeigten von der Größe seiner Seele. Einige Kirchenväter geben diesem

Weisen

Weisen den rühmlichen Namen eines Märtyrers Gottes. Erasmus sagt, daß er, so oft er das schöne Ende des Sokrates läse, in Versuchung geriethe auszurufen: a) **O heiliger Sokrates, bitte für uns.**

Plato
und
Aristoteles.

Diese beyden Philosophen erfüllten Griechenland mit dem Geschrey ihrer Uneinigkeit. Es entstand daher die Sekte der Akademiker und die Sekte der Peripatetiker. Plato war das Haupt der erstern, und Aristoteles das Haupt der zweyten. Die Akademiker und Peripatetiker waren geschworne Feinde von einander. Sie verfolgten einander mit Fluch und Bann, nach der Gewohnheit aller Sekten, die es einander zuvor thun wollen.

Aristoteles hatte unter dem göttlichen Plato studirt. Aber wie war es möglich, daß der Schüler und der Lehrmeister einerley Meynungen haben sollten! Ihr beyderseitiger Geschmack, ihre Talente, waren einander sehr entgegen gesetzt. Wir müssen uns im Plato einen simpeln, bescheidenen, mäßi-

a) Vix mihi tempero quin dicam: Sancte Socrates, ora pro nobis.

mäßigen Mann vorstellen, dessen Sitten strenge waren, der ein guter Bürger, ein aufrichtiger Freund, aber ein sehr schlechter Weltmann war; der das wahre Gute suchte, und den Menschen darzu verhelfen wollte; der stets von ihnen sprach, und sie wenig kannte; der in seinen Begriffen eben so chimärisch war, als unser guter Abt Saint-Pierre, oder der berühmte Genfer Misantrope. Aristoteles hingegen hatte nichts von der strengen Ernsthaftigkeit eines Philosophen an sich. Er war offenherzig, aufgeräumt, angenehm in Gesellschaft, unbeständig und flüchtig in seinen Vergnügungen, prächtig in seiner Kleidung. Man sagt noch von ihm, daß er von Natur zum Stolz, zur Spötterey und zur Verachtung anderer geneigt gewesen sey. Der Fleiß, den er auf das Studiren wandte, hinderte ihn an seinen Vergnügungen nicht. Er verschwendete in seiner Jugend so sehr, daß er alle sein Vermögen durchbrachte.

Wenn man sich von der Verschiedenheit der Talente dieser beyden Philosophen einen Begriff machen will, so muß man ihre sinnreiche Vergleichung bey dem P. Rapin lesen. „Plato ist ein „feinerer, und Aristoteles ein weitläuftigerer und „tieferer Geist. Plato hat eine lebhafte, uner„schöpfliche Einbildungskraft; reich an Erfindun„gen, an Ideen, an Ausdrücken, an Figuren, „giebt er einer ieden Sache tausend verschiedene „Wendungen, tausend neue Farben, und diese alle „angenehm; aber bey dem allen ist es öfters nichts „als

„als Einbildung. Aristoteles ist in allem, was „er sagt, hart und trocken; aber seine Trockenheit „ist Gründlichkeit. Sein Ausdruck, so rein er „sonst ist, hat etwas rauhes an sich; und der Le„ser wird öfters durch seine natürliche oder vor„setzliche Dunkelheit ermüdet und verdrüßlich ge„macht. Plato hat eine gewisse Zärtlichkeit in „allem was er denkt und sagt: Aristoteles hinge„gen gar nicht, um desto natürlicher zu seyn. „Seine Schreibart ist ungekünstelt und einförmig, „aber kurz und nachdrücklich; die Schreibart des „Plato hingegen ist erhaben und prächtig, aber „weitschweifig und unordentlich: Dieser sagt alle„zeit mehr als er sagen muß; jener aber sagt nie„mals genug, und läßt mehr zu denken, als er „gesagt hat. Der eine überrascht den Verstand, „und blendet ihn durch einen glänzenden und ge„künstelten Character; der andere hingegen er„leuchtet und unterrichtet ihn durch eine richtige „und gründliche Methode. Plato begeistert, „durch die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft; „Aristoteles lehrt überlegen und urtheilen, durch „die gesunde Vernunft, die in allem, was er sagt, „hervor leuchtet. Mit einem Worte: Plato „spricht mehrentheils besser, und Aristoteles denkt „besser.„

Man hat den Plato den Homer unter den Philosophen genannt. Er ist auch in der That dem Homer ähnlich, in den erhabenen Materien, die er abhandelt. In den Stellen, wo er seine Stirn entrunzelt, wo ihn die Liebe begeistert, ist

er

er ein zweyter Anakreon. Die Verse an Agathen, die der Herr von Fontenelle in seinen Gesprächen übersetzt hat, sind ein Beweiß davon.

Lorsqu' Agathis, par un baiser de flamme
Consent à me payer de maux que j'ai sentis,
Sur mes lèvres soudain je sens voler mon ame
Qui veut passer sur celles d'Agathis.

„Wenn Agathis durch einen feurigen „Kuß mir die ausgestandenen Widerwär„tigkeiten vergüten will, so fliegt schnell mei„ne Seele auf meine Lippen, um auf die „Lippen der Agathis überzugehen.„

Aristoteles war der Lehrmeister des Alexanders. Welcher Ruhm für einen und den andern! Philippus, der Vater Alexanders, schreibt an den Philosophen: „Ich danke nicht so wohl den Göt„tern, daß sie mir diesen Sohn gegeben haben, „als daß sie ihn mir zu der Zeit gegeben haben, „da Aristoteles lebt.„ Merkwürdige Worte! Doch die sind es nicht weniger, wodurch Aristoteles seine lebhafte Erkenntlichkeit ausdrückt: „Ich „habe meinem Vater das Leben, meinem Lehr„meister aber die Wissenschaft, wie ich leben soll, „zu danken. Wenn meine Regierung einigen Ruhm „hat, so bin ich ihm denselben ganz schuldig.„

Das entgegengesetzte in dem Character und Genie des Aristoteles und Plato brachte bald die Wirkung hervor, die man davon zu erwarten hatte. Diese beyden großen Lichter Griechenlandes suchten einan-

einander wechselsweise zu verdunkeln. Die Bande der Erkenntlichkeit wurden zerrissen, und der Schüler ward der Widersacher seines Lehrmeisters. Aristoteles wollte weiter niemanden als sich selbst, seinen Grundsätzen, seinen Begriffen folgen. Er behauptete Meynungen, die den Meynungen seines Lehrmeisters gerade entgegen gesetzt waren.

Plato ward darüber äußerst aufgebracht. Er beschwerte sich über die Verwegenheit des jungen Menschen; begegnete ihm als einem Undankbaren, Untreuen, Hochmüthigen, Verwegenen und Thörichten; suchte alles Lächerliche an seiner Person, seinen Gesprächen, seiner niedlichen Kleidung, seinem flüchtigen Geschmacke, seinen unzähligen Foderungen auf. Aristoteles schonte auf seiner Seite auch nicht. Er dachte auf nichts als Rache, auf die empfindlichste Rache, und wie er seinem Antagonisten eine Falle bereiten wollte.

Aristoteles suchte es in einer öffentlichen Disputation mit ihm aufzunehmen, wo die Zuhörer entscheiden sollten, welcher von beyden klüger und gelehrter sey. Aber es ward ihm sauer es dahin zu bringen.

Plato hatte Schüler, die sich seiner Ehre sehr ernstlich annahmen; unter diesen waren Xenokrates, Speusippus, Amiclas. Er hatte die Klugheit gehabt, sie herauszustreichen, und bey allen Gelegenheiten dem Aristoteles vorzuziehen, um sie gegen ihn eifersüchtig zu machen. So oft also, als Aristoteles Gelegenheit suchte an den Plato zu kommen, hatten sie ihm, aus Achtung für ihren

Lehrmeister, widerstanden, um den Ruhm desselben nicht aufs Spiel gesetzt zu sehen.

Zum Unglück befand sich Plato eines Tages in seiner Schule, ohne daß einer von den dreyen bey ihm war, und Aristoteles war den Augenblick da. Ein Haufen Leute, die er zu Zeugen bestellt hatte, kam mit ihm hinein. Der Götze, dessen Altäre man umstürzen, dessen Orakelsprüche man zu Schanden machen wollte, zeigte sich; ein ehrwürdiger Greis, dessen Gedächtniß schon unter der Last der Jahre zu Boden gedrückt war. Der Streit dauerte nicht lange. Einige geschwind hinter einander aufgeworfene sophistische Fragen, brachten den Plato in Verwirrung. Er sahe sich in den betrüglichen Schlingen der allersubtilsten Dialetik gefangen, und brachte die Worte vor, die seinen ehemaligen Schüler betreffen: **Er hat nach uns geschlagen, so wie ein Füllen nach seiner Mutter schlägt.**

Seit diesem Vorfalle lehrte Plato nicht mehr öffentlich. Aristoteles behielt das Feld, legte geschwind eine Schule an, die die berühmteste in Griechenland werden sollte.

Die drey Schüler des Plato, die von dem, was vorgegangen war, Nachricht erhielten, erkannten ihre Unvorsichtigkeit, daß sie ihren Meister allein gelassen hatten, und suchten es auf eine andere Art wieder gut zu machen. Xenokrates, der eifrigste unter den dreyen, gieng in die Schule des Aristoteles, griff ihn an, disputirte ihn vom Platze, und setzte den Plato wieder in seine alten

Rechte,

Rechte, in einer Schule, die durch den Ruf des Meisters, durch die Zahl und Geschicklichkeit der Schüler, durch die besondere Pracht und Zierlichkeit des Orts so berühmt war. Unsere Schulen sind in der That mit den griechischen nicht zu vergleichen.

Man sorgte sehr für die Dauerhaftigkeit und Reinlichkeit derselben; sie waren mit Bildern und emblematischen Gemälden behangen; an dem Orte, der am meisten ins Auge fiel, waren die drey Grazien nach ihren Eigenschaften vorgestellt, um zu zeigen, daß sie gar wohl mit der Philosophie zu vereinigen wären, und daß sich das Nützliche allemal unter der Gestalt des Angenehmen zeigen müsse.

Aristoteles ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern ward nur noch mehr wider die aufgebracht, die sich seinen Absichten widersetzten. Seine Schüler nahmen an seinem Eifer Theil. Sie nahmen es mit den Schülern des Plato auf, und nie ist für die Anführer einer Sekte so nachdrücklich gestritten worden. Die Akademiker und Peripatetiker lagen einander beständig in den Haaren. Das Lycäum ward mit Lärm und Geschrey erfüllt; man widerlegte Meynungen, die man den Augenblick vorher vertheidigt hatte.

Wir wollen doch die verschiedene Art zu denken von beyden Theilen ein wenig ansehen. Plato behauptete einen Gott der alles geschaffen, die Unsterblichkeit der Seele, die Existenz gewisser Geister, die er Dämone nannte, ein anderes Leben,

das nach Beschaffenheit unserer guten oder bösen Handlungen entweder glücklich oder unglücklich seyn würde. Aristoteles hingegen verwarf alle diese großen Grundsätze. Er hielt die Welt für ewig, den blinden Zufall für den Meister aller Dinge, die Seele für materiell, und glaubte daß es vergebens sey, wenn man tugendhaft lebte.

Plato starb, und Aristoteles bedauerte ihn. Er ließ ihm ein Grabmaal setzen, und diese von einer schmerzlich gerührten Seele zeugenden Worte darauf eingraben:

„Aristoteles, durch Dankbarkeit getrie-
„ben, richtet dieses Denkmaal seinem Lehrer
„Plato auf, dessen berühmten Namen eine
„unsinnige Rotte lästert.„

Dieser große Mann, ob er gleich seinen Nebenbuhler überlebte, war dennoch nicht glücklicher. Ein Priester der Ceres, der ihn anklagte, als ob er keine Götter glaubte, machte ihm in den letzten Tagen seines Lebens Verdruß genug. Die Furcht vor dem Giftbecher trieb ihn aus Athen fort. Er begab sich heimlich nach Chalcis, einer Stadt in Euböa. Man ließ ihn daselbst aufsuchen, und es ist ungewiß, ob er den Händen seiner Feinde durch Gift entgieng, oder ob er sich in den Euripus gestürzt habe, weil er die Ursache der Ebbe und Fluth nicht ergründen konnte. Es wurden ihm nach seinem Tode Tempel und Altäre zu Stagira, seinem Geburtsorte, einer kleinen Stadt in Macedonien, welcher er die wichtigsten Dienste

geleistet hatte, aufgerichtet. Sein Andenken muß allen Liebhabern der Wissenschaften werth seyn. Seine Neigung zum Studiren war so groß, daß er einen großen Theil der Nacht darzu anwandte, und sehr wenig schlief. Er steckte eine Hand zum Bette heraus, in welcher er eine eherne Kugel hielt; gerade darunter stand ein Becken, damit er, wenn die Kugel in dasselbe fiel, vom Klange aufwachen möchte. Man wirft diesem Philosophen vor, daß er sich an den Höfen Philipps und Alexanders in einige Liebeshändel eingelassen habe.

Die Akademie und das Lycäum waren lange Zeit über den Verlust des Plato und Aristoteles untröstlich.

Demosthenes
und
Aeschines.

Als sich Alexander und Darius auf den Ebenen bey Arbella um die Herrschaft von Asien herumschlugen, stritten sich Demosthenes und Aeschines mit einander um den Vorzug in der Beredsamkeit. Doch waren die beyden Monarchen weniger auf ihren Untergang erhitzt und weniger ruhmsüchtig als die beyden Redner. Nie ist die Eifersucht so weit getrieben worden.

Demosthenes war ein Athenienser, und eben so wie der berühmte Rollin, der Sohn eines Messerschmiedes. Da er in seinem siebenden Jahre Vater und Mutter verlohr, so ward an seine Erziehung nicht eher gehörig gedacht, als bis er schon funfzehn Jahre alt war. Ein gutes Genie holt aber alles nach. Er war erst ein Schüler des Isokrates und hernach des Isäus. Unter diesen großen Meistern in der Beredsamkeit ward er bald selbst ein großer Redner; und in einem Alter von siebzehn Jahren hielt er eine Rede wider seine Vormünder, welche verurtheilt wurden, ihm dreyßig Talente zu bezahlen, die er ihnen aber aus Großmuth wieder zurück gab. Sein Geist strebte nur nach Ehre. Der Ruhm eines Eroberers schien ihm nicht so gerecht, nicht so schmeichelhaft zu seyn, als wenn man durch Beredsamkeit seine Mitbürger beherrscht. Er besaß die erste Eigenschaft eines Redners, ohne welche alle andern nichts sind: er besaß Genie. Er hatte aber von Natur eine stammelnde Zunge, und durch Kunst wußte er diesen Fehler glücklich zu verbessern. Mit Kieselsteinen, die er in den Mund legte, wenn er laut redete, brachte er es so weit, daß seine Zunge geschmeidiger, und seine Aussprache besser ward. Er gewöhnte sich auch eine gute Haltung der Schultern an, indem er an dem Orte, wo er sich übte, eine Hellebarde aufhieng, deren Spitze ihn auf die Schultern stieß, wenn er sie zu sehr in die Höhe zog. Er hielt seine Reden vor einem Spiegel, um seine Geberden zu bilden. So viel

Gaben

Gaben er auch von der Natur erhalten hatte, so hielt er doch die fleißige Uebung nicht für überflüßig. Er beschäfftigte sich daher stets mit Studiren. Er verkroch sich in den Keller und arbeitete daselbst bey dem Scheine einer Lampe und mit halb abgeschornem Kopfe. Es bekam ihn öfters in ganzen Monaten kein Mensch zu sehen. Nur aus Furcht, daß er, wenn er sich zu sehr an die Einsamkeit gewöhnte, vor der Versammlung des Volks zaghaft seyn möchte, verließ er bisweilen die einsamen Oerter, und gieng an das Ufer des Meeres, um da seine Stimme gegen das Geräusch der Wellen zu üben und stark zu machen. Alle seine Vergnügungen, alle seine Ergötzlichkeiten mußten sich seiner außerordentlichen Ehrbegierde unterwerfen.

Aeschines war nicht weniger ehrbegierig. Aber er vereinigte mit diesem Geschmacke zugleich die Liebe zur Welt, zum Spiele, zur Tafel, zur Gesellschaft und zur Pracht. Sein Ehrgeiz mußte sich mit seiner Eitelkeit vertragen. Da er weit weniger Einbildungskraft und Genie hatte als Demosthenes, so besaß er dagegen die äußerlichen Talente, eine einnehmende Gestalt, eine vortreffliche Stimme, eine angenehme Stellung. Er war in seiner Jugend auf dem Theater gewesen; und man sahe es ihm als Redner in seinen Stellungen an. Von diesen Männern, von diesen Genies hieng das Schicksal der athenienſischen Republik ab. Beyde suchten sie zu regieren, beyde sich nebst ihr unsterblich zu machen. Sie er-

griffen alle Gelegenheiten ihr zu dienen, und den Grund zu der Herrschaft zu legen, welche die Talente und die Ueberlegenheit des Verstandes über die Gemüther der Menschen gewähren.

Die Republik wußte sie alle beyde zu brauchen. Sie wurden zu dem Könige Philipp in Macedonien geschickt, um mit ihm in einer wichtigen Sache Unterhandlung zu treiben; aber ihre Gesandschaft glückte nicht. Die beyden Redner wollten Philippen, den Vater Alexanders, einen weit größern Mann als sein Sohn, unter den Fuß haben; und der listige Monarch führte unsere beyden Redner bey der Nase herum. Als sie wieder nach Athen kamen, schob einer die Schuld auf den andern. Demosthenes machte den Anfang, und warf seinem Collegen vor, daß er nicht als ein redlicher Mann gehandelt, sondern das Vaterland verrathen habe. Aeschines wäre verlohren gewesen, wenn der Vorwurf Folgen gehabt hätte. Da aber die Person, welcher der Proceß zu eröfnen aufgetragen war, selbst allerhand Verbrechen wegen angeklagt ward, so konnte man ihr nicht erlauben vor Gericht wider einen andern zu zeugen. Das gehäßige dieser Anklage fiel also auf den Demosthenes zurück.

Aeschines dachte nun auf nichts als auf Rache, und Demosthenes gab auf seinen Feind von nun an noch genauer Achtung. Der geringste Vorzug, den die Republik dem einen erwieß, brachte den andern außer sich. Unter diesen Umständen

trug

trug sich die bekannte Geschichte mit der Krone zu, welche ich ietzt erzählen will.

Seit den merkwürdigen Vorfällen bey Platäa, Salamin und Marathon, war Athen von dem Gipfel der Ehre herunter gefallen. Diese Stadt, das Muster anderer Städte, der Aufenthalt der schönen Künste, der Wissenschaften und der Tugenden, wäre bald einem herrschsüchtigen Eroberer in die Hände gefallen. Philipp drohete ihr nach dem Siege bey Cheronäa; ihre Mauern waren in einem sehr elenden Zustande. Es mußte ein beherzter und reicher Bürger seyn, der sie wieder ausbessern sollte. Demosthenes war dieser Bürger. Er bot seine Hülfe an, und sie ward auch angenommen. Athen befand sich in kurzer Zeit in sichern Stande, und das Volk war für Freuden außer sich. Ein Freund des Demosthenes, mit Namen Ctesiphon, machte sich den Enthusiasmus seiner Bürger zu Nutze, und ermunterte sie, ihrem Wohlthäter ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er that ihnen den Vorschlag, daß sie dem Demosthenes auf dem öffentlichen Schauplatze eine goldene Krone geben, und durch einen Herold ausrufen lassen sollten, **daß ein solch vorzügliches Geschenk die Belohnung der Tugenden des Redners sey.** Nichts schien den Atheniensern billiger, als der Vorschlag des Ctesiphons; und die goldene Krone ward dem Demosthenes bewilligt.

Diesen Triumph dem Demosthenes bewilligen, war eben so viel, als dem Aeschines den Dolch

ins Herz drücken. Dieser niederträchtige Eifersüchtige, der schon in Verzweiflung gerieth, wenn er sich dieses Schauspiel in Gedanken vorstellte, glaubte um seine ganze Ehre gebracht zu seyn, wenn er diese Feyerlichkeit nicht verhinderte. Er setzt sich wider das Decret, das seine Mitbürger gaben; er nennt sie verwegen, thöricht, Feinde der Gesetze und des Staats. Er wirft ihnen vor, daß sie den lasterhaftesten Menschen krönen wollten. Dieses Wort macht Eindruck, man schiebt die Vollziehung auf, man verlangt den Grund der Klagen wider den Demosthenes zu vernehmen, und seine Vertheidigung dagegen zu hören. Die beyden großen Redner machen sich bereit ihre Beredsamkeit und ihr Genie gegen einander streiten zu lassen. Ganz Griechenland will Richter zwischen ihnen seyn. Man läuft haufenweise nach Athen, und erwartet mit Ungeduld den Ausgang dieser großen Sache.

Aeschines, als Ankläger, spricht zuerst. Er greift den Demosthenes in der Person des Ctesiphon an, und behauptet, daß dieser durch sein Begehren die Grundgesetze der Republik verletzt habe. Ich beweise es, sagt er: Ctesiphon hat diese Gesetze auf dreyerley Weise verletzt; erstlich, da er einen so verdächtigen Bürger will krönen lassen; zweytens, da er den Schauplatz zu dieser feyerlichen Handlung erwählt; und drittens, da er den als eine Stütze des Vaterlandes vorstellt, der dasselbe verräth. Der Redner geht diesen drey Stücken in der Ausführung nach, und bringt

bey

bey einem ieden eine ärgerliche Geschichte bey. Die Ausdrücke: Betrüger, Verläumder, Bösewicht, Gotteslaügner, Schwelgerer sind häufig wider den Demosthenes darinne gebraucht. Seine Dreustigkeit öffentlich zu reden, und seine Feigheit im Treffen werden einander entgegen gestellt. Man findet in der Rede des Aeschines Stellen, die von der stärksten Beredsamkeit zeugen; man findet aber auch schwache Stellen darinne. Das Volk indessen gab ihm mit Entzücken Beyfall. Ctesiphon selbst glaubte, daß man es nicht besser machen könnte, und zitterte, da er seinen Freund Demosthenes zur Verantwortung vortreten sahe.

Aber diese Besorgniß war überflüßig. Kaum hatte dieser Redner angefangen, als seine Sache schon gewonnen schien. Die Ueberredung war auf seinen Lippen. Nicht Blumen, nicht Zierrathen, nicht Flittergold streuete er aus, so wie sein Widersacher: alle Züge seiner ungekünstelten und hinreissenden Beredsamkeit sind männlich und stark. Aeschines ist ein Bach, der zwischen bezaubernden Wiesen hinfließt; er ist mehr ein sanftes als starkes Licht. Demosthenes hingegen ist ein Strom, der alles mit sich fortreißt, ein Blitz, der alles entzündet. Er ist nie stärker, nie fürchterlicher, als wenn man ihn seinem Feinde auf dem Fuße nachgehen, ihn bey iedem Schritte zu Boden werfen, und in augenscheinliche Widersprüche verwickeln sieht, die er sich geschickt zu Nutze macht. Man liest noch seine Vertheidigungsrede des Ctesiphons,

oder

oder vielmehr seine eigene, in allen europäischen Sprachen mit Vergnügen. Man bewundert darinne seine erhabene Seele, seinen großen Geist. Man erkennt darinne den Ton, die edle Kühnheit eines Redners, der von allem in Athen Meister war, der militarische und politische Aemter nach seinem Gefallen vergab, der seine Mitbürger bewafnete oder entwafnete, der sich allein dem Philippus furchtbarer machte, als ganze Armeen. Man sieht endlich in derselben den Demosthenes so, wie in seinen philippischen Reden, weil das Erhabene für alle Zeiten, für alle Nationen ist, und sich auch ohne den Styl zeigt, so wie ein Demant uneingefaßt glänzt.

Was für ein Schandfleck dieses großen Mannes sind dem ohngeachtet die groben Schimpfreden, die er wider seinen Feind ausstößt: „Verdammtes Ungeheuer der Bosheit, wenn doch alle „Götter und alle Menschen die mich hören, mit „vereinigten Kräften deinen Untergang beschleunigten, du böser Bürger, du verabscheuungswürdiger Verräther, du schändlicher Auswurf „des Theaters.„

Demosthenes triumphirte; aber sein schönster Triumph war die Art wie er sich seines Sieges bediente. Aeschines, der seiner ungerechten Anklage wegen verwiesen werden sollte, hatte Mangel am Gelde, und wußte sich nicht zu helfen. Sein Sieger erfährt es, eilt mit dem vollen Beutel zu ihm, und bietet ihm denselben mit einer so edelmüthigen Art an, daß dieser sich nicht wegern kann

kann ihn anzunehmen. Aeschines, der von einer solchen Großmuth gerührt war, rief aus: „Ey! „sollte ich nicht ein Vaterland bedauern, wo ich „einen so großmüthigen Feind zurück lasse, daß „ich gar nicht hoffe anderwärts Freunde zu finden, „die ihm gleichen?„

Rhodus war der Ort wo er sich hin begab. Er las einst den Rhodiern die beyden Reden über die Krone vor. Nachdem sie die seinige sehr nach ihrem Geschmack befunden hatten, so gefiel ihnen doch des Demosthenes seine noch besser: Ey! sagte er, **wie würde sie euch nicht gefallen haben, wenn ihr ihn selbst gehört hättet.**

Drey Jahre darnach ward auch Demosthenes vertrieben, und die Ursache darzu verdunkelt alle seine schönen Handlungen. Alexander wollte von den Atheniensern einen gewissen Harpalus ausgeliefert haben, und die Athenienser waren unentschlossen, was sie thun sollten. Demosthenes rieth ihnen, dem Monarchen seinen Willen zu erfüllen. Harpalus hatte den Einfall, dem Demosthenes einen goldenen Becher zu schicken, und dieser nahm ihn an. Da nun über die Sache des Harpalus sollte berathschlagt werden, wußte Demosthenes nicht, wie er sich dabey verhalten sollte. Wie konnte er es wagen seine Meynung zu ändern? Um nun nicht in Verdacht zu gerathen, gab er vor, daß er den Schnupfen hätte. Er kam in die Versammlung mit über und über verwickelten Halse. Aber der Betrug des Redners, der sich durch Gold hatte bestechen lassen, ward entdeckt,

und

und mit der Verweisung bestraft. So standhaft Aeschines, als ein wollüstiger Weltmann, seine Verweisung ertrug, so schwach zeigte sich dagegen Demosthenes, ob er gleich ein Mann von hartem Gemüthe war.

Diese Geißel der Könige und des Philippus ins besondere, erlangte seine Ehre nicht wieder, als bey seinem Tode. Er wollte lieber denselben selbst befördern, als dem Antipater in die Hände fallen. Da ihn Archias gefangen hielt, gab er vor, daß er an einer seiner Anverwandten schreiben wollte, und saugte das Gift, das er in der Feder verborgen hatte. Die Athenienser erwiesen ihm die Ehre, die er verdiente; sie ließen ihm eine Statüe von Erz mit dieser Aufschrift setzen:

„Wenn die Gewalt dein großes Herz stets
„unterstützt hätte, so würde Griechenland
„stets unbezwinglich geblieben seyn.„

Virgil
und
Bav, Mövius, Bathill ꝛc.

Es ist ein merkwürdiger Unterschied, den man zwischen den athenienfischen und römischen Schriftstellern findet, daß die ersten, so wie die unsrigen, von Eifersucht erfüllt, von einem nagenden Wurme gequält, und beständig im Kriege mit einan-

einander waren; da hingegen die großen lateinischen Schriftsteller ihren Ruhm nie durch diesen Vorwurf befleckt haben. Sie kannten diesen Sauerteig kaum, der sich unter die Gelehrten mengt, der alles verdirbt, alles versäuert, alles uneinig macht. Gallus, Pollio, Horaz und Virgil lebten als Freunde mit einander. Der jüngere Plinius und Tacitus waren ein Herz und eine Seele. Alle diese schönen Geister pflogen einen freyen und philosophischen Umgang mit einander; sie halfen einander die Last des Lebens tragen; sie lachten gesellschaftlich über die Thorheiten der Menschen; sie erhielten einander bey jener gesunden Vernunft, jenem reinen und himmlischen Feuer, dem Eigenthume nur einiger privilegirten Seelen. Wenn ja ihre heitern Tage einigen Stürmen ausgesetzt waren, so war es nur von Seiten derer, die man zu ihrer Zeit für die hassenswürdigsten und verächtlichsten Menschen hielt. Virgil, der gefälligste, der bescheidenste Mann, konnte diesen vergifteten Pfeilen des Neides nicht entgehen.

Dieser Dichter war in dem Dorfe Andes, eine Meile von Mantua, gebohren. Er kam im sechs hundert und vier und achtzigsten Jahr nach der Erbauung der Stadt Rom, unter dem ersten Consulate des Pompejus und Crassus auf die Welt. Die Idus des Octobers, oder der funfzehnte dieses Monats a) wurden durch seine Geburt berühmt. Virgil ist vielleicht der einzige Poet,

a) Octobris Maro consecravit idus. *Martial.*

Poet, der sich durch eine zu gute Meynung von seiner Geschicklichkeit nicht zu weit hat verleiten lassen. Seine Bescheidenheit ward öfters Furchtsamkeit. Sein Ruhm war ihm bey vielen Gelegenheiten beschwerlich. Wenn das Volk zusammen lief, um ihn zu sehen, schämte er sich, und schlich sich weg: er war weder auf seine Kleidung noch auf seine Person aufmerksam. Aber selbst diese Einfalt, die mit dem Genie sich so wohl verträgt, und durch welche große Männer den Neid beschämen, brachte ihn in Rom noch mehr in Ansehen. Er kam einst auf den Schauplatz, als man einige von seinen Versen auf demselben gehört hatte, und alle Zuschauer standen vor ihm auf und wiederholten laut ihren Beyfall; eine Ehre, die man nur dem Cäsar erwieß.

Sollte man wohl glauben, daß er in der Hauptstadt der Welt, wo ihn alle Leute von Geschmack anbeteten, sich von einem Schwarme elender Schriftsteller sollte angegriffen sehen? Sollte man wohl glauben, daß sie die Lorbern dem Haupte des Virgils zu rauben, und ihre Häupter damit zu schmücken, entschlossen gewesen seyn sollten? daß diese Pygmäen sich vereinigt haben sollten, um einen Herkules zu Boden zu werfen? Sie glaubten alle den rechten Ton zu haben, wodurch sie ihm schaden und sein Leben unglücklich machen könnten. Die kühnsten unter ihnen waren Bav und Mövius, zween Schriftsteller, die noch mehr durch ihre Dummheit und die Bosheit ihres Herzens bekannt waren als durch ihre platten und langweiligen Schriften. Der

Der erste Verdruß, den sie ihm anthaten, war, daß sie seine Geburth angriffen. Sie gaben vor, daß sein Vater bey einem herumschweifenden Wahrsager in Diensten gestanden, oder eine Art von Pferdehandel getrieben habe. Sie setzten hinzu, daß er selbst ein Pferdehändler und Wahrsager gewesen sey. Die Gründe, womit sie ihr Vorgeben bestätigten, haben in der That einige Dunkelheit über die Geburth des Virgils verbreitet. Sein Vater hieß Maro, und weiter weiß man nichts von ihm. Er ist durch nichts berühmt, als durch seinen Sohn.

Die Sitten des Virgils wurden noch weniger geschont, als seine Geburth. Man warf ihm eben den abscheulichen Geschmack vor, den man einem Sokrates, Plato, Muretus, Desfontaines und andern vorwirft. Man sagte, daß er unter dem Namen Alexis zween Gegenstände seiner ausschweifenden Leidenschaft besungen habe. Das leidlichste, was man ihm vorwirft, ist, daß man ihm eine Maitresse mit Namen Plotia beylegt, mit welcher er lange Zeit soll gelebt haben. Aber auch hier ließe sich noch verschiedenes dawider einwenden. So viel ist indeß gewiß, daß, wenn er auch über der Tafel beständig mäßig war, er es doch nicht stets in der Liebe gewesen sey.

Seine Werke hatten das Schicksal vieler andern: sie wurden parodirt. Der eine niederträchtige Zoilus machte sich an seine Hirtengedichte, der andere an seine Bücher von der Landwirthschaft, und der dritte nahm die Aeneis vor sich.

Man verhunzte die besten Stellen dieser drey Meisterstücke. Wir haben noch Beweise dieser schändlichen Rachgier. a)

Man gieng noch weiter: man suchte alle Schönheiten des Virgils lächerlich zu machen, und zu beweisen, daß er in keiner Dichtungsart glücklich gewesen sey. Seine Hirtengedichte, ein Werk, das durch seine natürliche und edle Einfalt, durch die Zierlichkeit und Feinheit, durch die Reinigkeit der Sprache in welcher es geschrieben ist, vortrefflich ist, seine Hirtengedichte, sage ich, sollten gar nichts Schäfermäßiges an sich haben; seine Georgica sollten nichts weniger als ein Lehrgedicht seyn, ob es gleich unter seinen hinterlassenen Gedichten dasjenige ist, das am sorgfältigsten ausgearbeitet ist, und das man den Triumph der lateinischen Poesie nennen kann; eben so fand man auch die Eigenschaften eines epischen Gedichts an seiner Aeneis nicht, einem Meisterstücke des menschlichen

a) Anstatt des ersten Verses der ersten Ecloge, schob man folgenden unter:

Tityre, si toga caldà tibi est, quo tegmine fagi?

Die dritte Ecloge ward so gemißhandelt:

Dic mihi, Damœta, cujum pecus? anne Latinum?
Non, verum Ægonis; nostri sic rure loquuntur.

Zu diesem Anfange einiger Verse aus dem Gedichte von der Landwirthschaft, Nudus ara, sere nudus, setzte man hinzu, habebis frigora, febrem,

lichen Verstandes, an welchem sich Augustus nicht satt lesen konnte, und welches die zärtliche Octavia nicht aufhörte zu belohnen, daß sie so gar dem Verfasser desselben zehn Sesterzen für ieden Vers bezahlen ließ, welches eine Summe von 325000 Livres, oder 81250 Thalern beträgt. Aber die Parodisten machten sich selbst am meisten lächerlich. Virgil malt sie mit einem einzigen Zuge.

a) **Wem Bav gefällt dem mag auch Mövius gefallen.**

Dieß ist die ärgste Rache, die er sich gegen seine Feinde erlaubt. Er hielt sonst beständig an sich. Ein gewisser Filistus, der am Hofe lebte und ein witziger Kopf seyn wollte, machte sich stets in Gesellschaft und selbst in Gegenwart des Augustus über ihn lustig, so daß Virgil öfters darüber erröthete. „Du bist stumm, sagte er einst zu ihm, „und wenn du auch reden könntest, so würdest du „dich doch nicht besser vertheidigen.„ Virgil, den es verdroß, antwortete: „Meine Werke re„den für mich.„ Dem Augustus gefiel diese Antwort, und er sagte zu dem Filistus: „Wenn „du den Vortheil des Schweigen kennetest, du „würdest gewiß stets schweigen.„ Ein anderer verächtlicher Schmetterling, Cornificius, suchte gleichfalls den Virgil zu beschimpfen. Man hinterbrachte es dem Poeten, welcher zur Antwort

a) Qui Bavium non odit amet tua carmina, Mœvi,

gab: „Ich wundere mich über den Cornificius; „ich habe ihn nie beleidigt, und habe gar keinen „Haß gegen ihn. Aber ein Künstler beneidet „den andern, und ein Poet den andern. Ich „will mich an meinen Feinden nicht anders rä„chen, als daß ich ihren Tadel zu meiner Besse„rung anwende.„

Bathill war einer von denen, die ihm am wenigsten beschwerlich wurden. Er eignete sich einige Verse des Virgil zu; aber seine List war im Grunde ein Lobspruch den er dem Poeten machte. Nichts ist bekannter als dieser Betrug. Virgil hatte in der Nacht an den Pallast des Augustus zween Verse a) angeschlagen, in welchen er ihn dem Jupiter gleich stellt.

Welches schmeichelhafte Lob für einen Prinzen! August wollte den Verfasser derselben wissen, und niemand meldete sich darzu. Bathill, da er sahe daß niemand kam, schrieb endlich sich diese Ehre zu, und erhielt dafür die Gnade des Hofes, nebst reichlichen Geschenken. Virgil hatte einen glücklichen Einfall, er schrieb unter die zween Verse viermal den Anfang, Sic vos non vobis, zu vier andern Versen. Der Kayser wollte diese Verse ausgefüllt haben, aber niemand, als Virgil, wagte es zu thun; und zwar folgender Gestalt:

b) Die

a) Nocte pluit tota; redeunt spectacula mane:
Divisum imperium cum Jove Cæsar habet.

b) Die Verse habe ich gemacht, und ein anderer hat die Ehre davon getragen.

Ihr Vögel macht Nester; aber nicht für euch.
Ihr Schaafe tragt Wolle; aber nicht für euch.
Ihr Bienen macht Honig; aber nicht für euch.,
Ihr Ochsen zieht den Pflug; aber nicht für euch.

Als nun dadurch der wahre Urheber der Verse bekannt ward, so ward dagegen Bathill das Gelächter der Stadt. Virgil befand sich auf dem Gipfel der Ehre; aber der Neid verfolgte ihn auch bey jedem Schritte, den er zu seinem Ruhme that. Man hätte gern der Nachwelt einige Proben von seiner Prosa aufbehalten, um dadurch zu beweisen, daß Virgil außer seiner Sphäre nicht glücklicher gewesen sey, als es Cicero außer der seinigen war. Der Poet aber hat vor dem Redner den Vorzug, daß er seine Fähigkeiten besser gekannt hat. Wenigstens haben wir von der schlechten Prosa des Virgil nichts mehr übrig,

b) Hos ego versiculos feci; tulit alter honores.

Sic vos non vobis, nidificatis aves.
Sic vos non vobis, vellera fertis oves.
Sic vos non vobis, mellificatis apes.
Sic vos non vobis, fertis aratra boves.

auf die sich seine Feinde berufen könnten, da wir hingegen von Cicero Verse haben, die ihm keine Ehre machen. Ich weiß nicht, worauf sich unsere neuern Quintiliane gründen, wenn sie uns rathen, daß wir, um gut in Prosa zu schreiben, uns zuvor lange mit Versen üben sollen. Kann man diese Regel außer dem Virgil nicht mit Beyspielen eines Corneille, Racine, Despreaux und aller großen Dichter überhaupt, widerlegen? Sind sie es noch immer selbst, wenn sie in Prosa schreiben wollen? Ich weiß nur einen einzigen Mann, dessen Prosa seinen Versen gleich kommt, den Verfasser der Henriade und der Zeiten Ludewigs XIV.

Virgil ward nicht älter als zwey und funfzig Jahr. Seine Gesundheit war stets schwach und wankend gewesen, da er öfters von Magendrücken, Kopfschmerzen und Blutspeyen befallen ward. Er soll sonst sehr wohlgestalt gewesen seyn. Er starb zu Brindes oder Brundusium, als er eben nach Griechenland gehen, und daselbst die letzte Hand an seine Aeneis legen wollte, an der er eilf Jahr gearbeitet hatte, und doch so wenig damit zufrieden war, daß er in seinem Testamente dieses Gedicht zu verbrennen verlangte. Man war aber sehr wenig geneigt einen solchen Befehl zu vollziehen, und ein Werk zu vernichten, das seiner Fehler ohngeachtet, dennoch eins der schönsten Stücke des Alterthums ist. Die Verse, die Augustus auf den letzten Willen des Virgil verfertigte, zeugen von dem Genie dieses Prinzen.

a) „So konnte denn eine grausame Stimme „sterbend uns das schrecklichste Verbrechen „anbefehlen? So soll denn die erhabene „Muse des vortrefflichen Maro im Feuer „untergehen? . . . . Aber dem „letzten Willen eines Sterbenden, muß man, „in dem was er gebietet, so getreulich als „den heiligsten Gesetzen nachkommen. „Doch lieber mag die verehrungswürdige „Gewalt der Gesetze beleidigt werden, als „daß ein einziger Tag die Arbeit so vieler „Nächte zerstören sollte.„

Das Testament Virgils ward nur in einem einzigen Puncte erfüllt. Er hatte verlangt, daß man sein Gedicht so lassen sollte, wie es wäre, wenn man es ja nicht den Flammen aufopfern wollte; und dieses hat man ihm zu Gefallen gethan. Man findet daher so viel unvollkommene Verse in der Aeneis. Der Verfasser dieses Werks starb ziemlich reich, indem er beträchtliche

a) Ergone ſupremis potuit vox improba verbis
Tam dirum mandare nefas? Ergo ibit in ignes
Magnaque doctiloqui morietur muſa Maronis?
- - - - - - - -
Sed legum ſervanda fides: ſuprema voluntas
Quod mandat, fierique jubet, parere neceſſe eſt.
Frangatur potius legum veneranda poteſtas,
Quam tot congeſtos noctesque diesque labores
Hauſerit una dies.

Summen dem Tucca, dem Varius, dem Mäcen und dem Kayser selbst hinterließ. Sein Körper ward in die Gegend Neapolis gebracht, und man setzte auf sein Grab die Verse die er selbst kurz vor seinem Tode gemacht hatte.

b) „Ich bin im Mantuanischen gebohren, in „Calabrien gestorben und in Parthenope „begraben. Ich habe das Hirtenleben, den „Feldbau und die Helden besungen.„

Horaz und die schlechten Schriftsteller der Zeiten des Augustus.

Dieser berühmte Zeitverwandte Virgils ward von einem Freygelassenen zu Venusa in Apulien gebohren. Dieser Vater, den sein Sohn so geliebt, verehrt und berühmt gemacht hat, gab sich außerordentliche Mühe um seine Erziehung. Die natürlichen Fähigkeiten des Horaz zeigten sich bey einer solchen Unterstützung sehr zeitig. Er machte sich zu Rom in den glücklichen Jahren des Ver-

b) Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope. Cecini pascua, rura, duces.

Vergnügens, der Kühnheit und des Glücks bekannt. Virgil brachte ihn an den Hof des Augustus; und da zog er die Blicke, die Gnade und Freundschaft des Mäcenas auf sich. Dieser berühmte Beschützer der Gelehrten rechnete es sich zur Ehre ihr Freund zu seyn. Und was ist auch mehr im Stande einem Minister Ehre zu machen, als die Verbindung mit Männern, welche die Unsterblichkeit geben.

Man kann sich in der Dichtart, welche Horaz erwählt hat, nichts vollkommners denken, als ihn. Er ist der Poet der gesunden Vernunft, der Annehmlichkeiten und der Wollust; stark und erhaben, wenn er Götter und Helden besingt; zärtlich und eindringend, wenn er für sein Mädchen seufzt. Wenn er in seinen Satyren und Briefen das Glänzende und Schmeichelnde des poetischen Wohlklanges zu vernachläßigen scheint, wenn er sich bis auf den Ton der Prosa herab läßt, so geschieht es nur, um durch jene Art sich fein auszudrücken, durch jenen vortrefflichen attischen Scherz, welchen Marot und Lafontaine nachgeahmt haben, noch mehr zu gefallen. Wenn er Regeln der Poesie vorschreibt, so sieht man, daß niemand mehr, als er, berechtigt sey, dergleichen zu geben, indem er selbst das Muster zu den Regeln ist.

Da er nun andere Dichter so weit hinter sich ließ, so ist es gar nicht zu verwundern, wenn er sich ihren Haß zuzog. Durch ihre Schwäche zurückgehalten, unfähig sich zu erheben, konnten

sie freylich durch nichts anderes an ihn reichen, als durch ihr Schreyen und Schimpfen. Die anzüglichen Spöttereyen, die er selbst wider sie vorbrachte, verdoppelte die Wuth dieser verzweifelten Schreyer. Mit einem einzigen Verse, mit einem einzigen Worte machte er sie öfters zum Gelächter der Stadt. Sie wiederholten alle Augenblicke, daß man sich vor ihm in Acht nehmen solle.

a) „Der Ochse stößt; geht ihm weit aus dem „Wege. Wenn er nur sieht, daß man „ihn belacht, so schont er keinen seiner „Freunde.„

Unter diesem aufgebrachten Haufen kleiner neidischer Poeten, welche um den Parnaß herum Sturm bließen, bemerkt man einen gewissen Pantilius, den man seiner platten Verse wegen eine Wanze nannte, den Demetrius, der von allem übel sprach, den Tanius einen Schmarutzer, den Tigellius einen Narren. Je mehr sie sich den Pfeilen der Satyre widersetzten, desto mehr wurden sie von derselben verfolgt. Vergebens bedeckten sie sich mit ihrem Schilde. Für Schrecken ließen einige von ihnen die Feder gar aus den Händen fallen. Aber ietzt sehen wir sie mit neuer Kühnheit auftreten. Crispin, ihr Anführer, von krie-

a) Fœnum habet in cornu; longe fuge. Dummodo risum
Excutiat sibi, non hic cuiquam parcet amico.

kriegerischem Muth ergriffen, fodert ihren gemeinschaftlichen Feind öffentlich heraus. Man gebe uns, ruft er aus, ein Zimmer, Schreibetafeln, eine Stunde Zeit und Zeugen darzu, und dann wollen wir sehen, wer von uns beyden, Horaz oder ich, mehr Verse machen wird. Man weiß, wie beißend der Satyrenschreiber diese Großsprecherey erzählt. Alle Unternehmungen, alle Schmähschriften, alle Liederchen seiner Feinde, fielen auf sie zurück, und dienten zu nichts, als seiner Spötterey Gelegenheit und seinem Genie einen Schwung zu geben. Er machte auf ihre Kosten den Hof und die Stadt zu lachen. August, Mäcen und Agrippa hatten ihr Vergnügen daran, und die großen Poeten, ein Valgius, Pollio und Virgil lobten die Art, mit welcher sich ihr Freund an dem aufgebrachten Neide rächte.

Und welches sind die Fehler, durch die er sich so viel Haß zugezogen, und alle Crispine wider sich in Harnisch gebracht hatte? Was warfen sie dem Horaz vor? Nichts, als daß er der Sohn eines Freygelassenen sey, eines Vaters, den man den besten Vater nennen kann, den Horaz allemal würde gewählt haben, wenn es bey ihm gestanden hätte sich selbst einen Vater zu wählen; daß er ferner sich der Gesellschaft der Autorzunft entschlüge, und nur mit einigen vertrauten und gewählten Freunden umgienge, die in der Regierung so wie in den Wissenschaften oben an stünden; daß er in der Schlacht bey Philippi die Flucht ergriffen,

griffen, den Schild weggeworfen, und den Ausspruch gethan habe nie wieder die Waffen zu führen; daß er ein Tribun der Soldaten gewesen sey, ohne die darzu gehörigen Eigenschaften zu haben; daß er sich das Vertrauen des Mäcenas zu eigen gemacht; daß er seinen Vorgänger Lucilius mit einem Flusse vergleiche, der einige Goldkörner unter einem Haufen Schlamme mit sich führe; daß er sich endlich die anzüglichsten Spöttereyen erlaube, und einen ieden bey seinem Namen nenne. Horaz verdient diesen letztern Vorwurf weit weniger als Lucilius, den man als den Erfinder der Satyre bey den Römern ansieht, der, wenn ihm die Galle überlief, mit Räubern, Ehebrechern, Meuchelmördern um sich warf, und alle Personen mit Namen nannte. Horaz, ob er es gleich nicht so grob macht, ist dem ohngeachtet nicht gänzlich von diesem Vorwurfe frey. Was trägt der Name einiger Unglücklichen die er lächerlich macht, zu seinem Ruhme bey? Er hätte besser gethan, wenn er bey den wahren und rührenden Gemälden, die er von der Tugend, der Gerechtigkeit, der Treue, der Bescheidenheit macht, geblieben wäre. Wie weit sind seine Briefe seinen Satyren vorzuziehen!

Dieser Liebling des Apollo, dieser Schriftsteller, der Misanthrope, Hofmann, Epicuräer und Philosoph zugleich war, starb in einem Alter von sieben und funfzig Jahren. Frankreich ist ihm

eben

eben so viel schuldig als Rom. Ohne ihn a) hätten wir vielleicht keinen Despreaux bekommen.

Der Kayser Nero, und Lucan, Persius und Juvenal, die drey größten Poeten seiner Zeit.

Wie geht es zu, daß Prinzen, die ihrer Grausamkeit wegen im Rufe sind, die Wissenschaften lieben? Man hat mehr als ein Exempel von diesem Widerspruche des menschlichen Herzens. Ich will den Tyrannen Dionysius nicht rechnen, der sein ganzes Leben hindurch von einem Poetengeiste geplagt ward; der um den Preiß in den olympischen Spielen stritt; der seinen Gedichten im Vorlesen, mit einer starken Brust und einer angenehmen Stimme, bey den Zuhörern einen Werth verschaffte; der die auserlesensten gelehrten Männer in seinem Pallaste, gleich Schmeichlern in seinem Solde hatte, die seine Gedichte preisen, und ihn als den größten Meister verehren mußten; der die Wahrheit nirgends, als

a) Und wir Deutschen: ohne ihn hätten wir vielleicht keinen Hagedorn, keinen Uz bekommen.

als in dem Munde des Philoxenus fand, dieses Mannes, der sich durch die Furcht, sein Leben zu verlieren, oder wieder in die Steinbrüche geführt zu werden, nicht wankend machen ließ. Ich rede von einem Tyrannen, der noch mehr Tyrann ist, als Dionysius, noch mehr Liebhaber der Poesie und Musik. Nero glaubte auf dem Parnaß eben den Rang zu haben, den er im römischen Reiche hatte. Er wollte für den größten Poeten seiner Zeit gehalten seyn. Niemand hat noch die Verssucht so weit getrieben, als er.

In allen Dichtarten machte dieser poetische Kayser Versuche; besonders trug ihn seine Neigung zum Trauerspiele und zum Heldengedicht. Kaum hatte er einige Verse gemacht, als er sie schon öffentlich vorlas und den Beyfall von iedermann verlangte. Der war unglücklich, der es mit ihm aufnehmen wollte, oder die Eigenliebe dieses Tyrannen nicht zu schonen wußte. Lucan war der erste, der es erfahren mußte.

Dieser Poet war zu Cordua in Spanien, im neun und dreyßigsten Jahr nach Christi Geburth gebohren. Sein Gedicht von der **pharsalischen Schlacht**, oder dem Kriege zwischen dem Cäsar und Pompejus hat ihn unsterblich gemacht. Sein Genie ist groß und erhaben, aber sein Geschmack nicht der richtigste. Er ist voll von Gedanken, die mehr glänzend als gründlich sind. Seine Schreibart ist stets schwülstig, und verräth den Character seiner Nation. Um diesen Autor zu übersetzen, ward nichts geringers als die lebhafte

und flüchtige Einbildungskraft eines Brebeuf erfodert. Lucan hatte ein Gedicht auf den Orpheus gemacht, mit welchem er den Preiß der Poesie gewinnen wollte. Nero hatte eben diese Absicht, und verbot deßwegen dem Poeten, daß er kein neues Gedicht vorlesen sollte. Er hatte selbst eins auf die Niobe verfertigt, und wartete mit Ungeduld auf die Gelegenheit, es öffentlich bekannt zu machen. Lucan, der nicht gern umsonst gearbeitet haben wollte, und seinen Autorruhm allen andern Betrachtungen vorzog, achtete nicht viel auf das Verbot; er las sein Gedicht vor, und man hörte es mit Beyfall an. Der Verfasser ward auf dem pompejischen Schauplatze gekrönt. Eine so glänzende Ehre verdroß den Nero, und von der Zeit an suchte er einen so fürchterlichen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen. Er mußte aber einen wichtigern Vorwand darzu haben, und unterdessen sich begnügen, daß er den Lucan bey allen Gelegenheiten seine Empfindlichkeit zu erkennen gab.

Dieser, der sich so ungerecht verfolgt sahe, und besorgen mußte, daß der Haß des Kaysers von Tag zu Tage zunähme, glaubte nicht besser zu thun, als wenn er zu einem gewaltsamen Mittel griffe. Er ließ sich in die Verschwörung des Piso gegen den Kayser ein. Das war genug, um sich in den Abgrund zu stürzen, den er sich selbst gegraben hatte. Bey dem ersten Verdachte so gleich, den diese Verschwörung von sich gab, ward Lucan in Verhaft genommen. Seine

Fein-

Feinde geben vor, daß er, um der Strafe zu entgehen, seine Mutter angeklagt, und ihr das Verbrechen Schuld gegeben habe. Wie soll man eine solche Abscheulichkeit mit den erhabenen Gesinnungen vergleichen, von denen sein Werk voll ist? Es half ihm auch dieselbe nichts. Nero war in Absicht seiner unerbittlich, und konnte einen a) Vers gar nicht vergessen, der für diesen Prinz um so viel beleidigender war, da er schielte, und etwas schreckhaftes in der Mine hatte. Die einzige Gnade die ihm der Tyrann erwieß, war, daß er sich die Art seines Todes selbst wählen durfte. Dieses sagt uns eine b) Inschrift, die man noch zu Rom in der Kirche des heil. Paulus liest. Lucan setzte sich in ein warmes Bad, und ließ sich die Adern öfnen.

Die andern Poeten nahmen sich an der schrecklichen Wirkung der Eifersucht des Nero eben kein Beyspiel. Sie wollten ihm den Vortritt in Sachen die das Genie betrafen, durchaus nicht gestatten. Sie wollten den Tod ihres berühmten Freundes rächen, und verfolgten den Nero mit einem Hagel von Satyren. Unter andern flogen diese Verse in Rom herum:

c) „Wer kann wohl läugnen, daß Nero vom
„Geschlecht des großen Aeneas abstamme?
„Die-

a) Unde tamen spectes obliquo lumine Romam.

b) Marco Annæo Lucano Cordubensi poetæ, beneficio Neronis, fama servata.

c) Quis neget Æneæ magna de stirpe Neronem?
Sustulit hic matrem, sustulit ille patrem.

Das

„Dieser schafft seinen Vater, jener seine
„Mutter bey Seite.„

Persius besonders, den eine natürliche Neigung, und ietzt der Zorn antrieb, ließ seine Galle stromweise aus. Mit welcher Stärke und Lebhaftigkeit malt er nicht den Hof des Nero. Wie lächerlich macht er nicht diesen Prinzen mit seiner Neigung honigsüße, wohlklingende, und mit Beywörtern beladene Verse zu machen! Verse, die gezwungen, matt und lächerlich, ohne Genie, ohne Feuer und Nachdruck waren, und die nichts als Schwulst, und ein bißgen Harmonie hatten, so wie die folgenden:

Torva mimalloneis implerunt cornua bombis;
Et raptum vitulo caput ablatura superbo
Bassaris, & lyncen Mœnas flexura corymbis,
Evion ingeminat: reparabilis adsonat Echo. d)

Persius

Das anzügliche liegt in dem Worte sustulit. Ich habe diese Zweydeutigkeit im Deutschen durch den Ausdruck, bey Seite schaffen, nachzuahmen gesucht. Wer nur ein wenig der Geschichte kundig ist, der wird die unterschiedene Bedeutung so gleich bestimmen können.

d) Ich sollte diese Verse übersetzen: aber
- - - Per me equidem sint omnia protinus alba;
Nil moror.
Der Franzose hat sie übersetzt, und hier ist die Uebersetzung:

Persius rückte zum Spott dieses Stück e) in seine Satyren ein. Die Römer, die durch das öftere Vorlesen sich an den Versen ihres Prinzen schon müde gehört hatten, erkannten ihn so gleich in den oben angeführten, so wie auch in einem andern, den Seneka im ersten Buche seiner quæstionum naturalium anführt:

f) „Die Hälse der Tauben der Cythera glän„zen, indem sie dieselben hin und her wen„den.„

Könnte man nicht einigen unserer Poeten eine ähnliche übertriebene Art witzig zu seyn vorwerfen? Sie müssen, so wie alle Romanschreiber, in allen Namen ihrer Helden und Heldinnen ein Z haben.

Persius

On entend bourdonner les cornes tortueuses.
Bacchantes, je vous vois errantes, furieuses,
Pour arracher la tête au veau présomptueux,
Et rendre le lynx souple à des rènes de lierre,
Vous célébres Bacchus, son audace guerrière;
L'Echo rend & répète au loin vos cris affreux.

e) Man findet es so gleich in der ersten Satyre, gegen das Ende derselben. Außer dem Schwülstigen und Weitgesuchten, wird man auch leicht die Reime in diesen Versen bemerken, die in der lateinischen Poesie ein Fehler, so wie in der unsrigen eine Schönheit sind.

f) Colla Cytheriacæ splendent agitata columbæ.

Persius wagt es so gar den Nero mit dem Könige Midas zu vergleichen:

Auriculas asini Mida rex habet.

„Der König Midas hat Eselsohren.„

Dieß hieß einen Tyger in Wuth bringen. Der Philosoph Cornutus, der Lehrmeister des Poeten, sahe die Gefahr voraus, und machte, daß er dafür setzte, quis non habet? Eben diesem Cornutus hinterließ Persius seine Bibliothek und fünf und zwanzig tausend Thaler: aber der Philosoph war mit den Büchern zufrieden, und schickte den Schwestern des Poeten das Geld zurück. Der Pater Tarteron ruft darüber aus: „Wie viel „Philosophen heut zu Tage würden alles behal„ten haben!„

Die Angeber des Nero ermangelten nicht ihn von dem, was in Rom vorgieng, zu benachrichtigen. Er erfuhr alles von der ungeheuren Menge von Schriften, die wider ihn in Rom herum flogen. Der Parnaß gerieth in Schrecken, und ieder war wegen seiner Person in Sorgen. Es schien, als ob man daselbst die blutigen Proscriptionen der bürgerlichen Kriege wieder erneuern wollte. Nero aber wußte sich zu verstellen. Dieser Barbar, der den Wunsch that, daß das menschliche Geschlecht nur einen Hals haben möchte, damit er ihn auf einen Hieb abhauen könnte, unterstand sich nicht, dem Persius eben so mitzufahren, als dem Lucan. Anstatt zu untersuchen, wo alle Schmähschriften wider ihn herkämen, verbot

er so gar, wie uns Svetonius berichtet, die zu strafen, die man als die Urheber derselben im Verdacht hatte. Er dachte durch diese bescheidene Aufführung die Poeten leichter auf seine Seite zu ziehen, und zu veranlassen, daß sie ihn für ihr Haupt erkennen sollten.

Persius starb in einem Alter von dreyßig Jahren. Er war zu Volaterra in Toscanien gebohren. So viel seine Satyren auch Haß und Galle verrathen, so war er doch der gefälligste, munterste und angenehmste Gesellschafter. Ob er gleich, wenn er das Laster malt, sich nicht der bescheidensten Farben bedient, so war er doch in seinen Sitten sehr strenge. Man findet ihn hart und unverständlich: aber ist es sein Fehler, wenn wir ihn nicht verstehen? Schrieb er für uns? Er ist weniger dunkel als gedrungen. Er hat Züge, die die einzigen in ihrer Art sind. Seine Zeitverwandten empfanden den ganzen Werth davon, sie, die den Schlüssel darzu hatten, und von allem die Anwendung zu machen wußten.

Außer dem Lucan und Persius erhob sich Juvenal wider den Tyrannen, der sich ein witziger Kopf zu seyn dünkte. Man kennt die Neigung des Nero zu den Schauspielen; er trat in Person auf den Schauplatz, und zwar in Frauenzimmerkleidung; die Comödianten standen bey ihm in größten Ansehen, und besonders einer, der sich Paris nannte. Dieser Acteur vergab fast alle Bedienungen des Hofes. Seine Freunde, seine Anverwandten, und ein Haufen Leute vom nie-

drigsten

drigsten Pöbel waren durch diesen Canal in die Höhe gekommen, und hatten die wichtigsten Posten an sich gebracht. Juvenal ward darüber aufgebracht, und von seinem hitzigen Character hingerissen. Er machte Verse wider den Comödianten Paris. Da aber Nero schon tod war, so hatte dieser Anfall auf ihn und seine Regierung weiter keine Folgen. Paris blieb in Ansehen bis auf die Regierung Domitians. Der Poet, der das erstemal ungestraft durchgekommen war, fuhr fort wider die Comödianten zu schreiben, deren Ansehen und stolzes Betragen den römischen Adel sehr verdroß.

a) „Was die vornehmsten Römer nicht thun „können, das thut ein Comödiant: und du „machst noch in den weiten Vorsälen des „römischen Adels deine Aufwartung? „Schreib eine Tragödie von der Pelopea, „wenn du Präfectus, von der Philomela, „wenn du Tribun werden willst.„

Andere dergleichen beissende Verse brachten ihm endlich das Exilium zuwege. Domitianus schickte ihn in seinem achtzigsten Jahre nach Pentapolis,

a) Quod non dant proceres dabit histrio: tu Camerinos
Et Bareas, tu nobilium magna atria curas?
Præfectos Pelopea facit, Philomela tribunos.

Juv. Sat. VII.

polis, auf die Grenzen von Aegypten und Lybien. Der Vorwand war, daß man ihn daselbst zur Anführung der Cavallerie nöthig hätte. Unser achtzigjähriger Poet mußte viel in dem neuen Amte ausstehen, das man ihm blos zum Spott aufgetragen hatte; doch überlebte er seinen Verfolger. Er kam zurück nach Rom, so bald Domitian tod war, und lebte noch unter dem Nerva und Trajan. Wenn die Stärke und Neuheit der Gedanken, der Nachdruck und die Rauhigkeit des Styls einen Satyrenschreiber machen, so ist es keiner mehr, als er. Aber er versteht nicht so, wie Horaz, die feine und ausgesuchte Spöttereyen. Man wirft dem Juvenal vor, daß er zu viel Geschrey mache, und das Laster auf eine Art bestreite, welche die Tugend schamroth macht.

Nero züchtigte noch andere Poeten, die aber nicht sehr bekannt sind. Seine Verssucht allein konnte seinen Völkern schon Unglück genug zuziehen, wenn er auch nicht ein so boshaftes Herz gehabt hätte, als er wirklich hatte. Mit einem poetischen Könige ist nicht viel anzufangen. Der Titel eines witzigen Kopfs, und eines Schriftstellers läßt sich insgemein sehr schwer mit den Pflichten des Throns vereinigen. Jacob I, König in England, den man einen **Pedanten** nannte, ward von allen seinen Unterthanen verachtet. Nur einem einzigen Prinzen ist es gegeben, eben so schön zu schreiben, als er regiert, und die Lorbern des Mars und Apollo zu vereinigen.

Abälard
und
der heilige Bernhard.

Dieß sind fast die ersten großen Geister, die Frankreich hervor gebracht hat. Sie haben zuerst den Character der Schriftsteller dieser Nation zu bestimmen angefangen. Das Feine und Wahre ihrer Gedanken, das Einnehmende ihrer Schreibart; die Verschiedenheit und Gründlichkeit ihrer Einsichten, ihre Bemühung die Gelehrsamkeit nur von der gefälligsten Seiten zu zeigen, alles kündigt bey ihnen die Morgenröthe des guten Geschmacks in Frankreich an. So weit sie aber auch über ihr Jahrhundert erhaben waren, so konnten sie sich doch nicht von einer großen Neigung zur Dialectik, und von den Subtilitäten der scholastischen Philosophie los machen.

Peter Abälard ward zu Bretagne im Jahr 1079, in einer adelichen Familie gebohren. Sein Vater hieß Berenger. Abälard reiste in seiner Jugend allenthalben herum, in der Absicht, sich zu unterrichten und zu disputiren; denn die Lust sich berühmt zu machen, und die größten Dialectiker in Europa nieder zu disputiren, war seine Hauptleidenschaft. Zu Paris fand er die beste Gelegenheit. Die berühmtesten Lehrer der Weltweisheit daselbst konnten seine beständigen Anfälle nicht

aushalten. Ihre Schulen wurden leer, und sie selbst traten ihm bald ihre Plätze und ihre Rechte darzu ab. So berühmt er aber auch als ein Gelehrter, und als ein unüberwindlicher Streiter war, so kannte man ihn doch auch als einen liebenswürdigen Mann. Er hatte Talente; er machte Verse, und sang sehr schön. Mit einem Worte: er war ein Gelehrter nach der Mode, und Männern und Frauenzimmern gleich angenehm.

Der heilige Bernhard lebte mit ihm zu gleicher Zeit. Er liebte die Ehre und den Ruhm so sehr als seine Person. Er hatte das Privilegium seinem Jahrhunderte den Ton anzugeben. Man kann nicht eigentlich sagen, was er am besten verstand, ob die Theologie, die Kunst zu predigen, oder die Staatsgeschäffte. Wenigstens fiel nichts wichtiges im Staate vor, worein er sich nicht mengte. Völker, Könige und Päbste zogen ihn ehrerbietig zu Rathe; so daß er, ob er gleich nur Abt zu Clairvaux war, dennoch die Kirche und den Staat regierte. Ein Mann von diesem Character sieht es nicht gern, wenn ein anderer den Ruhm mit ihm theilt. Er ward daher auf den Abälard eifersüchtig. Es fehlte nur eine Gelegenheit, wo diese beyden Genies aneinander kommen konnten; und diese zeigte sich bald.

Ein Benedictinermönch, der sich an den Werken des Abälard ärgerte, indem er viel gewagte, und selbst irrige Dinge darinne gefunden haben wollte, gab dem heil. Bernhard in einem Schreiben Nachricht davon, welches so lautet: „Peter

„Abä-

„Abälard lehrt und schreibt lauter Neuerungen. „Seine Bücher gehen über das Meer und die „Alpen. Seine Lehren breiten sich in den Pro„vinzen aus. Man macht sie überall bekannt, „und überall werden sie vertheidigt. Ich melde „Euch dieses hiermit; nichts ist so gefährlich, als „wenn Ihr still schweiget.„

Der Brief war mit einem Auszuge der Lehren des Abälard begleitet. Unter den Sätzen, die man in seinen Schriften verdammte, befanden sich diese: **Man muß erst untersuchen, ehe man glaubt . . . . Wir erben von Adam nicht die Schuld der Sünde, sondern die Strafe derselben . . . Die Einwilligung in die Sünde, ist allein die Sünde . . . Man begeht keine Sünde, wenn man von der Begierde, von einem geheimen Vergnügen getrieben wird, oder wenn man aus Unwissenheit etwas thut: dieß alles ist unserer Natur gemäß.**

So sehr auch der heil. Bernhard geneigt war, den Mann, der es allein in der Gelehrsamkeit mit ihm aufnehmen konnte, zu demüthigen, so hielt er es doch für anständiger, sich der Bescheidenheit und der Gelindigkeit zu bedienen. Er antwortete daher dem Benedictinermönche: „Wir wollen uns „nicht übereilen; die Sache, von der Ihr mir „schreibt, ist von großen Folgen. Wir wollen eine „Zeit zu einer Zusammenkunft ausersehen, und „alles reiflich überlegen.„ Zu gleicher Zeit wollte er eine Unterredung mit dem Abälard selbst haben;

 und

und diese lief sehr gut ab. Die Aufführung des heil. Bernhard machte ihm Ehre, ob man gleich sahe, was die Ursache war, und daß er seinen Widersacher gern seines Unrechts überführen wollte. Man findet in allen Handlungen dieses apostolischen Mannes die rühmlichsten Bewegungsgründe. Sein Eifer führte ihn bisweilen zu weit: aber er machte seine Hitze und Uebereilung allemal durch die besten Handlungen eines redlichen Bürgers wieder gut. Wenn er an dem Tode so vieler Millionen Menschen, die seinen Prophezeyhungen zu Folge nach dem gelobten Lande zogen, Schuld war, so muß man ihm doch auch nachrühmen, daß er einer unzähligen Menge unschuldiger Juden das Leben gerettet habe, welche ein Mönch, mit Namen Raoul, alle ausgerottet wissen wollte.

Da nun Abälard sahe, daß seine Werke hin und wieder anstößig waren, versprach er zu widerrufen; er fand es aber nach der Zeit nicht für gut. Die Gedanken, die das Publicum darüber haben, die Urtheile, die man darüber fällen würde, hielten ihn zurück. Er sahe den Widerruf als ein Zeichen der Schwachheit, als eine Beschimpfung seines gelehrten Rufes an. Seine Freunde bestärkten ihn vollends darinne, daß er alles behaupten sollte, was er einmal geschrieben hatte. Er that es, so wohl schriftlich als mündlich.

Der Abt von Clairvaux glaubte von dem Augenblicke an, daß er nicht mehr zu schonen habe. Er schmeichelte sich, einem Manne, der ihm verdächtig

dächtig geworden war, den Rang abgewonnen zu haben. Er sprach in einem gebietherischen Tone mit ihm. Er zog wider die Schriften und wider die Person des Abälard los. Dieser erfuhr es, und wollte deßwegen Genugthuung haben.

Man war eben im Begriff ein Concilium zu Sens zu halten. Abälard hielt dieses Concilium für eine bequeme Gelegenheit sich zu erkennen zu geben, und seinen Widersacher zu demüthigen. In dieser Absicht gieng er zu dem Erzbischof zu Sens, verklagte den Abt von Clairvaux, und verlangte, daß man ihm erlaubte, seine Lehren vor dem Concilio zu rechtfertigen. Zu gleicher Zeit bat er den Erzbischof, daß er den heil. Bernhard vorladen, und eine ordentliche Disputation über die zwischen ihnen streitigen Puncte veranstalten sollte. Abälard hatte die meiste Wahrscheinlichkeit, daß er den Sieg davon tragen würde, auf seiner Seite. Er war in der Disputirkunst überaus erfahren, und verstand sich auf diese Art von Scharmützeln vollkommen. Der heil. Bernhard, der die Sache des Himmels, oder wie seine Feinde sagen, seine Ehre aufs Spiel zu setzen fürchtete, schlug anfänglich die Auffoderung aus, und nahm sie nur nach langen Bitten seiner Freunde an, die seine Ehre für verlohren hielten, wenn er bey dieser Gelegenheit sich nicht beherzt erwiese.

Die Prälaten versammelten sich sehr zahlreich an dem Tage, da das Concilium gehalten werden sollte, (es war der zweyte Junius 1140.) Der

ganze

ganze französische Hof war dabey, und nament-lich der König Ludewig VII, Willhelm Graf von Nevers, und Thibaud Graf von Champagne. Die Neugier, die beyden berühmtesten Männer ihrer Zeit aneinander gerathen zu sehen, war ausserordentlich groß. Es herrschte ein tiefes Stillschweigen in der ganzen Gesellschaft.

Der Abt von Clairvaux berufte sich auf das Werk das ihm so ärgerlich gewesen war. Er zog die verwegensten Sätze heraus, und nöthigte den Autor, sie entweder zu läugnen, oder zu widerrufen. Abälard that aber weder das eine noch das andere. Er verließ das Concilium, und appellirte nach Rom. Dieß that er um so viel mehr, da er auf dem Concilio die Gemüther wider sich eingenommen sahe, indem seine Widersacher an die versammelten Väter desselben geschrieben, und sie auf seine Seite gebracht hatten.

Die Flucht des Abälard ward für eine Niederlage angesehen. Seine Feinde freueten sich darüber: aber die Appellation an den Pabst machte sie stutzig. Die Bischöffe hatten Achtung gegen ihn, und entschieden nichts. Sie gaben ihm, von dem was vorgegangen war, Nachricht, und baten, daß er selbst das Urtheil über den Neuerungsmacher fällen sollte. Man muß aber wissen, daß man zu dem Berichte, den man von dem Concilio zu Sens an Seine Heiligkeit abstattete, sich der Feder des heil. Bernhards bediente, daß dieser also gewissermaßen Richter und Parthey zugleich war.

Der

Der Abt von Clairvaux zeigte sich bey der Sache so eifrig als man es nur seyn kann. Er schrieb an den Pabst, an die Cardinäle, an die angesehensten Bischöffe am römischen Hofe. Man muß sehen, mit welchen Ausdrücken er von dem Gegenstande seiner geheimen Eifersucht redet. Es ist nicht mehr seine einschmeichelnde, süße und salbungsreiche Sprache, deren er sich sonst bediente, wenn er zu seinem Zwecke gelangen wollte; es ist die Sprache des Hasses und der bittersten Satyre; es ist die Sprache der Wuth. Er nennt in seinen Briefen den Abälard ein abscheuliches Gemisch vom Arius, Pelagius und Nestorius; „einen Mönch ohne Regel, einen Superior ohne „Wachsamkeit, einen Abt ohne Zucht, einen „Menschen ohne Sitten.„ Die Namen **Ungeheuer, neuer Herodes, Antichrist,** kommen beständig darinne vor. Der Artickel des Frauenzimmers wird besonders darinne betrieben. Er stellt den Abälard als einen Menschen vor, der sich nur bey ihnen in Gunst zu setzen sucht, der allen Wohlstand aus den Augen setzt, und von dessen Liebeshändeln die ganze Welt voll ist. Man machte dabey eine Anspielung auf seine unglückliche Neigung gegen die Heloise.

Und zu welcher Zeit that man dieses? Zu einer Zeit, wo Abälard der Verläumdung am wenigsten Gelegenheit gab; wo er das härteste, was einem Liebhaber begegnen kann, erlitten hatte; wo der Canonikus Fulbert seine Rache aufs höchste getrieben hatte; wo die zärtliche Heloise, dieses

Muster

Muster treuer Liebhaberinnen, in Verzweifelung, und verliebter als iemals, in ein Kloster gegangen war, und alle Annehmlichkeiten der Jugend und eines mit allen Wissenschaften gezierten Geistes, nebst den Reizungen einer außerordentlichen Schönheit mit sich genommen hatte; zu einer Zeit, wo diese Liebhaber gegen ihr unglücklich Schicksal kein ander Hülfsmittel hatten, als ihre Einbildungskraft, mit welcher sie sich ihre vorhergegangene Trunkenheit vorstellten, und sich an die Entzückungen erinnerten, von denen sie durchdrungen gewesen waren, als das Studiren ihrem verliebten Umgange noch zum Vorwande diente. a)

Der

a) Der französische Verfasser führt hier eine lateinische Stelle aus einem Briefe der Heloise an den Abälard an, in welchem sie ihm schreibt, mit welchem Vergnügen sie sich an ihren vorigen Umgang erinnere, und wie sie die dulces amantium voluptates nicht aus dem Sinne bringen könne. Allenthalben, im Schlafe, im Wachen, in der Messe selbst, wenn sie am andächtigsten beten soll, bemächtigen sich obscœnarum voluptatum phantasmata ihrer Seele, so daß sie turpitudinibus illis magis quam orationi vacet. In diesem Geschmack ist die ganze Stelle, die gewiß nicht die sittsamste ist. Man überlege selbst, mit welchem Rechte der Franzose dabey ausrufen könne: quelle ame! quelle imagination ardente! Er thut eine französische Uebersetzung hinzu, die ich abschreiben würde, wenn sie nicht zu lang wäre; eine Uebersetzung in Versen: denn was übersetzt der Franzose nicht in Verse!

Der Verfasser des Lebens des Abälard treibt seinen Scherz mit dem Vorwurfe, den ihm der heil. Bernhard macht, daß er das Frauenzimmer liebe. Er führt eine ungewisse Begebenheit an, die behauptet und widersprochen worden ist. Dieser Kirchenvater, sagt er, hätte besser gethan, wenn er seinen Eifer wider den Stifter des Klosters in den Wäldern zu Fontevraud, Robert d'Arbrissel gewandt hätte, welcher, um der Versuchung zu widerstehen, bey jungen Mädchen schlief, und denen ein Aergerniß gab, die zu einer so außerordentlichen und ausgesuchten Tödtung des Fleisches kein groß Vertrauen hatten.

Abälard, der sich in Achtung erhalten, und seinen Glauben nicht verdächtig wollte werden lassen, machte nunmehro der Welt seine wahre Meynung bekannt. Er ließ ein Glaubensbekenntniß herum laufen, die Art, wie er sich hier ausdrückte, schien den Meynungen, deren man ihn beschuldigte ganz entgegen zu seyn. Nichts als die Liebe zu seiner Heloise bewog ihn zu diesem Schritte, und zu dieser Schutzschrift für seine Lehre. Er wollte sie trösten, weil sie sich schreckliche Dinge von ihrem Liebhaber in den Kopf gesetzt hatte. Sie stellte sich den Abälard auf dem Wege des Verderbens und am Rande eines entsetzlichen Abgrunds vor. Er überschickte ihr diese Schrift in ihr Kloster Paraclet. Ihre Seele ward mit Freude, ihre Augen mit Thränen erfüllt, als sie dieselbe las; und nun stellte ihr ihre Einbildungskraft nicht mehr so schreckliche Bilder vor Augen.

Aber vergebens suchte Abälard seine Meynung zu erklären, und sich zu rechtfertigen. Das Vorurtheil blieb stets wider ihn eingenommen. Er glaubte also, daß er seine Appellation an den Pabst betreiben, und eine Reise nach Rom thun müßte, wenn er sich wieder in die vorige Achtung setzen wollte. Unterwegens kehrte er in dem berühmten Kloster zu Cluni ein, wo damals **Petrus venerabilis** Abt war. Dieser aufrichtige und unverstellte Mann, dieser Mann, von einer seltenen Neigung zur Barmherzigkeit, der in allen Stücken dem Platze, den er behauptete, Ehre machte, nahm seinen Gast mit einer seinen Verdiensten anständigen Gütigkeit auf. Er erkundigte sich nach der Beschaffenheit seiner Sache und seiner Absichten, und versicherte ihn, daß der Pabst nicht ermangeln würde, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Aber eben zu der Zeit erfuhr Abälard, daß seine Lehren wirklich waren verdammt worden.

Der Pabst Innocentius II, hatte das Verdammungsurtheil als eine Antwort auf den Brief des heil. Bernhards zurück geschickt. Das Breve war an den heil. Bernhard, an den Erzbischof zu Sens, an den zu Rheims, und alle ihre Suffraganeos gerichtet. „Wir haben, schreibt Seine „Heiligkeit, mit Zuziehung unserer Brüder der „Bischöffe und Cardinäle, die uns zugeschickten „Artickel, und alle verkehrten Lehren des Pater „Abälard, nebst ihrem Urheber, verworfen und „verdammt; und haben ihm, als einem Ketzer, „ein

„ein ewiges Stillschweigen auferlegt. Wir ver„stoßen auch alle Anhänger und Vertheydiger „seiner Meynungen, aus der christlichen Gemein„schaft.„

Dieses Schreiben des Pabsts war mit einem geheimen Befehle an eben diese Erzbischöffe begleitet, daß sie den Abälard ins Gefängniß setzen sollten.

Dieser gelehrte Mann, das Orakel seiner Zeit, der durch seine Schriften eben so unglücklich war, als durch seine Liebe, gerieth in Verzweiflung, daß er sich verurtheilt sehen mußte, ehe ihn noch iemand gehört hatte. Dem ohngeachtet verehrte er die Hand die ihn schlug; er stand von seiner Appellation ab, und schüttete die Ursache seiner Thränen nur in den Schoos des Peters venerabilis aus. Er hatte gegen diesen berühmten Abt ein außerordentliches Vertrauen, welcher ihn auch hernach mit dem heil. Bernhard wieder aussöhnte, und darzu den Abt von Citeaux als eine Mittelsperson brauchte. Diese Aussohnung war so aufrichtig, als sie zwischen zween gelehrten Mitbuhlern seyn kann, die alle beyde im Stande waren, die Augen ihrer Zeit und der Nachkommenschaft auf sich zu ziehen.

Abälard, der die Welt, die Mönche und die Schule überdrüßig worden war, blieb zu Cluni, um daselbst in einer tiefen Einsamkeit zu leben. Aber die Ruhe der Seele, diese kostbare Ruhe, die er suchte, fand er daselbst nicht. Er rechnete auf seine Philosophie; sie verließ ihn aber alle

Augenblicke. Er starb für Verdruß im Jahre 1142, im drey und sechzigsten Jahre seines Alters.

Kaum hatte er die Augen zugethan, als sein eifrigster Vertrauter aller seiner Geheimnisse es seine vornehmste Sorge seyn ließ, der zärtlichen Heloise den Verlust den sie erlitt, auf eine vorsichtige Weise zu hinterbringen. Man meldete ihr diese Nachricht mit den geschicktesten Ausdrücken, die dem Schmerze der verlassenen Heloise, und dem Andenken des Abälard zur Ehre gereichen konnten. „Ich erinnere mich nicht, sagte der Abt „von Cluni in seinem Briefe, einen so demüthi„gen Mann, so wohl in der Kleidung als in der „Aufführung gesehen zu haben. Ich zwang ihn, „den ersten Rang in unserer zahlreichen Gesell„schaft zu behaupten; aber er schien immer der „geringste darunter zu seyn, so schlecht gieng er „gekleidet. Wenn er in den Processionen, wie es „die Gewohnheit ist, vor mir her gieng, wunderte „ich mich stets, daß ein Mann, der in so großem „Rufe stand, sich so erniedrigen könnte. Er aß „eben so schlecht, als er sich kleidete, und verwarf „in seinen Gesprächen und durch sein eigen Bey„spiel nicht allein den Ueberfluß, sondern selbst die „nöthigen Bedürfnisse. Beten und Lesen waren „seine beständigen Beschäfftigungen. Er schwieg „beständig, wenn er nicht etwan in den Zusam„menkünften genöthigt ward, zu reden, oder vor „unserer Gemeinschaft predigte.„

Heloise bat um den Leichnam des Abälard, und erhielt ihn. Sie ließ ihn im Paraclet begraben; sie, die ihn noch unsterblicher gemacht hat, als seine Schriften. Man setzte folgende Grabschrift auf sein Grab, die Peter venerabilis gemacht hat:

a) „Petrus liegt unter diesem Steine, welchen „die Welt für ihren Homer hielt; aber nun „ist dieses Gestirn unter die andern Sterne „versetzt. Er war die Sonne der Franzo„sen, und nun da er tod ist, hat Frankreich

a) Petrus in hac petra latitat, quem mundus Homerum
Clamabat; sed jam sydera sydus habent.
Sol erat hic Gallis, sed eum jam fata tulerunt;
Ergo caret regio Gallia sole suo.
Ille sciens quicquid fuit ulli scibile, vicit
Artifices, artes absque docente docens.
Undecimæ Maji Petrum rapuere Kalendæ,
Privantes logices atria rege suo.
Est satis: in tumulo Petrus jacet Abælardus,
Cui soli patuit scibile quicquid erat.

Die französische Uebersetzung schweift ein wenig aus. Man kann es aus den beyden letzten Zeilen sehen:

Il n'est plus. C'en est fait; la nature est bornée,
L'Univers ne verra jamais deux Abailards.

„seine Sonne verlohren. Er, der alles
„wußte, was man nur wissen kann, der ein
„Lehrer der Wissenschaften war, ohne selbst
„einen gehabt zu haben, hat alle Gelehrte
„weit hinter sich gelassen. Der ein und
„zwanzigste April ist der Tag, an welchem
„er starb, und welcher dem logischen Hör-
„saale seinen König raubte. Kurz: Pe-
„trus Abälardus liegt im Grabe, vor dem
„allein die Geheimnisse der Wissenschaften
„aufgeschlossen waren.„

Der heil. Bernhard gewann bey diesem für die Wissenschaften so beträchtlichen Verluste. Da niemand seinem Ruhme mehr das Gleichgewicht hielt, so warf er um so viel mehr Glanz von sich. Er starb aber selbst auch einige Jahre darnach, in dem drey und sechzigsten Jahre seines Alters. Der Ruhm eines Wunderthäters, wegen der Zahl und Beschaffenheit seiner Wunder, eines Kirchenvaters, wegen seiner vortrefflichen Schriften, eines eifrigen Pflegevaters der Mönche, wegen der Menge und Pracht der Klöster, die er ihnen verschaffte, ist ihm auch nach seinem Tode verblieben. Sein Grabmaal ward gleichfalls mit einer Grabschrift beehrt, die im Geschmacke der damaligen Zeit, eine Anspielung auf das Wort Clairvaux ist:

b) „Diese Thäler sind berühmt; aber ihr Abt
„ist noch berühmter, und er nur hat sie in
„der

b) Claræ sunt valles; sed claris vallibus abbas
Cla-

„der Welt berühmt gemacht. Er ist be„rühmt durch seine Vorfahren, durch seine „Verdienste, durch seinen Ruhm, durch „seine Wissenschaften, und noch mehr durch „seine Religion. Sein Tod, seine Asche, „sein Grabmaal sind berühmt, und noch „verklärter jauchzt sein Geist vor dem An„gesicht Gottes.„

Johann von Meun und die Frauenzimmer am Hofe Philips des Schönen.

Johann von Meun, oder Clopinel, ward so genannt, weil er hinkte, und von der kleinen Stadt Meun an der Loire, vier Meilen von Orleans war. Er war nicht allein gelehrt, sondern auch witzig, und machte seinem Vaterlande Ehre. Daher hatte Marot den enthusiastischen Einfall:

Clarior, his clarum nomen dedit.
Clarus avis, clarus meritis, & clarus honore;
Claruit ingenio, religione magis.
Mors est clara, cinis clarus, clarumque sepulchrum,
Clarior exultat spiritus ante Deum.

De Jean de Meun s'enfle le cours de Loire.

„Die Loire schwillt in ihrem Laufe vom „Johann von Meun an.„

Man verglich diesen Poeten mit dem Dantes. Einige ziehen ihn so gar dem italienischen Poeten in der Wahl der Gedanken und der Schönheit der Sprache vor. Clopinel legte verschiedene Proben seiner Geschicklichkeit ab: wir haben aber weiter nichts mehr von ihm übrig, als die Fortsetzung des Romans **von der Rose**. Der Tod hatte den Willhelm von Lorris gehindert dieses Gedicht fertig zu machen, das einzige Werk, das man vor Franz I las, und woran man Geschmack fand. Die Liebe war der Apoll dieses Schriftstellers. Sein Mädchen begeisterte ihn so wie den Ovid, welchem er auch nachgesungen hat. Der Roman von der Rose ist nichts, als eine Nachahmung der Kunst zu lieben; aber eine freye Nachahmung, in welcher man bisweilen ein Originalgenie antrifft. Alles zeigt darinne von einer lebhaften und blühenden Einbildungskraft; alles bekommt Leben, Gestalt, Sprache. Tausend glänzende Züge sind in diesem Werke verstreut, das voller Erfindung und Bezauberung ist.

Die Anlange ist sehr sonderbar. Der Autor stellt sich vor als ob er in einem Garten wäre, der mit den schönsten Blumen geziert ist. Eine Rose, von einer unvergleichlichen Farbe, zieht seine Blicke auf sich. Er will sie abbrechen; findet aber große Hindernisse. Er muß eine förmliche

Bela-

Belagerung vornehmen. Er setzt durch Gräben, übersteigt Mauern, erobert Schlösser. Die Einwohner dieses bezauberten Gartens sind entweder wohlthätige Gottheiten, als **Liebe, gute Aufnahme, Mitleiden, Freymüthigkeit;** oder böse Gottheiten, als **falscher Schein, Gefahr, Verläumdung, Eifersucht.** Sie kommen wechselsweise zum Vorschein, und reden ihre verschiedene Sprache. Kein Hinderniß hält den Liebhaber der Rose zurück. Die Schwierigkeiten machen ihn nur noch erhitzter. Seine Standhaftigkeit wird endlich gekrönt. Er triumphirt und gelangt zu dem Besitz des so sehr gewünschten Gegenstandes.

Ainsi eus la rose vermeille:
A tant fut jour, & je m' eveille.

„So hatte ich nun die schönfarbige Ro-
„se: unterdessen ward es Tag, und ich er-
„wachte.„

Ueber diesen erdichteten Plan hat Johann von Meun gearbeitet. Der Fortsetzer und der Verfasser des Gedichts aber, verlassen sehr oft ihren Gegenstand. Sie verliehren ihn über unzähligen Ausschweifungen, die aber alle angenehm sind, aus dem Gesicht. Das Werk wird zu einer Satyre auf die Sitten der damaligen Zeit. Sie werden darinne ohne Schleyer vorgestellt, und es wird niemand dabey geschont. Von den Frauenzimmern wird gesagt:

Toutes êtes, ferez, ou futes &c.

„Ihr seyd, werdet seyn, oder waret „alle u. s. w.„

Die Geistlichkeit wird ebenfalls darinne angegriffen:

Tel a robe religieuse;
Doncque il est religieux.
Cet argument est vicieux,
Et ne vaut une vieille gaine;
Car l'habit ne fait pas le moine.

„Mancher trägt ein geistlich Kleid; er „ist daher ein Geistlicher. Aber dieser „Schluß ist fehlerhaft, und nicht eine alte „Messerscheide werth; denn das Kleid „macht nicht den Mönch aus.„

Als dieses Gedicht, das anfänglich abgeschrieben, und in Gesellschaften gelesen ward, öffentlich heraus kam, ärgerte sich ganz Frankreich darüber, und man schrie erschrecklich wider die Spöttereyen desselben. Der Verfasser wagte es nicht sich sehen zu lassen. Die Mönche, die zu den Zeiten des Clopinel so mächtig waren, schworen ihm den Untergang. Ihre Prediger verfluchten und verbanneten ihn auf allen Kanzeln. Die Advocaten griffen ihn so gar in ihren Gerichtsreden an. Die Art wie das Gedicht vom orleanischen Mädchen aufgenommen ward, ist nichts im Vergleich gegen die Aufnahme des Romans von der Rose.

Besonders hatte das Frauenzimmer Ursache sich zu beklagen. Die Damen am Hofe Philips des schönen, die viel Verstand und Geschmack besitzen wollten, nahmen die Vertheidigung ihres Geschlechts auf sich. Sie gaben gemeinschaftlich eine Apologie heraus. Dieses Werk machte damals viel Aufsehens, weil es einige Frauenzimmer verfertigt hatten, und ein gelehrtes Frauenzimmer schon eine seltsame Erscheinung war. Sie stellten in dieser Vertheidigungsschrift eine Dame vor, **das Haupt der Damen, die Sachwalterinn aller rechtschaffenen Damen in der Welt**, wie sie anfänglich traurig, niedergeschlagen, und in tiefe Traurigkeit versenkt, nichts als die Einsamkeit der Wälder sucht, und wegen des Bösen, das man ihrem Geschlechte nachsagt, beschämt ist. Bald aber läßt man sie von diesem melancholischen Zustande zur Wuth und zu Drohungen übergehen. Sie läßt den Proceß des Johann von Meun eröfnen, welchen die **Rechtschaffenheit** in dem **Schlosse der Liebesgötter** gefangen hält. Man hält Reden; die Advocaten werden ernennt. Die **Vernunft** ist der Advocat des Clopinel, und **Edelwille** der Advocat des Frauenzimmers. Der Klopffechter der Schönheit hebt einen Lobspruch auf dieselbe an, der kein Ende nimmt. Er läßt alle Heldinnen des Alterthums, heilige und unheilige, eine nach der andern auftreten. Die **Vernunft**, die hernach für den Clopinel spricht, entschuldigt ihn mit seiner guten Absicht; und daß er weniger den

Weibern, die er allzeit sehr geliebt habe, als vielmehr den Männern, die ihm mehr als einmal übel begegnet wären, und der Eifersucht, diesem dem schönen Geschlecht so gehäßigen Ungeheuer zu Leibe wolle. Der Proceß endigt sich so wie man vermuthen kann: die Damen gewinnen ihn, und die **Gerechtigkeit** spricht folgendes Urtheil:

Au regard de Jehan *Clopinel*,
Qui fist le rommant *de la Rose*,
Le roy veult que de son chastel
Soit banny, sans faire autre chose.
Et pourtant il faut qu'il dispose
De s'en aller en aultre terre;
Car la court, ainsi que suppose,
Entreprent de lui mener guerre.

„In Ansehung des Johann Clopinel, der
„den Roman **von der Rose** geschrieben
„hat, befiehlt der König, daß er aus seinem
„Schlosse verbannet werde, ohne ihm
„weiter etwas zu thun. Er mag sich also
„fertig machen in ein ander Land zu gehen;
„denn der Hof rüstet sich, wie ich vermuthe,
„zum Kriege wider ihn.„

Aber dieses Werk zum Lobe des weiblichen Geschlechts, schien ihnen in Ansehung der Beleidigungen des Clopinel, noch keine hinreichende Genugthuung zu seyn. Dieser Schriftsteller ließ außerdem noch nicht nach übels von ihnen zu sprechen, ob er es gleich nur heimlich that. Die

Frauen-

Frauenzimmer am Hofe Philips ließen sich also in eine allgemeine Verschwörung zusammen ein. Clopinel mußte sie ohnfehlbar persönlich beleidigt haben, und sie erkannten sich vielleicht in seinen Gemälden. Sie zogen die Königinn auf ihre Seite, und beschlossen, den Clopinel seine Unverschämtheit mit der Haut bezahlen zu lassen. Die Sache gieng nach Wunsche, und nie ist ein Autor mehr gedemüthigt worden. Man höre wie Sorel diesen Umstand in seiner französischen Bibliothek erzählt: „Die Königinn trieb es eines Tages, „mit Hülfe anderer Damen, so lange, bis sie den „Johann von Meun in ihre Gewalt bekam. „Nachdem sie ihn nun lange herunter gemacht „und bedrohet hatte, weil er auf das weibliche „Geschlecht gelästert hätte, befahl sie den andern „Frauenzimmern ihn nackend auszuziehen, an eine „Säule zu binden, und mit Ruthen zu peitschen. „Clopinel, der seine Vorstellungen und Entschuldigungen alle vergebens sahe, bat unterthänig, „daß, ehe sie ihren Zorn an ihm ausließen, die „Königinn ihm erst eine Bitte zu thun erlauben „möchte, welches er nicht ohne große Schwierigkeiten endlich erhielt. Weil ich dann, sagte er „hierauf zu den Frauenzimmern, die Gnade gefunden habe, daß ich eine Bitte an sie thun darf, „so bitte ich, daß die ärgste H . . . unter ihnen „den Anfang mache, und mir den ersten Streich „gebe. Alle wurden darüber roth, und ließen ihn „wieder laufen.„

Aller Welt ist eine ähnliche Begebenheit bekannt, den Schluß nur ausgenommen. Die Actricen der komischen Oper sahen einen schlechten Poeten auf dem Amphitheater, der Liederchen auf sie gemacht hatte; sie schickten daher eine aus ihrer Gesellschaft an ihn, die ihn mit guter Art nöthigen mußte, zwischen die Scenen auf das Theater zu kommen. Er gieng den Augenblick mit; die Sängerinnen ergriffen ihn so gleich, hielten ihn fest, und prügelten ihn tüchtig ab. Der unglückliche Dichter nahm sich kaum Zeit, sich wieder ein wenig in Ordnung zu bringen, sondern eilte, daß er nur fort kam, und ward mit Pfeifen und Schreyen begleitet. Drey Tage nach dieser heilsamen Vermahnung begab sich unser Liederdichter nach den amerikanischen Inseln. a)

Nachdem Sorel erzählt hat, wie sich die Frauenzimmer am Johann von Meun gerochen haben, so hält er sich noch eine Weile dabey auf. Bald bestreitet, bald commentirt er diese Erzählung. „Wenn Johann von Meun, sagt er, sichs „zur Gnade ausbat, daß die lockerste unter ihnen „ihm den ersten Streich geben sollte, so konnten „sie ihn auslachen, und durften nur alle zugleich „auf ihn zuschlagen. Es ist glaublicher, daß er, „um

a) Der französische Verfasser führt in einer Anmerkung noch einige Beyspiele an, die nicht viel bedeuten, oder auch schon in den beyden Theilen der Anecdoten vorgekommen sind; ich konnte daher diese Anmerkung mit gutem Fug übergehen.

„um Pardon zu erhalten, ihnen nur sagte, daß das, „was er geschrieben habe, nur die schlechte Sorte „von Frauenspersonen angienge, die weder Ehre „noch Schande hätten, so daß er nicht glaubte, „daß sie sich derselben annehmen, und ihn deßwe„gen strafen würden. Man kann sich vorstellen, „setzt er hinzu, daß sie sich dadurch werden haben „besänftigen lassen.„

Man mag aber die Sache annehmen wie man will, so ist so viel gewiß, daß Clopinel für seine Person, als auch durch seine Freunde, sich alle Mühe gab, den Zorn dieser Frauenzimmer zu entwafnen. Man sagte ihnen, daß sie sein Buch nicht recht verstanden hätten; daß der Roman eine ausgeführte Allegorie sey; daß man unter der Rose, der von dem Liebhaber so eifrig nachgestrebt wird, die Weisheit, oder den Stand der Gnade, oder die heil. Jungfrau, oder auch die ewige Seligkeit verstehen müsse. Einige behaupteten, daß der Verfasser vom Stein der Weisen geredet habe. Gewiß ist es, daß le Meun an nichts von dem allen gedachte, als er sein Buch schrieb, und daß er blos die Absicht hatte, ein Werk der Galanterie zu verfertigen. Er bedient sich darinne der Wörter Garten, Baumgarten, Rosenstrauch, Rose u. s. w. um mit ehrbaren Ausdrücken Sachen anzudeuten, die es nicht sind.

Dieser große Feind der Weiber und der Mönche ward bey den Dominicanern in der Jacobsstraße begraben. Man erzählt, daß er ihnen ein Legat in seinem letzten Willen vermacht habe. Es war

war ein Kasten, der mit Kostbarkeiten erfüllt seyn sollte, den sie aber nicht eher als nach seiner Beerdigung eröfnen sollten. So bald es nun Zeit war, untersuchte man den Kasten, und fand nichts darinne, als alte Schiefertafeln, auf welche arithmetische und geometrische Figuren gemalt waren. Die Dominikaner, die sich auf etwas ganz anderes Rechnung gemacht hatten, wurden darüber böse, und gruben ihn wieder aus. Aber das Parlament befahl ihnen, den le Neun mit einem ehrlichen Leichenbegängnisse in ihrem Kloster zu begraben.

Clemens Marot
und
zween schlechte Poeten
Sagon und la Hueterie.

Die beyden letztern waren aus eben der Provinz, aus welcher Rotrou und Corneille waren: so wahr ist es, daß große und kleine Genies unter allen Himmelsgegenden wachsen. Sagon und Hueterie waren die eifrigsten Vertheidiger des Marot gewesen, als er noch in Ansehen und bey Franz I in Gnaden stand, welchen er mit seinen sonderbaren und lustigen Einfällen zu lachen machte. So bald sie aber diesen Poeten der Religion

ligion halber aus Frankreich vertrieben sahen, erklärten sie sich wider ihn. Sie machten sich Hofnung an seiner Stelle für unnachahmliche Schriftsteller gehalten zu werden, oder in der Gunst des Prinzen seine Nachfolger zu seyn. Der wichtigste Punct für sie war, wenn sie verhindern konnten, daß Marot nie wieder nach Frankreich kam. Sie versuchten es daher auf allerley Art, um ihm den Weg zur Rückkehr zu versperren.

Marot wünschte sehr sein Vaterland wieder zu sehen. Er schrieb von Ferrara, wo er sich im Exilio befand, an Franz I, an die Prinzessinnen und an alle Personen die ihm behülflich seyn konnten, um sie zu seinem Vortheil einzunehmen. Es war aber nicht so wohl die Liebe zu seinem Vaterlande, die ihn reizte, als vielmehr die Vorstellung wie er über den Neid und die Urheber seines Unglücks triumphiren würde. In den Versen, die er auf seinen traurigen Zustand gemacht, blickt allenthalben sein munterer und scherzhafter Geist hervor. Diese Gemälde sind so wie seine andern Sachen voll Feinheit und Naivetät. Niemand schreibt auf eine so leichte und eindringende Art. Besonders ist er in Sinngedichten glücklich gewesen. Sein Scherz ist öfters die vollkommenste Hofsprache. Man hat ihn daher auch den Poeten der Prinzen, und den Prinz der Poeten seiner Zeiten genannt. Seine anhaltende Bitten, da sie mit so viel Witz und Salze gewürzt waren, mußten endlich ihre Wirkung thun. Sagon aber und Hueterie wandten alles an, um es zu verhindern;

dern: sie schrieben an eben die Personen, an die sich Marot gewandt hatte; sie schrieben, wie er, in Versen, und suchten seine leichte und scherzhafte Art nachzuahmen. Aber die Nachahmung war plump. Ihre Briefe, die sie **Antimarotische** nannten, verdienten Verachtung und Abscheu. Sie hatten dieselben aus lauter Schmähreden gegen den Marot zusammen gesetzt.

Marot gerieth in Hitze, da er erfuhr wie viel Hindernisse diese elenden Reimschmiede seiner Rückkehr nach Frankreich in den Weg zu legen suchten; er antwortete auf die antimarotischen Briefe, durch eine scherzhafte Schrift, unter dem Titel: **die Schmarutzer.** Er stellt darinne seinen Bedienten auf, der seinem Herrn diese Gerechtigkeit wiederfahren läßt, daß man ihn unter die guten Schriftsteller zählen müsse, und daß er keine Feinde habe.

a) „Als einen Haufen junger Kälber, einen „Haufen neuer Reimer, die ihren Namen „berühmt zu machen suchen, indem sie be„rühmte Männer herunter machen. Sie „bilden sich ein, daß, da sie dieses thun, die „Stadt sagen werde: Das müssen doch

„große

a) Dieß sind im Französischen Verse in einer ziemlich veralteten Sprache: Ich glaube daher nicht, daß meine Leser unzufrieden mit mir seyn werden, wenn ich mir hier und im folgenden die Mühe erspare sie abzuschreiben, und nur blos sie übersetze.

„große Leute seyn, weil sie sich an den Ma„rot machen.„

Sagon und Hueterie waren außer sich, als sie sich so abgemalt sahen, und gaben geschwind wider den Marot das große Geschlechtsregister der Schmarutzer, verfertigt von einem jungen Poeten auf dem Lande, heraus. Diese Idee eines Poeten auf dem Lande, gab Gelegenheit zu Spöttereyen, und folgendes Sonnet kam zum Vorschein:

„Man führe aufs Feld a) diesen Wä„scher, der, wenn er schreibt, alles, Verstand, „Maaß, Text und Glosse, in freyen Versen „und im Rondeau verhunzt.

„Er hat weder Vernunft noch Gehirn; „und deßwegen schreyt er so aus vollem „Halse: man führe aufs Feld diesen „Wäscher.

„Wenn er etwas neues vorbringen will, „so mag er nur keck in Prosa schreiben, „(wenn er anders davon etwas versteht;) „denn in Versen ist er nur ein Kalb, das „man aufs Feld führen muß.„

Auf diese gegenseitigen Spöttereyen folgten bald die heftigsten Anklagen. Das Publicum ward mit Versen überschwemmt. Die Satyre erschien unter allerley Gestalten, in Rondeaux, Triolets, Stro-

a) aux champs.

Strophen, Lehrgedichten, Liederchen, Sinngedichten u. s. w. Marot, als er in sein Vaterland zurück kam, und über seine Feinde triumphirte, rächte sich an ihnen, und machte sie lächerlich. Verschiedene Schriftsteller, die sich durch seine Verweisung nicht von ihm hatten abwendig machen lassen, ermunterten ihn und standen ihm bey. Zwey Insekten wie Sagon und Hueterie würden bald seyn erdrückt worden; aber sie wurden durch andere spitzfündige Reimer, und besonders von der wider die Muse des Marot in Harnisch gebrachte Zunft der Andächtigen unterstützt. Der Krieg ward auf dem Parnaß allgemein. Als man sich nun genug mit Schimpfreden und Persönlichkeiten mit einander herum geschlagen hatte, verglich man sich auf beyden Theilen über einen Waffenstillstand. Auf diesen erfolgte bald der Friede. Ein aufgeräumter Kopf verfertigte eine Schrift auf diese Aussöhnung, unter dem Titel: **Ehrengelag, auf den Frieden zwischen Clemens Marot, Franz Sagon, Schmarutzer, Hueterie und andern von dieser Bande.**

Der Verfasser dichtet, daß Merkur von Paris komme, wo er unterwegens die Ehre antrifft, welche ihn anredet und um Neuigkeiten befragt. Merkur antwortet ihr:

„Man spricht von nichts als von zwey
„Kälbern, die man insgemein Hueterie oder
„Huet und Sagon nennt, die Tag für
„Tag auf den Marot schimpfen, und aus
„vollem

„vollem Halse wider ihn schreyen. Sie
„thun manchen Angriff auf ihn; aber Ma-
„rot liegt noch nicht zu Boden.„

Die Ehre, die sie gern mit einander friedlich sähe, läßt durch den Merkur alle in Feindschaft lebende Poeten zu einem Gastmahle laden. Dieses Fest wird auf dem höchsten Gipfel des Parnassus gehalten. Marot und seine Freunde steigen ohne Mühe hinauf; da hingegen Sagon, Hueterie und ihre Anhänger mit so viel Beschwerlichkeiten hinauf klettern, daß die Ehre, die nicht glaubte, daß sie herauf kommen würden, sich schon mit dem Marot zur Tafel gesetzt hatte, als sie endlich ankamen. Sie nahmen so gleich die Plätze ein, die für sie aufgehoben waren. Man schmaust, man plaudert, man lacht, und die Mahlzeit wird mit einer schönen Musik begleitet. Die Ehre hält, ehe sie von der Tafel aufsteht, eine Rede an die Gesellschaft, und sagt zu den Gästen:

„Ihr solltet in Liebe und Friede als Brü-
„der und Söhne der Minerva mit einander
„leben, die Zwietracht verabscheuen, und mit
„Verbannung alles Neides, euch als wahre
„Nachahmer des gütigen Apolls auffüh-
„ren.„

Marot unterbricht sie, führt alle Beleidigungen seiner Feinde an, und beklagt sich so über den Sagon:

„Er machte in meiner Abwesenheit den „Versuch, da er glaubte, daß ich nie wieder „nach Frankreich kommen würde, um auf „einmal meinen königlichen Platz einzuneh„men. Aber, dem Himmel sey Dank, „nach mancherley Ungemach bin ich endlich „wieder nach Frankreich gekommen, und „von einem gütigern Könige, den ich zuvor „beleidigt hatte, bin ich iezt wegen meiner „vorigen Ungemächlichkeiten belohnt wor„den.„

Sagon, den das Gewissen schlägt, fällt dem Marot zu Füßen, und bittet um Vergebung. Er gesteht alle seine Mißhandlungen. Er bekennt, daß ihn Neid und Reimsucht zu gräulichen Vergehungen verleitet habe; er gesteht die Unverschämtheit, seinen Lehrer in der Poesie angegriffen zu haben. Der größte Fehler aber, den er sich vorwirft, ist, daß er dem Rathe des Hueterie gefolgt hat, den er für eine schlechte und niederträchtige Seele ausgiebt.

Die **Ehre**, die mit dieser Genugthuung zufrieden ist, sucht den Marot zu bewegen. Dieser hebt den Sagon geschwind auf. Sie umarmen sich, und schwören einander ewige Freundschaft. Alle Welt spricht vom Frieden. Die **Ehre** entwirft selbst die Friedensartickel, und sie werden ohne Widerspruch und ohne Schwierigkeit unterschrieben. Die von den kriegführenden Theilen unterschriebene Acte wird mit lauter Stimme abgelesen,

gelesen, um die Aussöhnung allgemeiner zu machen. Die **Ehre** sagt hierauf: „Wir wollen „und befehlen, daß Clemens Marot, Sagon und „andere, die hier gegenwärtig sind, mit einander „trinken sollen, ehe sie diesen Ort verlassen: wir „geben ihnen nach diesem auf, daß sie als gute „Freunde, und ohne Widerspruch, mit einander „leben, bey Strafe, wie sie in vorhergehenden Be„dingungen enthalten ist, und noch mehr, von un„serm Hofe verstoßen zu seyn, ohne Hofnung ie „Gnade zu erlangen, und alle Ehre verlohren zu „haben, zu ihrer großen Schande. Außerdem „ist es unser Wille, daß dieser Vergleich, und ge„meldete Bedingungen in den Jahrbüchern der „französischen Poeten eingetragen werden, damit „sie unsern Nachkommen zum Beyspiel dienen kön„nen. Gegeben in unserm Pallast, heute nach „Tische; besiegelt mit unserm großen Siegel, und „unterschrieben

Honneur en tout.

Wir werden den Marot in der Folge mit andern, als mit Poeten im Streite sehen. Er war der Dichter der Wollust, und zwar der ausschweifenden Wollust. Er starb zu Turin, im Jahr 1544, und Jodelle machte folgende Grabschrift auf ihn:

Quercy, la cour, le Piémont, l'univers
Me fit, me tint, m' enterra, me connut;
Quercy mon los, la cour tout mon temps eut,
Piémont mes os, & l' univers mes vers.

„Quercy, der Hof, Piemont, die Welt,
„brachte mich ans Licht, zog mich an sich,
„begrub mich, kannte mich. Quercy erhielt
„meinen Ruhm, der Hof meine Zeit, Pie-
„mont meine Gebeine, und die Welt mei-
„ne Verse.„

Stephan Dolet
und
Franz Floridus.

Stephan Dolet ward zu Orleans im Jahr 1509 gebohren. Er schrieb sehr schön Latein. Aber, außer diesem Verdienste, das sehr viel andere Schriftsteller seiner Zeit mit ihm gemein hatten, besaß er noch vor ihnen den Vorzug, daß er noch besser in seiner Muttersprache schrieb. Wir haben von ihm **das Leben Franz I, bis auf das Jahr 1539**, ohne seine Reden, Uebersetzungen, Critiken, vier Bücher von Gedichten, unter dem Titel: **Erste und zweyte Hölle**, und Briefe von einem sehr sonderbaren Geschmacke zu zählen. Sie sind sehr rar geworden. Die Einbildungskraft riß diesen Dichter beständig mit sich fort. Er überschritt in allem das Maaß, im Loben, im Tadeln, in den Ergötzlichkeiten und in der Arbeit. Er erwarb sich, wie man zu sagen pflegte, Liebe oder Haß auf eine stürmische Art;
er

er hielt alle Grundsätze der Religion und der Frömmigkeit für abgeschmackte Vorurtheile, und kannte keine Gottheiten, als Stolz, Haß und Rachgier. Die vorzüglichsten Talente wurden also durch die heftigsten Leidenschaften, und durch alle Arten von Ausschweifungen verdorben. Nichts malt uns den Dolet besser ab, als ein Brief, den Johann Agecdonus aus Straßburg schreibt: „Man darf ihn nur sehen, sagt Ageodo-
„nus, so erblickt man so gleich an ihm einen Tho-
„ren, Narren, Unsinnigen, Wüthenden, Rasen-
„den, Großsprecher, Unverschämten, Lügner, lie-
„derlichen Menschen, Bösewicht, Zänker, Gott-
„losen; einen Schriftsteller ohne Gott, ohne Ge-
„wissen, ohne alle Religion; und man siehet dieß
„alles so deutlich an ihm, daß weder Metall noch
„Leinwand das Bild eines Ungeheuers so deutlich
„ausgedrückt haben, als sein Gesicht. Er ist von
„der Zahl derer, die mit dem Erasmus zu reden,
„zugleich zu beklagen und zu belachen sind. Er
„hat den schönen Wissenschaften, die er vollkom-
„men wohl verstand, und dem heil. Salböle, das
„er unglücklicher Weise empfangen hatte, durch
„seine ausschweifende Leidenschaften und Laster
„alle nur mögliche Schande angethan.„ Er zog sich daher auch allenthalben schreckliche Verdrießlichkeiten zu. Er ward zu Toulouse im Jahr 1553 ins Gefängniß gesetzt, weil er sich gegen das Parlament daselbst und die ganze Nation vergangen hatte, indem er ihnen Unwissenheit und Barbarey vorwarf. Vier Jahre darnach begieng er gar

einen Mord zu Lyon, und nur der Vorspruch seiner Beschützer errettete ihn vom Tode. Er fiel in andere Verbrechen, und entgieng abermals dem Schwerdt der Gerechtigkeit. Sein ganzes Leben war eine beständige Flucht von einem Orte zum andern, bis er endlich als ein offenbarer Gotteslaugner verbrannt ward.

Dieß ist die Gestalt des Feindes, den sich Franz Floridus auf den Hals zog. Ihr Streit kam über ein Werk von der lateinischen Sprache her, das dieser heraus gab. Dolet fand in diesem Buche, das damals viel Aufsehens machte, verschiedenes wider seine Meynungen. Er grif daher den Verfasser desselben hitzig an, der ein Italiener von Geburt, und einer von denen Gelehrtesten war, die nicht viel Genie und Geschmack haben, die aber durch einen großen Fleiß und mühsame Untersuchungen sich Ruhm erwerben, und die nie aus den Grenzen der Bescheidenheit heraus schreiten, als wenn man sie zu heftig angreift. Sie brachen alsdann mit Gewalt los. Floridus, von einer übertriebenen Critik aufgebracht, rächte sich, nicht damit, daß er seinem Gegner grammatikalische Schnitzer und Fehler wider den Geschmack zeigte; sondern er warf ihm die größten Verbrechen vor, indem er eine kleine Schrift heraus gab, welche das abscheuliche Leben des Dolet enthielt. Der Italiener brachte alle Anklagen, die wider seinen Zoilus ergangen waren, aufs Tapet; er foderte die Freunde, die Beschützer dieses Poeten auf, daß sie ihn verlassen, die Obrigkeiten,

daß

daß sie ihn strafen, und der Welt ein Beyspiel an einem ungläubigen Gelehrten geben sollten. Diese Schrift ward zu Rom gedruckt, und in Paris ausgebreitet.

Sie that die Wirkung vollkommen, die sich der Verfasser von ihr versprach. Man sahe den Dolet als ein Ungeheuer an. Da er nun nicht aufhörte ein Thor und Bösewicht zu seyn; da man in seiner Schule eben so viel von Frechheit und Atheisterey als von den Wissenschaften hörte, so ward er endlich zu Paris im Jahr 1544 in Verhaft genommen. Diese Gefangenschaft war die letzte und schrecklichste von allen. Man machte ihm den Proceß, und dieser böse Mensch ward als ein Gotteslaügner zur Strafe des Feuers verdammt. Das Urtheil ward an ihm den dritten August 1546 auf dem Platze Maubert vollzogen.

Da er sahe, daß das Volk, als man ihn zum Tode führte, Mitleiden mit ihm hatte, machte er einen Vers, der eine Anspielung auf seinen Namen **Dolet** a) enthält. Einige sagen, daß er bis auf den letzten Augenblick den Tod und die Gottheit verhöhnt habe; andere aber versichern, daß er über der Vermahnung des Beichtvaters, die Sprache geändert, und an statt Gott und die

a) Non dolet ipse *Dolet*, sed pia turba dolet. Der Geistliche, der ihn begleitete, kehrte den Vers um, und sagte: Non pia turba dolet, sed dolet ipse *Dolet*.

Heiligen zu lästern, wie er sonst gethan hatte, sie angerufen, und besonders den heil. Stephanus, seinen Patron, um Beystand gebeten habe. Er vermahnte die Zuschauer, daß sie seine Schriften mit Aufmerksamkeit lesen sollten, weil sie wichtige Geheimnisse enthielten. Die Umstände seines Todes gaben dem Aberglauben zu mancherley Betrachtungen Gelegenheit. Er hieß Stephan, und ward an dem Tage des heil. Stephans, und auf einem Platze, der zu dem Kirchspiel des heil. Stephans vom Berge, gehörte, hingerichtet.

Es wundert mich, daß der Abt Goujet diesen Schriftsteller in folgender Liste vergessen hat: „Johann Chatelain, Verfasser der Chronik von „Metz in Versen, ward als ein Ketzer lebendig „verbrannt. Egidius Durant, ein an dem Hofe „Ludewigs XIII sehr bekannter Poet, ward auf „dem Platze Greve gerädert, weil er wider den „Staat und den König geschrieben hatte. Ein „italienischer Edelmann, der die Schrift des Du„rant in seine Sprache übersetzt hatte, ward ge„hangen. Anton von Montchretien, Verfasser „verschiedener Trauerspiele, ward einer Rebellion „wegen zum Richtplatze geschleift. Johann „Baptista de Crosilles, ein Priester und Ueberse„tzer der Heldenbriefe des Ovid, ward verwiesen „und in ein Gefängniß gesteckt, weil er als Prie„ster eine Frau genommen hatte. Der Poet „Guillard Danville saß drey Jahr in der Bastille, „weil seine Treue verdächtig geworden war. Res„neville, ein Poet aus der Normandie, ward auf

„sieben

„sieben Jahre verwiesen, weil er einem Duelle bey„gewohnt hatte, an welchem er Schuld seyn sollte. „Jacob von Lorenz, Advocat zu Chartres, ward „zu einer Geldbuße verurtheilt, weil er Satyren „wider die Richter daselbst gemacht hatte.„ Man kann zu dieser Liste noch den berühmten Vanini hinzu setzen, welcher, ehe er verbrannt ward, Gott, den König und die Gerechtigkeit um Vergebung bitten sollte, und zur Antwort gab: „Ich kenne „keinen Gott; ich habe nie den König beleidigt; „und die Gerechtigkeit mag zum Teufel gehen, „wenn einer ist.„

Ronsard
und
Saint-Gelais.

Peter Ronsard, der in Vendemois im Jahr 1525 gebohren war, ward für den größten Dichter seiner Zeit gehalten. In diesem Rufe blieb er, bis Malherbe aufstand. Ronsard hatte anfänglich nur Neigung zum Kriege und zu den Staatsgeschäfften, bis ihm der gelehrte Lazarus Baif Geschmack an den Wissenschaften beybrachte. Sie wurden die vertrautesten Freunde mit einander. Man erzählt, daß Ronsard immer bis um Mitternacht studirt, und wenn er sich schlafen gelegt, den Baif aufgeweckt habe, der alsdann an seiner

Stelle

Stelle studirte. Sie wandten alle ihre Zeit auf die griechische und lateinische Sprache. So bald nun Ronsard mit den alten Autoren recht bekannt war, fieng er an zu pindarisiren, wie er es nannte, das ist, er suchte den Pindar nachzuahmen. Er gab seinem Genie einen Schwung und erhob sich bis in die Wolken. Er hielt Wind und Schwulst für poetische Begeisterung, und seine Zeitverwandten betrogen sich eben so, wie er. Sie hielten seine schwülstigen Verse für göttliche Eingebungen. Seine Muse, die in der Stadt bewundert ward, machte sich auch bald am Hofe bekannt. Er kam durch Hirtengedichte, Sonnette, Hochzeitgedichte u. d. g. daselbst in großes Ansehen. Heinrich II bekam Lust seine Gedichte zu lesen; aber er wollte erst das Urtheil des alten Saint-Gelais über diesen neuen Dichter vernehmen.

Mellin de Saint-Gelais war bisher beständig in seinen Gedichten bewundert worden. Man findet etwas sanftes, angenehmes und leichtes in denselben. Man zieht ihn in gewissen Stücken dem Villon, du Bellai, Sarrasin, und selbst dem Marot vor. Ihm sind wir das Sonnet schuldig, welches aus Italien nach Frankreich gekommen ist. Aus Furcht, daß eine jüngere Muse seinen Ruhm verdunkeln möchte, sprach er von derselben sehr verächtlich gegen den Monarchen. Der merkwürdigste Beweiß seiner Eifersucht ist die Art, mit der er Heinrichen II ein Gedicht des Ronsard vorlas. Er verfälschte und verstümmelte die meisten

sten Verse, und las ihm die übrigen in einem ganz falschen Tone vor. Der König, der so sehr gewünscht hatte diese Gedichte zu lesen, ward für seine Neugier sehr übel belohnt.

Ein so niederträchtiges Verfahren kam aber dem Ronsard bald zu Ohren. Nichts beleidigt einen Dichter mehr, als wenn er seine Verse schlecht lesen oder hersagen hört. Es verdroß ihn also aufs äußerste, daß die seinigen so waren gemißhandelt worden, und blos in der Absicht, um ihn vom Hofe zu verdrängen. Der Geist der Satyre fuhr in ihn, und gab ihm diese Verse, **wider einen Verläumder des Ronsard** ein:

„Auf, auf, ihr erzürnten Verse! donnert „nieder den boshaften Mann, der mit sei„ner tummen Unwissenheit die Ehre Frank„reichs verbannen will, indem er mit seiner „rebellischen Kehle einen Liebling des Apollo „anbillt. Wir wollen die Sayten des Ar„chilochus und des Hipponax aufziehen, da„mit sich Bupal aufhängen müsse.„

So fängt er an, die ihm wiederfahrne Beleidigung zu rächen, und auf seinen Gegner zu schmähen. Nichts quälte ihn mehr, als der Gedanke, daß es um sein Glück geschehen sey, daß er die Achtung des Prinzen, und die Hofnung, von ihm belohnt zu werden, verlohren habe. Man kann diese abscheulichen Couplets unter die schrecklichsten rechnen, die wir seitdem erhalten haben. Ronsard durchläuft darinne die Geschichte und die

Fabel,

Fabel, und erschöpft alle Flüche und Verwünschungen. Sein Geist war stets von dieser Beleidigung so voll, daß er überall Satyren anbringt, wo man gar keine vermuthet. Zum Exempel: in einem **Triumphsliede** auf den Tod der Margaretha von Valois, Königinn von Navarra, die der Dichter in die Reihe der größten Heiligen setzt, endigt sich eine Strophe folgender Gestalt:

„O du, die Ehre meiner Musen, und
„noch die Zierde und das Glück Frank-
„reichs, welches dich verehrt, entferne von
„mir alles Unglück und alle Bosheit. Be-
„schütze mich gegen die Verläumdung und
„gegen alle boshafte Unternehmungen, und
„mache, daß künftig a) Mellin mich nicht
„mehr meinem Prinzen verhaßt machen
„könne.„

Keine von den andern Streitigkeiten des Ronsard ist mit dieser zu vergleichen. Er hatte dergleichen mit Joachim du Belay, von welchem er gerichtlich einige Oden wieder foderte, die ihm dieser entwandt hatte; er hatte dergleichen mit dem närrischen und räthselhaften Rabelais, der ihn in allen Gesellschaften und auf allerhand lustige Art angriff; er hatte dergleichen mit einigen protestantischen Geistlichen, die für witzige Köpfe gehalten wurden, und ihm vorwarfen, daß er aus einem Pfar-

a) Eigentlich: daß die Zange des Mellin mich nicht mehr in Gegenwart meines Prinzen kneipe.

Pfarrer ein Soldat in schottländischen und englischen Diensten geworden sey; er hatte dergleichen mit Philibert de Lorme, Abt zu Livri, den er durch eine Satyre unter dem Titel la Truelle crossée lächerlich machte; aber niemand brachte seine Galle so sehr in Bewegung, als Mellin de Saint-Gelais. Dieser letzte merkte endlich wie sehr er sich vergangen hätte, und sahe wie gefährlich es sey, einen jungen Menschen zu beleidigen, der Talente besitzt. Die Hofleute selbst waren mit dem tückischen Verfahren, Verse, die man für sehr schön hielt, schlecht zu lesen, nicht zufrieden. Dieß zusammen genommen, bewog ihn endlich, sich mit Ronsard auf das eiligste auszusöhnen; öffentlich zu behaupten, daß er nicht wider ihn weder geredet noch gethan habe, daß er sein größter Bewunderer sey, und daß er seine Gedichte, anstatt sie herunter zu machen, vielmehr gegen den König beständig sehr gerühmt habe. Saint-Gelais setzte noch allerhand Vorschläge zu einer Aussöhnung zwischen ihnen hinzu.

Ronsard ward dadurch gänzlich entwafnet. So ausschweifend er zuvor im Zorn gewesen war, so sehr ward er es nunmehr in der Freundschaft. Er machte sich selbst Vorwürfe über seine Couplets, und verfertigte ein Lobgedicht auf den Mellin.

Da nun die beyden Hauptpersonen auf dem Parnaß mit einander ausgesöhnt waren, so hätten sich die andern nach ihnen richten sollen: aber die Anhänger des Saint-Gelais und des Ronsard

setzten den Krieg noch weiter fort. Sie stritten sich, welcher von beyden den Vorzug verdiente. Die Partheygänger des Ronsard erklärten ihn zum Könige der Poeten, und gründeten seine Rechte zum Throne auf die Amours de Cassandre, auf die Sonnets pour Hélène, auf die fünf Bücher seiner Oden, auf sein Bocaye royal, auf seine Eclogen, Elegien und größere Gedichte, besonders auf seine Franciade, das erste epische Gedicht in französischer Sprache. Man fand in diesem einzigen Dichter die drey größten Dichter des Alterthums, Pindar, Homer und Virgil beysammen.

Man höre, wie sich ein solcher Wäscher auf dem Helicone beklagt, daß man den Ronsard nicht genug bewundere, und daß sein Talent ihm nicht gegen die Pfeile der Critik zum Schilde dienen könne. „Dieser große Ronsard, sagt er, dieser „Fürst der französischen Poeten, die Zierde Frank„reichs nicht allein, sondern der ganzen Welt, hat „selbst nicht den Pfeilen der Tadelsucht auswei„chen können. Denn so bald er nur seine Liebes„geschichte und das vierte Buch seiner Oden hatte „drucken lassen, sahe man so gleich eine Brigade „kleiner gekräuselter Musquetiere und Hofreimer „auftreten, die, weil sie ein Liedchen und ein Ron„deau machen konnten, sich einbildeten, daß sie „allein die Lorbern des Parnassus verdient hätten. „Der Anführer dieser Bande war Mellin von „Saint-Gelais, welcher, da er darinne etwas vor „den andern voraus hatte, daß er bey den Großen,

„und

„und besonders beym Könige, in einiger Achtung „stand, aus Neid sich bemühete, diesem neuen „Apoll das Wasser der Hypocrene trübe zu ma„chen, und dessen Seele so voll Neid und Einbil„dung war, daß er es wagte, die Werke des be„sagten Ronsard in Gegenwart Seiner Majestät „zu tadeln und herunter zu machen, damit sie nicht „empor kommen möchten.„ Diese Klagen werden mit folgendem guten Rathe beschlossen:

„Ihr Neider hängt euch nur nicht, wenn „euch der Zorn entflammt. Ich stelle euch „das Unglück des armen Lycambus vor Au„gen. Aber wenn ja das Uebel so sehr „überhand genommen hat, daß es nicht „mehr zu heilen ist, so endigt nur eure „Traurigkeit unter dem Feigenbaume des „Tymon.„

Auf der andern Seite räumten die Anhänger des Saint-Gelais nur ihm allein einiges Verdienst ein. Nichts schien ihnen seine zärtlichen Gedichte zu übertreffen. Sie verglichen ihn mit dem Properz, dem Tibull und Catull. Sie gaben ihm den rühmlichen Beynamen des französischen **Ovids**. Im Ronsard schien ihnen der Mensch noch lächerlicher als der Dichter, und hierinne irrten sie sich nicht. Er sprach beständig von nichts als von seinem vornehmen Hause, von seinen eingebildeten Verwandtschaften mit gekrönten Häuptern. Er war in eben dem Jahre gebohren, da Franz I bey Pavia geschlagen ward;

als ob der Himmel, wie er sagte, Frankreich den erlittenen Verlust durch ihn hätte ersetzen wollen. Am wenigsten konnte er fertig werden, wenn er auf sein Glück beym Frauenzimmer zu reden kam. Sie hatten sich in seiner Jugend sehr viel Mühe um ihn gegeben; aber ihre Gunstbezeugungen hatten sehr beschwerliche Folgen für ihn gehabt. Man warf ihm vor, daß er schändliche Krankheiten von ihnen bekommen hätte. Er wohnte auf einem Thurme, den man lange Zeit den **Thurm des Ronsard** nannte, und dieser Thurm gab zu allerhand Spöttereyen Gelegenheit.

Wenn nur Saint-Gelais und Ronsard ein wenig in die noch glimmende Asche der Zwietracht hätten blasen wollen, so würde das Feuer heftiger geworden seyn, als iemals. Aber keiner von ihnen ergriff die Feder wieder. Sie fürchteten sich mehr vor einander, als sie sich liebten. Mellin, der am Ende seiner Laufbahn sich nicht mehr mit Ehren zu behaupten getrauete, überließ seinem jungen Nebenbuhler die französische Poesie ganz, und legte sich dafür auf die lateinische; weßwegen man sagte, daß, **da die aufgehende Sonne ihn verdunkelt, oder von einem Horizont vertrieben habe, er auf einen andern übergegangen sey.**

Die Posaunen des ronsardischen Ruhms schwiegen nicht eher als um die Zeit Ludewigs XIII. Ronsard ist ein Schriftsteller, dessen übelgegründeter Ruf die Verbesserung der französischen Sprache am meisten zurück gehalten hat. Seine harte,

halb

halb griechische, oft unverständliche, mit Gelehrsamkeit und neuen Worten überladene Versification, ward überall zum Muster genommen. Despreaux sagt:

„Dieser Poet brachte alles in Verwir„rung, da sich alle nach ihm richteten, und „die Kunst sich nach seiner Art mußte be„quemen lassen; dennoch war er lange Zeit „in Ansehen. Aber seine Muse, die Fran„zösisch, Griechisch und Lateinisch unter ein„ander mengte, sahe in der folgenden Zeit, „durch eine jählinge Veränderung, den pe„dantischen Schwulst ihrer hohen Sprache „in Verachtung gerathen.„

Es wiederfuhr ihm nach seinem Tode eine Ehre, die sonst nur den Gelehrten in Engeland wiederfährt. Man richtete ihm ein prächtig Grabmaal auf, setzte ihm eine Statüe von der Hand eines sehr geschickten Bildhauers, nebst einer sonderbaren Grabschrift. Der Abt dû Perron, der nach der Zeit Cardinal ward, hielt ihm in dem Collegio Boncourt eine Leichenrede. Man richtete alle diese Ehrenbezeugungen nach dem großen Begriffe ein, den man sich bey seinem Leben von ihm gemacht hatte. Die Stadt Toulouse, bey deren poetischen Spielen er den ersten Preiß erhalten hatte, glaubte seine Verdienste nicht durch das gewöhnliche Geschenk genugsam belohnen zu können, sondern ließ eine Minerva von purem Silber, und von sehr großem Werth verfertigen,

welche sie ihm zum Geschenk schickte. Dieß Geschenk ward mit einem Decret begleitet, durch welches Ronsard Vorzugsweise zum **französischen Poeten** erklärt ward. Maria Stuard, Königinn von Schottland, machte auch dem Ronsard ein Geschenk mit einem sehr kostbaren Schenktische, auf welchem eine Vase den Parnaß vorstellte, und die Aufschrift hatte:

Dem Ronsard,
Apollo von der Quelle der Musen.

Johann Baptista Guarini
und
Jason de Nores.

Guarini ward zu Ferrara von adelichen Aeltern im Jahr 1537 gebohren. Italien stand damals in dem höchsten Flor. Alle Künste, die aus Griechenland in dieses glückselige Land versetzt wurden, bekamen allda ein neues Leben. Die Poesie, die Historie, die Malerey, die Bildhauerkunst, die Baukunst brachten um die Wette Meisterstücke hervor. Leo X ward durch die großen Männer unsterblich, die sich in allen Arten hervor thaten. Es hätte aber gewiß der Ehre des Hauses Medicis, und dem Vergnügen der Nation etwas gefehlt, wenn der Poet, von dem ich rede, nicht wäre gebohren worden.

Er

Er unterscheidet sich besonders durch das Geistreiche, das Angenehme, das Natürliche, das Feine, das Malerische, das Sanfte und Leichte. Man findet alles an ihm, was man von einem zur Dichtkunst gebohrnen Genie erwarten kann, das sich durch das Lesen guter Schriftsteller, und besonders in der Schule der Welt gebildet hat. Dantes und Petrarcha haben sich der italienischen Sprache nicht mit solchem Vortheil und nicht mit solcher Annehmlichkeit zu bedienen gewußt. Niemand drückt seine Empfindungen besser aus, als Guarini. Die Liebe selbst ist es, die in seinem Pastor fido spricht.

Wir haben nichts von diesem Schriftsteller, das mit diesem Schäfergedicht verglichen werden könnte. Ganz Italien war davon bezaubert, als es heraus kam. Die Frauenzimmer wurden gar nicht müde dasselbe zu lesen; und die, die den meisten Geschmack haben wollten, lernten es gar auswendig. Die Zahl der Ausgaben, die davon sind gemacht worden, ist unglaublich. Es ward in alle europäische Sprachen übersetzt. Aber Jason de Nores ließ sich alle diesen Beyfall nicht irren. Er wagte es, sich dem Geschmacke seiner Zeit entgegen zu stellen, und sich mit dem schönern Theile des menschlichen Geschlechts zu veruneinigen.

Jason de Nores war ursprünglich aus der Normandie, und auf der Insel Cypern gebohren. Die größte Würde, zu welcher ihn sein Verdienst erhob, war die Professorstelle der Moral zu Padua.

Er hatte das Unbiegsame in seinem Character, das man öfters in der Schule annimmt, und jene übermäßige und unordentliche Gelehrsamkeit, welche das Grab des Genies ist. Er wußte nicht, was man Geschmack, Annehmlichkeit und Anständigkeit nannte. Er war einer von den Männern, die, in den Aristoteles vernarrt, über alles disputiren, und nichts verstehen, und sich nicht einfallen lassen, daß man bey Gelegenheit von den Regeln und dem alten Wege abweichen dürfe. Er hatte ein Vorurtheil wider die Schäfergedichte, die damals in ganz Italien Mode waren, und gelesen wurden. Er gab diese Art von Gedichten für eine Mißgeburt des schlechten Geschmacks und der Unwissenheit in der guten Latinität aus. In Hofnung seine Landsleute zu bekehren, sie denken, und wahre Schönheiten von denen unterscheiden zu lernen, die nur den Schein derselben haben, legte er seine ernsthaftesten Geschäffte bey Seite, um sich in Untersuchungen über die neue Litteratur einzulassen. Er schrieb in aller Eil eine Critik über den **getreuen Schäfer**, welche zu Venedig im Jahr 1587 gedruckt ward.

Guarini rächte sich durch eine Antwort, die zu Ferrara heraus kam, und in welcher er sich über eine Critik lustig macht, die zu schlecht war, um das Schäfergedicht verächtlich zu machen, und den Künsten und Wissenschaften eine engere Bahn vorzuschreiben, da man sie doch nie zu sehr erweitern kann. Nores häufte Citationen auf Citationen, gründete den Gewinn seiner Sache auf

das Ansehen anderer, und bekümmerte sich nicht was die gesunde Vernunft und das Herz darzu sagten. Seine Schrift machte daher auch kein großes Glück. Dieser Schriftsteller hätte klüger gethan, wenn er, anstatt dem Genie Fesseln anzulegen, so viel Wesens von eingeführten Regeln zu machen, und zu schreyen, daß sie alle in dem **getreuen Schäfer** verletzt wären, wenn er, sage ich, lieber die wirklichen Fehler dieses Hirtengedichts aufgesucht hätte. Es ist voll von Wortspielen, von falschen Gedanken, von übertriebenen Gleichnissen, von frostigen Einfällen, von Spielwerken, die an der Stelle des Simplen und Naiven stehen. Diese Fehler werden durch Funken des Genies erkauft. Der Professor der Moral hätte bey seinem Handwerke bleiben, und blos die Lesung dieses Werks für gefährlich erklären sollen.

Aber seine Neigung über den Geschmack zu dogmatisiren gieng so weit, daß er nicht einmal wartete bis der Pastor fido gedruckt war. Er schrieb schon sein Urtheil in die Welt hinein, da er nur noch im Manuscripte lag. Als sich Guarini bey der Vermählung des Herzogs Carl von Savoyen mit der Prinzessinn Catharina, der Schwester Philips III zu Turin befand, machte er sich die Gelegenheit zu Nutze, und ließ sein Stück vorstellen. Es ward in dieser Stadt mit aller möglichen Pracht, und mit dem erstaunenswürdigsten Beyfalle aufgeführt. Jedermann wollte das Schäferspiel haben; man schrieb es ab; und nach

diesen Abschriften, die mehrentheils sehr falsch waren, eiferte Nores wider den Geschmack der neuern Gedichte.

Ob er nun gleich nachdrücklich widerlegt ward, so hielt er sich doch nicht für überwunden. Er ließ im Jahr 1590 zu Padua eine neue Abhandlung zur Bestätigung seiner vorgetragenen Meynungen drucken. Er predigte noch nachdrücklicher als das erstemal die Beobachtung der Regeln des grossen Aristoteles, und schimpfte gewaltig auf den Poeten, den die ganze Nation liebte. So wenig man auch mit dem Pastor fido bekannt seyn mag, so wird doch nicht leicht iemand seyn, der die schöne Scene der Amaryllis im dritten Act nicht wissen sollte. Welche Gedanken! welche Empfindungen, die diese Schäferinn, in Myrtillen verliebt, ausdrückt! *)

„Wenn die Sünde mit so viel Vergnü-
„gen verknüpft ist, und ein Gesetz uns ver-
„biethet zu sündigen; o wie unvollkommen
„ist da eine Natur, die Regungen wider
„das Gesetz empfindet! o wie hart ist ein
„Gesetz das die Natur beleidigt!

Nores

*) Se'l peccar' è si dolce,
E 'l non peccar si necessario; o troppo
Imperfetta natura,
Che repugni alla legge!
O troppo dura legge,
Che la natura offendi!

Nores fand in diesem Gedanken das Kennzeichen eines verderbten Herzens, und konnte nicht begreifen, wie die Italiener so viel Geschmack an demselben fanden. Er räumte ihnen zwar Witz ein; aber die Kraft zu beurtheilen sprach er ihnen gänzlich ab. Guarini ward noch weniger geschont, als sie. In Hitze gebracht, widerlegte er eine zweyte Critik durch eine zweyte Antwort, welche schrecklich war. Zum Glück bekam sie Nores nicht zu sehen. Er starb, da sie noch unter der Presse war. Seine Freunde sagten, daß er gewiß vor Gram würde gestorben seyn, wenn er sie zu sehen bekommen hätte. Sie traten an seine Stelle in Ansehung des Eifers wider die Hirtengedichte, und der Streit ward heftiger als zuvor.

Ganz Italien ward ein Schauplatz dieses berüchtigten Streits. Was kamen nicht für Schriften vor und wider den Pastor fido zu Ferrara, zu Padua, zu Venedig und zu Verona heraus! Orlando Pescetti und Paul Beni, die alle beyde als witzige Köpfe und gelehrte Männer berühmt waren, legten damals Beweise davon ab. Man stellte Vergleichungen zwischen dem Aminta und Pastor fido an. Einige zogen das Hirtengedicht des Tasso des Guarini seinem vor, und andere thaten das Gegentheil. Man warf dem Fürsten der italienischen Dichtkunst vor, daß er das Witzige, das Feine, das Geschmückte zu sehr suche. Eben diese Fehler finden sich zwar auch beym Guarini; aber sie sind daselbst nicht so zahlreich, auch nicht so bedeutend. Man räumte überhaupt

ein, daß die Liebe im Pastor fido besser vorgestellt sey, als im Aminta. Dieses letzte Schäfergedicht ist vom Anfang bis zum Ende affectirt und abgeschmackt. Die Zierrathen, womit es überladen ist, verunstalten es gänzlich. Welche unnatürliche Sprache, die eine Schäferinn führt, welche sich mit Blumen schmückt, sie gegen ihre Wangen hält, um eine Vergleichung in Ansehung der Farbe zwischen ihnen anzustellen, und sie zu beschämen, weil ihre Wangen glänzender als die Blumen sind. a)

Mitten unter diesen heftigen Zänkereyen blieb Guarini ganz ruhig. Er sahe mit der größten Gleichgültigkeit seine Freunde und Feinde sich mit einander herum balgen. Er erzählte die Fabel von der Heuschrecke. Sein Pastor fido lag ihm nicht mehr am Herzen. Diese Aufführung floß aus einer unbegreiflichen Eigenliebe her. Dieser Dichter, der auf den Gedanken ein Edelmann zu seyn stolz geworden war, bildete sich ein, daß es ihn verunehrte, daß er iemals Verse gemacht hätte. Er erröthete über seinen Autorruhm, welcher ihm doch sein Glück gemacht, und ihm die Gnade des Kaysers Maximilian, Heinrichs von Valois, verschiedener Päbste, und vieler Cardinäle und Fürsten in Italien erworben hatte. Es ärgerte

a) - - - Jo pur vinco;
Ne porto voi per ornamento mio;
Ma porto voi sol per vergogna vostra.

ärgerte ihn, daß er in verschiedenen Akademien zum Mitgliede aufgenommen war, daß er Bücher und Kinder zur Welt gebracht hatte. Er war, in Ansehung der Seinigen, ein überaus harter Mann. Sie sahen sich genöthigt wider ihn zu klagen, und der Proceß sollte eben entschieden werden, als er zu Venedig starb, wohin er sich begeben hatte, um sie recht zu verfolgen. Guarini starb in einer großen Achtung als Dichter, aber in einer desto schlechtern als Vater, als Freund, und als Bürger. Aubert le Mire setzt diesen Priester der Cythere unter die Zahl der Kirchenscribenten, weil er sich einbildet, daß in dem Pastor fido die Pflichten der Geistlichen, der Bischöffe und Pfarren abgehandelt würden.

Joseph Scaliger
und
Scioppius.

Es giebt Gelehrte, deren ganzes Verdienst und einzige Beschäfftigung darinne besteht, daß sie Data berichtigen, Commentarien schreiben, mangelhafte Stellen ergänzen, oder vielmehr noch mangelhafter machen, sich das Gedächtniß mit einer großen Menge von Wörtern belästigen, und besonders recht gelehrt auf einander schimpfen. Die, von denen ich rede, hätten die

Achtung nicht verdient, die man vor ihnen hat, wenn sie nicht Beweise von einigem Talente gegeben hätten. Scaliger hatte wirklich eins, und welches sich auch nicht allein auf grammatikalische Kleinigkeiten einschränkte, wie des Scioppius seins. Ich lasse ihren Ruhm unangetastet, und greife nur ihr Lächerliches an.

Joseph Scaliger hatte von seinem Vater Julius, außer einer brennenden Begierde zum Studiren, den ausschweifendsten Stolz, und die unerträglichste Neigung zum Zanken geerbt. Seine Schriften sind ein Sammelplatz von nützlichen Dingen und ungezogenen Schimpfreden gegen alle die, die ihn nicht für den Phönix unter den Gelehrten halten wollten. Verblendet von der Thorheit einiger, die ihn den **Abgrund der Gelehrsamkeit**, den **Ocean der Wissenschaften**, ein **Meisterstück**, ein **Wunderwerk**, das **Größte was die Natur hervor gebracht**, nannten, bildete er sich ein, daß die Natur sich wirklich ihm zu gefallen erschöpft habe. Er war ein Tyrann der Litteratur. Er rühmte sich, dreyzehn Sprachen zu sprechen, die hebräische, griechische, lateinische, französische, spanische, italienische, deutsche, englische, arabische, syrische, chaldäische, persianische und äthiopische; das ist, er wußte keine von diesen recht. Die unvollkommene Kenntniß die er von ihnen allen hatte, diente ihm weiter zu nichts, als grobe und beleidigende Schimpfwörter darinne auszusuchen. Todte und Lebendige mußten seiner Critik herhalten. Er ver-

verschwendete gegen sie bald mehr, bald weniger, die Namen eines Narren, Tummstolzen, unvernünftigen Thiers, Hartnäckigen, Plagiarius, elenden Tropfs, Bauers, häßlichen Pedantens, Hornviehes, Unbesonnenen, Possenreissers, Einfältigen, Thörichten, Betrügers, Diebes, Galgenschwengels. Er nennt alle Lutheraner Barbaren, und alle Jesuiten Esel; den Origines einen Träumer; den heil. Justinus einen Pinsel; den heil. Hieronymus einen Ignoranten; den Rufinus einen niederträchtigen Schurken; den heil. Chrysostomus einen aufgeblasenen Niederträchtigen; den heil. Basilius einen Hochmüthigen, und den heil. Thomas einen Pedanten.

So viel Unvernunft bey einem Manne, welcher Gelegenheit gab zu sagen, daß nothwendig der Teufel der Urheber der Gelehrsamkeit sey, verdiente einen zu finden, der noch hitziger war, als er, und die gemeinschaftliche Sache der Gelehrten an ihm rächte. Der Fechter, den man lange erwartet hatte, trat endlich auf. Scioppius, der schreckliche Scioppius, den man den Hund der Litteratur nannte, wollte ebenfalls den ersten Rang unter seinen Collegen behaupten, und der Attila der Schriftsteller seyn. Er hatte alles, was darzu gehörte, um diese Rolle gut zu spielen; eine ungemessene Einbildung von sich selbst, und das außerordentlichste Gedächtniß. Die Schimpfworte aller Sprachen waren ihm

bekannt,

bekannt, und standen ihm so gleich zu Dienste. Mit dieser vortrefflichen Gelehrsamkeit verband er ein sonderbares Vorurtheil. Nichts von Lebensart, nichts von Bescheidenheit, keine Achtung gegen die Hohen der Erde, gegen den Thron und den Bischofsstab. Er war ein Unsinniger von einer ganz neuen Art, der die abscheulichsten Schimpfreden und Lästerungen mit kaltem Blute ausstieß, eine wahre Geißel des menschlichen Geschlechts. Er hatte eben die hohe und ausschweifende Einbildung von seiner Geburth, die Joseph Scaliger hatte. Diese lächerliche Eitelkeit war auch eigentlich die Ursache, worüber diese vorgeblichen Varrone ihrer Zeit in Streit geriethen.

Joseph Scaliger gab im Jahr 1594 ein Werk unter dem Titel heraus: **Schreiben des Joseph Scaliger, über das Alterthum und den Glanz des Scaligerischen Geschlechts.** Alles ausschweifende und chimärische, was ein rasender Stolz, sein Geschlecht zu erheben, erdenken kann, ist in dieser Schrift beysammen. Der Autor, dessen Vater im veronesischen Gebiethe gebohren war, hernach nach Frankreich gieng, und sich in der Stadt Agen niederließ, will beweisen, daß seine Familie von den alten Fürsten von Verona abstamme. Das Leben dieses Vaters ist das merkwürdigste Stück im ganzen Werke. Man findet darinne den Julius als den größten Krieger seiner Zeit vorgestellt, indem er, da er sich weiter zu nichts schickte, und auch nichts zu leben hatte, einige Feldzüge in Italien, als ein gemeiner

Soldat,

Soldat, mitmachte; als den besten Arzt in Europa, indem er die akademischen Grade in der medicinischen Facultät zu Padua erhalten hatte, und diese Kunst, nicht um andere zu heilen, sondern nur um nicht zu verhungern, trieb; als einen bessern Latinisten als Erasmus, und in allem weit gelehrter als Cardanus, weil er ein geschworner Feind des einen und des andern war. Dieses Denkmaal, zur Ehre aller vergangenen und künftigen Scaliger aufgerichtet, schien dem Scioppius ein Schimpf für seine Familie zu seyn. Er wollte sein Geschlecht über des Scaligers seins erheben, dessen Ruhm ihm schon nur allzu viel Sorge gemacht hatte.

Scioppius widerlegte den Brief des Scaligers vom Anfange bis zum Ende. Er zählte genau vier hundert und neun und neunzig Betrügereyen, die darinne enthalten seyn sollten. Der Name Scaliger (l'Escale) worauf sich die Scaliger so viel zu Gute thaten, ward zu Spöttereyen gebraucht. Er behauptete, daß dieser Name kein Beweiß sey, daß sie von den Prinzen de l'Escalle von Verona abstammten. Er zeigt ihnen ihre Herkunft ganz anders, und giebt den Julius Scaliger für den Sohn eines Schulmeisters, mit Namen Benedict Burdon, aus. Dieser Schulmeister, sagt er, gieng nach Venedig, vertauschte seinen Namen Burdon mit dem Namen Scaliger, weil er eine Leiter zum Zeichen ans Haus hieng, oder in der Leitergasse wohnte. Mit eben diesem zuversichtlichen Tone, womit Scioppius alle Scaligers

ligers für schlechte Leute erklärt, giebt er sich selbst für einen Edelmann aus, der aus einem der vornehmsten Häuser in der Pfalz abstammte.

Welche Demüthigung für den Scaliger, sich auf der empfindlichsten Seite angegriffen zu sehen! Die Rechte seines hohen Adels zu vertheidigen, und den zu Schanden zu machen, der ihn so wenig geschont hatte, schrieb er in der Geschwindigkeit eine Schmähschrift, unter dem Titel: **Leben und Vorfahren des Caspar Scioppius.** Nie sind die Schandflecken einer Familie mit so vieler Bescheidenheit aufgedeckt worden. Wir erfahren hier, daß Scioppius einen Vater gehabt, der Todtengräber, Markthelfer, Herumträger, Soldat, Müller, und endlich Bierbrauer gewesen ist. Wir sehen, daß die Frau und die Tochter dieses gemeinen Avanturiers, Personen von schlechter Aufführung gewesen sind. Die Frau, die lange Zeit von einem lüderlichen Kerl, mit dem sie nach Ungarn zog, unterhalten, und endlich fortgejagt ward, sahe sich genöthigt, wieder zu ihrem Manne zu kommen, er begegnete ihr sehr hart, so daß sie die niedrigsten Verrichtungen einer Magd bey ihm thun mußte, da er indeß seine Magd zur Frau brauchte. Seine Tochter, die eben so lüderlich als ihre Mutter war, ward, nachdem ihr Mann entlaufen war, den man des abscheulichsten Verbrechens wegen verbrennen wollte, eine öffentliche Hure. Sie trieb ihre ärgerliche Lebensart so weit, daß sie ins Gefängniß gesetzt ward, und der Strafe der Gesetze nicht

anders

anders als durch die Flucht entgieng. Alle Abscheulichkeiten, die er ietzt der Familie des Scioppius vorwarf, schienen ihm aber nur ein Versuch zu seyn, damit er es künftig besser machen könnte.

Niemand verstand sich auf Repressalien so gut als Scioppius. Wie grob begegnete er nicht dem Könige von Engeland Jacob I, und seinen beyden eifrigen Partheygängern dem Casaubonus und dü Plessis Mornai, weil sie ihm in einem Puncte, die Gelehrsamkeit betreffend, widersprochen hatten? Wie viel Verwünschungen stieß er nicht wider sie aus, weil man seine Satyren zu London öffentlich verbrennen ließ, weil sein Bildniß in einer Comödie in Gegenwart des Monarchen war gehangen worden, und weil Seine Majestät ihn durch den spanischen Abgesandten tüchtig hatten ausprügeln lassen; eine Handlung, die er als einen Mord ansahe, und vorgab, daß er nur durch den Schutz der heil. Jungfrau beym Leben sey erhalten worden. Wie fuhr er nicht den Jesuiten mit? Er gab wider diese Gesellschaft mehr als dreyßig Schmähschriften heraus, von denen wir die Liste haben. Das, worüber man am meisten erstaunen wird, ist, daß er an einem Orte, wo er am heftigsten wider die Jesuiten loszieht, hinzu setzt: **Ich, Caspar Scioppius, der ich schon am Rande des Grabes stehe, und bald vor dem Richterstuhle Jesu Christi erscheinen werde, um ihm von meinen Werken Rechenschaft zu geben, habe dieß alles geschrieben.** Er sammelte alle Schmähungen

und Lästerungen, die er wider den Scaliger ausgestoßen hatte, in einen dicken Band zusammen, um ihn damit gänzlich zu Boden zu drücken. Noch nie hat man ein dergleichen abscheuliches Werk gesehen. Baillet sagt, daß Scioppius darinne mehr als ein Purgant, a) und mehr als ein Scharfrichter sey.

Joseph Scaliger grämte sich auch darüber zu Tode. Er starb zu Leyden, im Jahr 1609, als ein Opfer der Satyre, die er selbst Mode gemacht hatte. Seine Freunde streueten Blumen auf sein Grab. Sie gaben eine Menge Schmähschriften wider seine Feinde heraus, die sie als eben so viele Siegeszeichen seines Ruhms ansahen. Der größte Dienst, den er den Wissenschaften erwiesen, besteht darinne, daß er zuerst die Zeitrechnung zu einer vollständigen und zusammenhängenden Wissenschaft zu machen gesucht, und sichere Grundsätze angegeben hat, nach welchen man die Geschichte in regelmäßige Ordnung bringen kann.

Caspar Scioppius starb nicht eher als im Jahr 1649 zu Padua, wohin er sich gewandt hatte, weil er sonst nirgends gegen die Menge der Feinde, die er sich durch seinen ungestümen Character gemacht hatte, sicher war. Protestanten und Catholicken verabscheueten ihn gleich stark.

Eben

a) So nennt man in Schulen denjenigen, der die Strafen an den Schülern zur Vollziehung bringt, oder was der Autor un Correcteur de collège nennt.

Eben der obangeführte Baillet macht die Anmerkung, daß Gott, der diesen fürchterlichen Criticus unter seiner übermäßigen Arbeit bey Tage und bey Nachte konnte unterliegen lassen, ihn **zwanzig Olympiaden und drüber** leben ließ, um einige große Absichten auszuführen, und die Menschen wegen ihrer Sünden büßen zu lassen. Er setzt den Scioppius unter die Zahl der glücklichen Boshaften. Man erstaunt, daß ein Schriftsteller wie Scioppius, Zuschriften von Päbsten, und Briefe von verschiedenen gekrönten Häuptern erhalten; daß man ihn zum römischen Patricier, zum Ritter des heil. Peters, zum Rath des Kaysers, des Königs in Spanien, und des Erzherzogs gemacht, und daß er Comes palatinus und Graf zu Claravalla gewesen ist.

Malherbe
mit
verschiedenen Schriftstellern.

„Malherbe kam endlich, und lehrte zu„erst die Franzosen in den Ver„sen eine richtige Cadenz, und den Nach„druck eines Worts, das am rechten Orte „steht, empfinden, und schränkte die Poesie „wieder auf nothwendige Regeln ein.„

Dieses Urtheil, und die schöne Ode des Rousseau an diesen Schriftsteller, sind sehr entscheidend für seinen Ruhm. Man betrachtet ihn als den Vater der französischen Poesie, wegen der glücklichen Veränderung, die er in derselben hervorbrachte. Seine Werke dienen noch heut zu Tage zu Mustern. Er verbesserte unsere Sprache, und gab ihr mehr Annehmlichkeit und Majestät. Wir haben sehr wenig Gedichte von ihm. Er arbeitete überaus langsam, weil er alles bis zur Vollkommenheit durcharbeitete. Man verglich seine Muse mit einer schönen Frau, die in Kindesnöthen liegt. Er suchte einen Ruhm in dieser Langsamkeit, und sagte, **daß er zehn ganzer Jahre ruhen müsse, wenn er ein Gedicht von hundert Versen, oder eine Rede von drey Blättern gemacht hätte.** Dem Cardinal Richelieu, als er Minister geworden war, konnte er weiter nichts bringen, als zwo Stanzen, die er schon vor dreyßig Jahren gemacht, und nur vier Verse darinne geändert hatte, um sie nach der Gelegenheit einzurichten. Aber im Umgange war er bey weiten so träge nicht, als er in der Arbeit war: er war die Heftigkeit selber, und weder Ueberlegung noch Alter konnten ihn bessern. Ein mürrischer Geist beherrschte ihn ganz und gar. Er fuhr alle Leute an. Man erzählt, daß die Armen ihn oft um ein Almosen ansprachen, und dabey versicherten, daß sie Gott für ihn bitten wollten. Malherbe gab ihnen darauf immer zur Antwort, daß er sich nicht bereden könnte, daß sie beym

Him-

Himmel in großen Gnaden stünden, weil sie in diesem Leben von Gott verlassen würden; und daß er es lieber hören wollte, wenn der Herr de Luynes, oder ein anderer Günstling des Himmels, diese Sprache gegen ihn führten. Dieses unglücklichen Characters ungeachtet, hatte er doch nicht mehr als drey merkwürdige Streitigkeiten.

Die erste mit seinem Schüler in der Dichtkunst und gutem Freunde Racan. Ihre Uneinigkeit gieng so weit, daß sie einander viele Jahre nicht sprachen, und hatte einige Verse zum Grunde, die schlecht waren vorgelesen worden. Es giebt Dichter, die vortreffliche Verse machen, und kaum einen gehörig vorlesen können. Malherbe befand sich in dem Falle. Man nannte ihn deßwegen den Anti-Mondori, in Vergleichung gegen den berühmtesten Comödianten seiner Zeit Mondori. Er las gern seine Gedichte vor, aber so schlecht, daß ihn niemand verstund. Eine schwere Zunge und eine schwache Stimme verdarben seine ganze Aussprache. Er spuckte fünf bis sechsmal aus, wenn er nur vier Verse herzusagen hatte. Der Ritter Marini sagte daher vom Malherbe: „Ich habe nie einen feuchtern Menschen und trock„nern Poeten gesehen.„ Dieser aber wußte nichts von seinen Fehlern. Als er einst eine Ode fertig hatte, lief er damit zum Racan, der ein vortrefflicher Richter in dieser Sache, und außerdem sein Freund war, um sie ihm vorzulesen. Als er sie gelesen hatte, fragte er geschwind den Racan, was er davon hielte. Racan wollte anfänglich

seine Meynung nicht sagen. Da aber Malherbe nicht nachließ, so gestund er ihm aufrichtig, daß er fast gar nichts davon verstanden habe: **Sie haben wenigstens**, sagte er zu seinem Freunde, **die Hälfte der Verse verschlungen.** Das war die größte Beleidigung, die man dem Malherbe anthun konnte. Er gerieth darüber in Wuth: **Zum Henker**, antwortete er, **wenn sie mich böse machen, so will ich sie ganz fressen. Die Verse gehören mir, ich habe sie gemacht; ich kann damit anfangen was ich will.** Racan antwortete ihm wieder hitzig. Ein Wort gab das andere, bis sie zu Schimpfreden, zu Drohungen kamen, und den Schlägen nur entgiengen, indem sie einander trotzig verließen, um sich in langer Zeit nicht wieder zu sehen.

Den zweyten Streit hatte Malherbe mit einem jungen Menschen, der von vornehmen Herkommen und ein Rechtsgelehrter war. Dieser Sohn der Themis wollte auch den Apollo vorstellen. Er hatte einige schlechte Verse gemacht, die er für vortrefflich hielt. Das Verlangen die Hochachtung dieses Mannes und seinen Beyfall zu haben, machte, daß er ihn über das Stück zu Rathe ziehen wollte. Der junge Mensch hatte eine sehr große Meynung von der Poesie, und Malherbe machte sehr wenig aus ihr. Selbst Dichter, verachtete er seine Kunst, und hielt den Reim für ein kindisches Spielwerk. Wenn sich andere Dichter gegen ihn beschwerten, daß man so wenig

wenig Achtung für sie hätte, daß niemand als Soldaten oder Finanzverständige, Belohnungen erhielten, so antwortete er: **Nichts ist billiger als dieß; es wäre eine Thorheit, wenn man es anders machte. Die Poesie muß nicht handwerksmäßig getrieben werden; sie ist blos zu unserm Vergnügen, und verdient keine Belohnung.** Er setzte hinzu, **daß ein guter Poet dem Staate nicht nützlicher sey, als ein guter Kegelspieler.** Die jungen Leute, die mit ihm nach gleichem Ziele liefen, irrten sich sehr, wenn sie an ihm einen Lehrer und Wegweiser zu haben hoften. Dieser seiner großen Abneigung ohngeachtet, bewieß er sich gegen den jungen Rechtsgelehrten dennoch sehr höflich und hörte seine Verse an.

Malherbe war anfänglich so geduldig als er nur seyn konnte; aber endlich verließ ihn die Geduld. Die harten und gezwungenen Ausdrücke, die falschen Gedanken, die unzähligen Beywörter, die Vernunft, die so oft dem Reime aufgeopfert ward, brachten ihn außer sich. Er fuhr in der Hitze vom Stuhle auf, lief in der Stube herum, und fragte endlich den Verfasser, ob er die Wahl gehabt hätte, diese Verse zu machen, oder gehangen zu werden. **Wenigstens,** setzte er hinzu, **rathe ich ihnen, daß sie ihre Ehre nicht aufs Spiel setzen, und ein so lächerliches Stück den Augen der Welt vorlegen.** Die junge obrigkeitliche Person nahm, anstatt sich zu bedanken, die Sache sehr übel auf. Alle beyde

geriethen hitzig an einander, und sagten sich sehr harte Dinge Sie verließen hierauf einander als geschworne Feinde.

Der dritte Streit dieses Poeten, der in gewissen Stücken ganz Poet war, kam von seinen Anverwandten her. Malherbe haßte sie alle, und stritt sich sein ganzes Leben hindurch mit ihnen herum. Er hätte gern seine ganze Familie im Grabe gesehen. Dieß ist es, was er in einer Grabschrift auf einen seiner Anverwandten, Namens d'Js, der ihn zum Erben einsetzte, sich nicht zu sagen schämt:

„Hier liegt der gute Herr d'Js: wollte
„Gott, daß es ihrer zehn wären! meine
„drey Schwestern, mein Vater und meine
„Mutter, der große Eleasar mein Bruder,
„meine drey Tanten, und Herr d'Js: Nenne
„ne ich sie euch nicht alle zehn?„

Ein berühmter Schriftsteller, der sein Freund und Bewunderer war, will ihm das Unanständige dieser Aufführung zeigen. Malherbe wird böse darüber, und schwört, daß er nie aufhören werde seine Familie zu verabscheuen. Der Freund fährt fort ihm zuzureden: Haben Sie denn, fragt er ihn, sonst niemand, mit dem sie sich streiten können, als ihre Anverwandten? **Und mit wem meynen Sie**, gab ihm Malherbe zur Antwort, **daß ich mich sonst streiten soll? Mit den Türken und Moscowitern, die mir nichts streitig machen?** Die Unterredung fieng an

hitzig

hitzig zu werden, und würde leicht ärger geworden seyn, wenn nicht ein anderer Freund darzwischen gekommen wäre, und sie beyde wieder besänftigt hätte.

Man erzählt viel sonderbares vom Malherbe. Er war auf nichts aufmerksamer, als aufs Geld. Er schändete seine Poesie, indem er sie zu unanständigen Dingen gebrauchte. Man sagte daher, daß er mit einer Glocke in der Hand Almosen bettelte. Aus Mangel der Stühle ließ er die, die zum Besuch zu ihm kamen, nur einen nach dem andern herein. Er schloß bisweilen die Thüre zu, und rief, wenn iemand anpochte: **Wartet ein wenig, ich habe keinen Stuhl mehr.** Seine Unverschämtheit, wenn er von Frauenzimmern sprach, war ausnehmend. Nichts betrübte ihn in seinem Alter mehr, als daß er die Eigenschaften nicht mehr hatte, um derer willen sie ihn ehemals so sehr gesucht hatten. Er sagte einst zu dem Herzog von Bellegarde: **Sie machen den Liebhaber bey schönen Frauenzimmern sehr artig: Lesen Sie denn noch, ohne erst zu buchstabiren?** (à livre ouvert) Ein Ausdruck, dessen er sich oft bediente, wenn er fragen wollte, ob man dem Frauenzimmer noch gefallen könnte. Der Herzog antwortete ihm mit Ja, und Malherbe erwiederte: **Wahrhaftig, mein Herr! ich wollte ihnen lieber in diesem Stück ähnlich, als an ihrer Stelle Dûc und Pair seyn.** Er konnte nie schweigen, wenn er einen lustigen Einfall hatte. Als

er einst bey dem Erzbischoffe von Rouen gespeist hatte, schlief er nach der Mahlzeit ein. Der Prälat weckte ihn auf, um ihn mit zu einer Predigt zu nehmen, die er zu halten hatte: **Verschonen Sie mich damit,** sagte Malherbe zu ihm, **ich will wohl ohne ihre Predigt schlafen.** Er schonte so gar die Religion nicht: **Rechtschaffene Leute,** sagte er, **haben keine andere, als die ihr Prinz hat.** Als ihn einer seiner Freunde an einem Sonnabende, den Tag vor Lichtmesse, um acht Uhr des Morgens besuchte, fand er ihn daß er Schinken aß. **Ey, mein Herr,** sagte dieser Freund zu ihm, **die heilige Jungfrau liegt nicht mehr im Bette, sie ist wieder aufgestanden. O!** antwortete Malherbe, **die Damen stehen so früh nicht auf.** In seiner letzten Krankheit wollte er nicht beichten, weil er, wie er sagte, es nur zu Ostern zu thun gewohnt wäre. Eine Stunde vor seinem Tode gab er noch seiner Wärterinn einen Verweiß über ein Wort das nicht gut französisch war. Man setzt hinzu, daß, da ihm sein Beichtvater von der Glückseligkeit des andern Lebens in niedrigen und unrichtigen Ausdrücken vorredete, Malherbe ihm geantwortet habe: **Reden Sie mir nichts mehr davon vor, ihre schlechten Ausdrücke möchten mir sonst einen Eckel dafür beybringen.** Er starb im Jahr 1628. Er war verheyrathet gewesen; alle seine Kinder starben aber vor ihm. Eins von ihnen ward im Duell von einem Edelmanne aus der Provence,

mit Namen de Piles, erstochen, und Malherbe gerieth darüber so außer sich, daß er in einem Alter von drey und siebzig Jahren mit dem de Piles sich herum schlagen wollte. Da ihm seine Freunde vorstellten, daß die Parthey eines alten Mannes gegen einen jungen Menschen zu ungleich sey, antwortete er ihnen: **Eben deßwegen will ich mich schlagen. Ich setze ja nur einen Dreyer gegen ein Pistolet aufs Spiel.** Seinem Sohne ließ er von dem Gelde, das ihm de Piles bezahlen mußte, damit er ihn zufrieden ließ, ein Grabmaal setzen. Malherbe war von Caen. Sein Landsmann und Bewunderer Segrais, ließ ihm zu Ehren eine Bildsäule aus Stein, aber weit größer als er von Natur war, verfertigen, und folgende Verse auf einen schwarzen Marmor graben;

„Malherbe, eine ewige Zierde für Frank„reich, um deinem Andenken die schuldige „Ehrerbietung zu erweisen, weyht und hei„ligt Segrais, von deinem Ruhme bezau„bert, dir dieses Denkmaal.„

Louise

Louise Labbe
und
Clementia von Bourges.

Sie waren die beyden Saphos des sechzehnten Jahrhunderts. Man konnte sie in Ansehung ihres guten Genies, ihres Talents, muntere, sanfte und fließende Verse zu machen, und in Ansehung ihrer unordentlichen Lebensart mit jener vergleichen. Es geschieht nur leider allzu oft, daß Frauenzimmer, die aufs Studiren verfallen, und sich über die Vorurtheile erheben wollen, endlich so weit kommen, daß sie allen Wohlstand überschreiten, und alle Achtung der Welt verliehren. Louise Labbe war besonders ihrer schlechten Aufführung wegen bekannt. Man nannte sie insgemein die schöne Seilerinn, weil sie an einen Seiler verheyrathet war. Sie war von Lyon, und ihres Verstandes und Schönheit wegen in der ganzen Stadt berühmt. Ihr Haus war der Tempel der Musen und der Wollust. Alle schönen Künste waren darinne wohl aufgenommen, Poesie, Musik, Malerey. Die schöne lyonnische Buhlschwester liebte außerdem die heroischen Tugenden eben so sehr als sie die Ergötzlichkeiten liebte. Sie hatte eine Seele von ganz besonderer Art. Sie war die Ninon Lenclos ihrer Zeit, aber mit mehrerm Talente und wenigerer Enthaltsamkeit.

keit. Man gab ihr außerdem zu Lyon noch den Namen der **Hauptmänninn Loys**, weil sie besser zu Pferde saß, als irgend ein Edelmann. Düvendier redet von dieser berittenen, poetischen, musikalischen und lüderlichen Frau in folgenden Ausdrücken. „Man las bey ihr die besten lateinischen, „französischen, italienischen und spanischen Bü„cher, womit ihr Kabinet reichlich versehen „war; sie setzte ihren Freunden das köstlichste „vor . . Insgeheim konnte man alles von „ihr haben, und um es mit einem Worte zu sa„gen, sie ergab sich selbst, wenn man es nur recht „anzugreifen wußte; zwar nicht an *alle*, und am „wenigsten an Leute von schlechter Achtung und „weniger Geschicklichkeit, so viel Geld sie ihr auch „anbothen. Sie liebte besonders gelehrte Män„ner, so daß die, mit denen sie bekannt war, den „vorzüglichsten Theil ihrer Gunst besaßen. Sie „würde sie einem ieden der vornehmsten Herren „vorgezogen, und ihnen lieber **umsonst** einen „Gefallen gethan haben, als jenem um eine große „Summe. Das ist sehr wider die Gewohn„heit der Personen von ihrem Character und Hand„werke.„ a)

Louise

a) Bey Gelegenheit dieser Anmerkung des Düverdier macht ein anderer Schriftsteller eine andere: Wenn **Lais**, sagt er, der schönen Lyonerinn ähnlich gewesen wäre, so würde Demosthenes seine Reise nach Corinth nicht vergebens gethan, und erfahren haben, daß bey dergleichen Schmausereyen der

Louise Labbe lebte mit der Clementia von Bourges in der größten Vertraulichkeit. Einerley Geschmack, einerley Character und Neigungen. Da war nichts, was sie gegen einander geheim hielten. Sie zogen einander über ihre Werke zu Rathe, über Verse, die Liebe und Freundschaft ihnen eingab. Man führte sie zum Muster der Eintracht zwischen Frauenzimmern an; aber die Eifersucht zerriß dieses Band gar bald. Die eine raubte der andern ihren Liebhaber, und sie wurden darüber Todfeinde.

Dieser Liebhaber gehörte der Clementia von Bourges, und sie that überaus stolz auf ihn. Voll von ihrer glücklichen Eroberung, zeigte sie ihrer Freundinn Verse, die sie auf ihn gemacht hatte, und worinne sie ihm alle schönen Eigenschaften beylegte. Diese Beschreibung machte Louisen selbst verliebt, so daß sie selbst auf diesen so liebenswürdigen Gegenstand Verse, und sehr artige Verse machte, die sie ihm zuschickte. Sie bat um einen Besuch, damit sie ihm die deutlichsten Beweise ihrer Zärtlichkeit geben könnte. Diese Liebeserklärung that ihre Wirkung, und der Liebhaber der Clementia von Bourges ward ungetreu. Ihrer Freundinn ward es gar nicht schwer, die gemachte Eroberung zu erhalten. Die schöne Seilerinn hätte wohl das unbeständigste Herz beständig gemacht. Außerdem, daß sie die Liebe

und

der Kluge so gut wie der Narr seine Zeche theuer bezahlen muß.

und ihre Raserey in Versen auf das natürlichste ausdrücken konnte, sang sie auch noch sehr schön, und spielte vortrefflich auf der Laute. Ihr Umgang war eben so lehrreich als angenehm. Eine Bekanntschaft mit einer solchen Frau konnte nicht anders als schmeichelhaft seyn. Ihre Muse gab die Unsterblichkeit. Die wenigen Verse, die wir noch von ihr haben, sind weit mehr Original, als alles was wir von der La Süze und Deshoulieres haben. Welcher Ton! welche Munterkeit! welche Annehmlichkeit! welche Naivetät herrscht in dem Gedicht, das sie an die Damen in Lyon gerichtet hat, und in welchem sie sich nicht schämt, alle ihre Schwachheiten zu gestehen. Ich kenne, sagt sie, weder Geiz noch Schmähsucht, weder List noch Betrug: meine einzige Leidenschaft ist die Liebe. Dieser Gott ist in allen meinen Adern. Er verzehrt mich durch ein Feuer, das nicht auszulöschen ist. Die größten Pyramiden stürzen ein; Brunnen vertrocknen; Städte und Reiche vergehen; das Feuer der Liebe selbst, so heftig es auch bey andern ist, nimmt mit den Jahren ab: Aber, ach! bey mir scheint es mit der Zeit zu wachsen, und mich immer heftiger zu quälen.

Sie fleht hierauf den Gott der Liebe an, daß er ihr beystehen solle, damit sie wenigstens ihre Flamme theilen, und in das Herz ihres neuen Liebhabers eben so viel, oder wenn es möglich seyn sollte, ein bisgen mehr Neigung zu seiner Geliebte, als sie gegen ihn empfindet, bringen möge:

„Ach! wenn du willst, daß ich bis ans „Ende lieben soll, so mache daß der, den ich „über alles schätze, der allein mich zum Wei„nen und zum Lachen bringen kann, in sei„nen Gebeinen, in seinem Blute, in seiner „Seele, eine heftigere oder wenigstens gleich „starke Flamme empfinde! Alsdann wird „deine Last mir weit leichter seyn, wenn ein „anderer sie mit mir trägt.„

Clementia von Bourges merkte bald, daß ihr ihr Liebhaber ungetreu geworden war. Sie suchte ihn wieder an sich zu bringen, da es ihr aber nicht gelingen wollte, brach sie gegen ihre Nebenbuhlerinn los, und warf ihr alles ersinnliche vor. Sie hatte bisher zum Ruhme der Louise Labbe alles mögliche beygetragen, und ihre Verse allenthalben gepriesen: aber von dem Augenblicke an verschwanden alle Schönheiten aus ihren Augen, und sie fand nun weiter nichts darinne als die abscheulichsten Fehler. Sie machte nun eine der heftigsten Critiken über das was sie zuvor am meisten bewundert hatte. Sie schonte selbst nicht das vortreffliche Gespräch in Prosa, unter dem Titel: **Streit der Thorheit und des Amors.** Es ist nichts sinnreicher als diese Erdichtung. Die Thorheit und Amor gerathen mit einander wegen des Vortritts in Streit. Amor, der seine Sache verlohren glaubt, schiest einen Pfeil auf die Thorheit ab. Sie weicht ihm aber aus, indem sie verschwindet. Aber einen Augenblick darnach

rächt

rächt sie sich an dem Amor, reißt ihm die Augen aus, und bedeckt die Stelle mit einer Binde, die nicht abgenommen werden kann. Venus klagt beym Jupiter über die Thorheit. Der Fürst der Götter will beyde Partheyen verhören. Sie erscheinen und tragen ihm ihre Sache vor. Apollo ist der Advocat des Amors, und Merkur der Advocat der Thorheit. Nach Untersuchung der Sache zieht Jupiter die Götter zu Rathe, und thut diesen Ausspruch: „Wegen der Schwierigkeit „und Wichtigkeit eurer Sache, und wegen der „Verschiedenheit in den Meynungen, haben Wir „dieselbe auf dreymal siebenmal neun Jahrhun„derte, von iezt an zu rechnen, verschoben. Un„terdessen befehlen Wir, daß ihr als Freunde le„ben, und einander nichts zu Leide thun sollt. Die „Thorheit soll den blinden Amor leiten, und ihn „allenthalben hinführen, wo er hin verlangt; we„gen der Wiederherstellung seiner Augen soll, wenn „Wir uns mit den Parcen besprochen haben, das „nöthige verfügt werden.„

Clementia von Bourges mengte in alle ihre Critiken viel Persönlichkeiten. Sie berief sich auf die vornehmsten Begebenheiten des Lebens ihrer Nebenbuhlerinn, und malte sie ärger als die berühmtesten Buhlschwestern, Lais und Phryne, ab. Aber wie antwortete denn die schöne Seilerinn, die man mit mehrerm Rechte die zehnte Muse nannte, als so viel andere Frauen, gegen die man diesen Titel verschwendet hat, wie antwortete sie auf diese Satyre? Sie lachte die Welt und ihre

Feindinn aus; sie fuhr fort ihres Sieges zu genießen; sie erlaubte ihrem Herzen alle Ausschweifungen, wodurch ihr Geschmack und ihr Eigensinn befriedigt ward.

„Erlaube mir, Liebe, daß ich bisweilen „eine Thorheit begehen darf! ich befinde „mich nie wohl dabey, wenn ich bedächtig le„be, und kann mir kein Vergnügen verschaf„fen, wenn ich nicht bisweilen mich aus mir „selbst versetze.„

Racan
und
Maria de Jars de Gournai.

Dieses gelehrte Frauenzimmer war von der schönen Lyonnerinn gerade das Gegentheil. Ihre Stirne entrunzelte sich niemals; sie suchte ihren Ruhm nicht in den angenehmen Talenten. Sie war ein sprödes und philosophisches Frauenzimmer. Die Bande des Ehestandes schienen ihrem System der Unabhängigkeit und Klugheit entgegen. Sie legte sich ganz auf das Studiren; aber auf das Studiren ernsthafter Bücher. Philosophische und moralische Schriften waren besonders nach ihrem Geschmack. Ihre Schriften sind blos im Geschmack des Seneka und des

Mon-

Montagne. Die Bewunderung die sie gegen den letztern hegte, das Verlangen ihn zu sehen und von ihm zu lernen, bewogen sie, eine Reise nach der Hauptstadt zu thun, in welcher er sich damals aufhielt. Sie ward so gleich nach ihrer Ankunft mit ihm bekannt. Montagne, dieser einzige Mann in seiner Art, der neue Sachen auf eine so muntere und nachdrückliche Art sagen konnte, daß sie das Gedächtniß nicht leicht wieder vergaß, und der in dem Vorzuge, den eine neue Minerva seinen **Versuchen** gab, etwas sehr schmeichelhaftes fand, überhäufte sie mit Lobsprüchen. Er setzte sie zur Erbinn seiner Schriften ein, und nannte sie seine **angenommene Tochter.** Die eigentliche Tochter des Montagne, die Vicomtesse von Gamaches, gab ihr den Namen Schwester.

Alle gelehrten Sprachen waren ihr geläufig. Sie schrieb in der ihrigen besser als irgend ein Frauenzimmer zu ihrer Zeit. Ihre Schreibart würde noch iezt erträglich seyn, wenn sie weniger mit alten Worten überladen wäre. Als die französische Akademie sich vorsetzte die Sprache von allen veralteten Ausdrücken zu reinigen, schrie Mademoiselle de Gournai heftig dawider. Sie vertheidigte das Alterthum, die langen und zusammengeschleppten Commentarien, und liebte die Einsamkeit und eine strenge Lebensart. Dieses Characters ohngeachtet war sie lebhaft, hitzig und rachgierig. Als eine gebohrne Gasconierinn hatte sie alles Feuer und ausschweifende der Einbildungskraft ihres Landes an sich. Als Mon-

 tagne

tagne todt war, schenkte sie ihre ganze Neigung dem Racan.

Honoratus de Beuil, Marquis von Racan, stand damals in großem Ruf. Er ist so wie Mainard ein Schüler vom Malherbe. Despreaux macht dem Racan einen großen Lobspruch. Dieser Dichter ist in der erhabenen Poesie eben so glücklich gewesen, als in der niedrigern Art von Gedichten. Seine Bergeries, ein Schäferspiel in fünf Aufzügen, und seine geistlichen Oden oder Umschreibungen der Psalmen Davids, machten ihm viel Ehre. Das Verlangen einen Dichter von so großen Verdiensten, und der die Verdienste anderer an den Tag zu bringen so geschickt war, kennen zu lernen, verließ die Mademoiselle Gournai keinen Augenblick. Sie machte Anstalten, um einen Besuch von ihm zu erhalten. Der Tag und die Stunde wenn er kommen sollte, wurden ihm bestimmt.

(Der Verfasser erzählt hier eine Begebenheit von Wort zu Wort, wie sie schon im ersten Theile der Anecdoten S. 178. No. III. unter dem Titel Racan steht, die ich hier, weil sie ein wenig lang ist, auslasse, und die Leser auf die angeführte Stelle verweise.)

Seit dieser Begebenheit hatte Racan gar keine Lust mehr die Mademoiselle Gournai zu besuchen. Dennoch suchte sie noch Umgang mit ihm zu haben; aber er sagte ihr bey allen Gelegenheiten etwas empfindliches unter die Augen. Einst besuchte sie ihn, und zeigte ihm einige Sinngedichte,

die

die sie gemacht hatte. Wie finden sie diese kleinen Gedichte? fragte sie ihn: **Stumpf und ohne Verstand**, gab er ihr zur Antwort. Das kann seyn, versetzte sie darauf, es **sind Gedichte auf griechische Manier.** Zween Tage darnach speisten sie an einem Orte mit einander, und als ein schlechtes Gericht auf den Tisch gesetzt ward, wandte sich Mademoiselle de Gournai zum Racan, und sagte: Das ist eine elende Suppe! **Mademoiselle**, erwiederte Racan so gleich, **es ist eine Suppe auf griechische Manier.** a)

Diese Gelehrte hatte viel Feinde. Sie unterließen nichts, um sie nicht allein lächerlich, sondern so gar öffentlich verhaßt zu machen. Man findet noch hin und wieder ein Denkmaal dieses Hasses, unter dem Titel le Remerciment des Beurrières. Man nennt sie darinne **hochmüthig, häßlich, zanksüchtig, herumschwärmend, lüderlich, eine Jungfer von fünf und funfzig Jahren, eine Buhlschwester.** Sie übergab deßwegen eine Klage an die Obrigkeit,

a) Ich habe hier einen kleinen Verdacht auf den Verfasser, daß er entweder bisweilen Begebenheiten erdichtet, oder sie doch nach seiner Absicht in eine andere Form bringt. Eben das, was er hier erzählt, liest man auch in den Anecdoten unter dem Titel Racan, aber in einer ganz andern Gestalt. Doch der Ruf giebt wohl andern Dingen veränderte Gestalten, warum sollte er sie nicht auch den Anecdoten von Gelehrten geben dürfen.

keit, um den Lauf dieser Schmähschrift zu hemmen. Es begegnete ihr einer, als sie eben ihre Klagschrift zu übergeben gieng, und sagte es dem Cardinal Dûperron. O! wenn es weiter nichts ist, gab Dûperron zur Antwort, ich glaube doch nicht, daß die Obrigkeit befehlen wird, daß sie einer heyrathen soll; es würden sich in der That wenige finden, die sich diese Mühe geben wollten. Und wenn man gesagt hat, daß sie öffentlich zu Dienste gestanden habe, so ist dieß doch so im Geheim geschehen, daß es nur Muthmassungen sind, was man davon spricht. Sie darf auch nur, wenn sie das Gegentheil davon beweisen will, sich vor ihr Buch in Kupfer stechen lassen.

Mademoiselle Gournai ist im Jahr 1645, in einem Alter von achtzig Jahren gestorben. Die Gelehrten und die witzigen Köpfe ihrer Zeit haben sie hoch geschätzt. Einige gaben ihr den Namen einer französischen Muse, oder Syrene. Aber der Gesang dieser Syrene war nicht lange verführerisch. Man las nach ihrem Tode schon nichts mehr von ihr. Mit dem Racan war es aber nicht so: dieser überlebte sich selbst. Man findet bey ihm glückliche Verse mit unter: z. E. die drey, wo er von der Größe Gottes redet:

Il voit, comme fourmis, marcher nos legions
Sur ce petit amas de poussière & de boue,
Dont notre vanité fait tant de regions.

„Er

„Er sieht unsere Legionen wie Ameisen
„auf dem kleinen Haufen Staub und Koth
„herum kriechen, aus welchem unsere Eitel-
„keit so viel abgesonderte Reiche macht.„

Montmaur mit dem ganzen lateinischen und französischen Parnaß.

Bayle sagt, daß durch diesen Streit die ganze Republik der Wissenschaften in Aufruhr gerathen sey. Dieser allgemeine Haß wider den Montmaur kam von verschiedenen Ursachen her. Er hatte in seiner Jugend eine schlechte und herumschweifende Lebensart geführt. Das Verlangen sich empor zu bringen und bekannt zu machen, trieb ihn von einem aufs andere. Er war erst Schulmeister, hernach ein Landstreicher, ein Specereyhändler zu Avignon, ein Poet, ein Advocat, und endlich ein königlicher Professor der griechischen Sprache zu Paris. Es war keine Wissenschaft in welcher er nicht etwas vorstellen wollte. Er hatte die Gabe, daß er von allem, was ihm vorkam, etwas herplaudern konnte. Die Wortspiele und andere Spielwerke mit der Versetzung der Buchstaben, gefielen ihm besonders. Ein böses Herz, ein zanksüchtiges Gemüth, ein Ge-

dächtniß mit den ärgerlichsten Anecdoten von todten und lebenden Gelehrten erfüllt, seine anzüglichen Reden; sein niederträchtiger Geiz, ob er gleich durch allerhand Mittel und Wege, ein ansehnliches Vermögen zusammen gebracht hatte; sein Stolz, der überall den Vorzug verlangte; die Profession eines Schmarutzers: das war es, was ihm den allgemeinen Haß zuzog, und ihn zum Gegenstande der Spötterenen anderer Gelehrten machte. Despreaux gedenkt seiner an einem Orte:

„Indem Pelletier, bis auf den Rücken „mit Koth bespritzt, sein Brod von Küche „zu Küche sucht, erfahren in einem Hand„werke, worauf sich witzige Köpfe so gern „legen, und worinne ehemals Montmaur zu „Paris Unterricht gab.„

Alle diese Fehler des Montmaur wurden durch einige gute Eigenschaften erkauft. Man muß sich nicht gänzlich auf die Fluth von Schriften verlassen, die wider seine Person heraus kamen. Er hatte Witz und Lebhaftigkeit, aber keinen Geschmack; ein erstaunliches Gedächtniß, aber keine Erfindung; eine ungeheuere Belesenheit im Griechischen und Lateinischen, welche er aber nicht zum Vortheil unserer Sprache anwandte. Seine Gelehrsamkeit verschaffte ihn den Zutritt in verschiedenen großen Häusern zu Paris.

Alle Schriftsteller haßten ihn, aber es wagte sich noch keiner eine Lanze mit ihm zu brechen.

Mena-

Menagius mußte das Zeichen zum Kriege geben, indem er das Leben des Montmaur lateinisch heraus gab. a) Er ermahnt, am Ende des Werks, in einer Satyre von fünfhundert Versen, alle Gelehrte sich wider ihren gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Es traten auch viele auf die Seite des Menagius; andere aber, die sich nicht öffentlich herum schlagen wollten, begnügten sich Schmähschriften ohne Namen heraus zu geben. Die meisten schickten Sinngedichte, Liederchen, Couplets und allerhand andere satyrische Kleinigkeiten an ihn, die dem, was Menagius schon selbst heraus gegeben hatte, zum Anhange dienten. So viel Batterien wurden errichtet, um den Gegenstand der allgemeinen Verabscheuung über den Haufen zu werfen.

Man glaubte es noch besser zu machen, wenn man den königlichen Professor als einen großen Schwätzer in einen Papagoy verwandelte, der, wie man weiß, immer schwatzt, und immer ungereimtes Zeug sagt. An einem andern Orte stellt man diesen berühmten Schmarutzer in einer schlechten Wohnung ganz in der Höhe eines Collegii vor, damit er beobachten könne, wo die Küchen in der Stadt am stärksten rauchen. Man redet von einem Pferde, dessen er sich bedient, um an einem Tage in verschiedenen Häusern bey Tische zu erscheinen. Man sieht einen Kupferstich, wo er

 auf

a) Unter dem Titel: Vita Gargilii Mamurræ, Parasito-Pædagogi, scriptore Marco Licinio.

auf einem stätigen Pferde, das mit einer großen Schabaracke bedeckt ist, und dem die Hunde nach bellen, vorgestellt wird. Er stößt mit den Sporen drauf los, und sieht starr nach einem Weiser an einer Uhr, die gerade auf Mittag weist. Unten liest man die Verse;

„Da er sieht daß es zwölf Uhr, und sein
„Magen hungrig ist, sollte da der Schma-
„rutzer wohl seinem trägen Gaule Zeit las-
„sen? a)„

Dieses sind die Gränzen der Spötterey in welchen man sich hielt. Das übrige ist ein Gewebe der abscheulichsten Grobheiten. Menagius sahe selbst ein, daß er zu weit gegangen, und dabey die Achtung des Publici aus den Augen gesetzt habe. Er entschuldigt sich, und sagt, daß er nicht so wohl den Montmaur durch Erzählung seiner Niederträchtigkeiten habe malen, als sich selbst ein Vergnügen machen wollen. b)

Die

a) Scilicet esuriens duodenam suspicit horam;
Parceret, heu! tardo num parasitus equo?

b) Hatte Menagius ausgeschlafen da er das sagte? Menagius war ein Mann der in der gelehrten Welt Aufsehen machen wollte, es koste was es wolle, und seine Schmähschriften wider den Montmaur sind gewiß nicht wider seinen Willen gedruckt worden. Ich besitze eine Ausgabe, welche alles enthält, wodurch dieser so genannte Gelehrte und seine Consorten ihr Andenken zu verewigen geglaubt,

Die wenigen Freunde, die dieser königliche Professor hatte, riethen ihm, die Pfeile der Satyre, die man gegen ihn verschoß, zurück zu werfen. Er hatte eine Gabe zu schimpfen, und von seinen Mitbrüdern, den Gelehrten, über Tische allerhand Possen zu erzählen; man rieth ihm also, sich dieser Gabe zu bedienen. Besonders sollte er das tollste, was er vom Menagius wußte, drucken lassen, und allenfalls nur in Privatgesellschaften austheilen. Aber der Professor Montmaur, der eben so faul als beissend war, wenn es nicht etwan etwas zu schmausen gab, wollte sich die Mühe nicht machen, Schmähschriften durch andere Schmähschriften zu widerlegen. Er rächte sich mit seiner Zunge, und diese ersetzte das was er nicht drucken ließ. Er machte sich überall in seinen Gesprächen über seine Feinde lustig. Seine boshaften und beissenden Einfälle wurden in der Stadt herum getragen: **Was schadet mir es,** sagte er, **wenn man mich zu einem Papagoy macht? Werde ich keinen Wein mehr zu trinken, und keinen Schnabel mich zu vertheidigen haben? Man darf gar nicht erstaunen, wenn ein großer Schwätzer wie Menagius,**

geglaubt, und es wirklich geschändet haben. In unsern Tagen ist zwischen einem holländischen und deutschen jungen Professor ein ähnlicher sehr manierlicher Streit entstanden; sie haben dem Menagius den Ton vollkommen abgelernt, und so gar ihm ein paar von seinen Kupferstichen abgeborgt, und ihre Schriften damit geziert,

gius, einen guten Papagoy macht? Diese Antipathie des Menagius und des Montmaur, kam von ihrer beyderseitigen großen Eigenliebe her. Sie bildeten sich alle beyde viel ein, und hatten einerley Fehler; sie erzählten gern, und ließen sich mit ihrer Gelehrsamkeit sehen. Menagius ward gar nicht fertig, wenn er einmal anfieng griechische, lateinische, italienische und französische Verse anzuführen. Wenn man ihn stumm und verdrießlich sehen wollte, so durfte man nur den Montmaur in die Gesellschaft bringen. Dieser hatte alsdann die Oberhand, und machte in einem Zirkel von Gelehrten das meiste Aufsehen.

Die Niederträchtigkeiten dieses Schmarutzers und sein zuversichtlicher Ton, verdrossen endlich auch den Balzac. Dieser hochtrabende und schwerfällige Schriftsteller vergaß seine Ernsthaftigkeit, um dem Menagius beyzustehen. Balzac fand gar nichts bedenkliches, sich mit einem Menschen in Streit einzulassen, der ihm keine Ehre bringen konnte, wenn er ihn auch besiegte. **Er diente** bey dieser Gelegenheit, wie Bayle sagt, **zu Fuß und zu Pferde**; das ist, er machte Satyren in Versen und in Prosa. Aus seinen Versen ersieht man was er thun konnte, wenn ihn Haß und Rachgier antrieben. Sie sind an einen seiner Freunde gerichtet, der eben so gut in der lateinischen Poesie war, als er, und den er ermuntert, ebenfalls wider den Montmaur zu Felde zu ziehen.

„Du

a) „Du mußt nicht immer Helden besin„gen: Singe einmal den Thersites, den der „alte Homer der Gestalt und der Gemüths„art nach einen Hund nennt; der weder „Redlichkeit im Herzen, noch Schamhaf„tigkeit auf der Stirne hat. Dieß häßli„che Thier verdient die empfindlichsten „Strafen.„

Balzac versuchte es auch in einem leichtern und lustigern Tone zu schreiben: aber er war es selbst, der am meisten ausgelacht ward. Sein Barbon *) ist eine elende Spötterey, worinnen einige abgeschmackte Beschreibungen der Pedanterey das wichtigste sind. Konnte man etwas anderes von einem schwülstigen und langweiligen Schriftsteller erwarten, der um so viel kleiner ist, ie größer er seyn will, und der sich zur komischen Schreibart gerade so schickte wie Scarron zur ernsthaften.

Das

a) Nec solum tibi Semidei dicantur. At ipse
Thersites, ipse antiquo qui dictus Homero,
Ore animoque canis; pridem cui sensus honesti est,
Extinctusque in fronte pudor. Fœdissima longas
Bestia det pœnas.

*) Ist unter dem Titel der Schulfuchs in einem gewissen Journale ins Deutsche übersetzt.

Das Beyspiel Balzacs, und seine beständigen Auffoderungen an andere Gelehrte, bewogen endlich verschiedene, sich in den Streit zu mengen. Man stand einander bey, und der gute Montmaur ward von allen Seiten angefallen. Besonders thaten sich dabey hervor: Feramus, einer der besten und zierlichsten Lateiner seiner Zeit; Sarrasin, der Vater der muntern und vernünftigen Scherze, dem die Verse gar keine Mühe kosteten; der in allen Materien, die er vor die Hand nahm, angenehm war, und bey seinem Leben von Frauenzimmern so sehr, als von Gelehrten und Hofleuten gesucht ward; Carl Vion d' Alibrai, dessen Gedichte etwas sehr naives und eigenes an sich haben. Er hat ein Sinngedicht in der Gestalt eines Gesprächs gemacht. Ein Dichter redet mit seinem Beichtvater, und der Name des Montmaur wird in Gomor verwandelt.

Der Dichter.

„Ehrwürdiger Pater, ich habe satyrische
„Verse gemacht.

Der Beichtvater.

„Wider wen?

Der Dichter.

„Wider einen Professor.

Der Beichtvater.

„Das ist eine Person von Wichtigkeit. Nun,
„wider welchen denn?

Der

Der Dichter.

„Wider den Gomor.

Der Beichtvater.

„O, wenn es der iſt . . . . Fahr er nur „fort in der Beichte.„

Montmaur furchte ſich vor dieſer Legion von Feinden noch nicht. Faſt allein gegen alle, focht er nur mit witzigen und ſpöttiſchen Einfällen gegen ſie. Er ließ nichts drucken. Ueber der Tafel war es, wo er ſeine Spöttereyen ausließ; er ſagte daher zu den Perſonen, bey welchen er ſich zu Gaſte bat: **Gebt ihr die Speiſen und den Wein, das Salz will ich mitbringen.** Seine Einbildungskraft war von der Art, daß ſie die Gegenſtände vor Augen haben mußte, um in Bewegung zu gerathen; in ſeiner Studirſtube aber, und wenn er ſich hinſetzen ſollte zu Schreiben, war ſie träge und kalt.

Da man ſahe, daß dieſer Schwätzer ſo ſchwer zum Schreiben zu bringen war, griff man zu andern Waffen. Man ſuchte ihn auf ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen, und ihn da anzugreifen, wo er am empfindlichſten war; das iſt, man wollte ihn nicht zum reden kommen laſſen. Man beredete ſich demnach unter einander. Einige witzige Köpfe, die ſelbſt gern in Geſellſchaften Aufſehen machten, beſchloſſen, dem Montmaur, wo ſie ihn nur antreffen würden, das Maul zu ſtopfen. Da ſie erfuhren, daß er an einem gewiſſen Tage bey

dem

dem Präsident von Mesmes speisen sollte, und sie eben selbst eingeladen waren, machten sie sich die Gelegenheit zu Nutze. Sie waren die ersten beym Präsidenten, und lenkten das Gespräch so gleich auf den Montmaur. Man erzählte die sonderbarsten Dinge von ihm, als er eben ankam. Damit er sich nun nicht in ihr Gespräch mengen sollte, rief ein gewisser Advocat, der das Haupt der Rotte war: **Krieg, Krieg!** Dieser Advocat war eines Gerichtsdieners Sohn; Montmaur gab ihm daher zur Antwort: **O wie schlagen Sie aus der Art! Ihr Vater schreyt immer nur Friede, Friede!** Als ein andermal einige Gelehrte über Tische sich in einen heftigen Streit einließen, um nicht auf den Montmaur zu hören, schlug dieser auf den Tisch und schrie: **Stille, stille meine Herren; man weiß sonst nicht was man ißt.** Auf diese Weise wußte er sich immer zu helfen, und die Spötter auf seine Seite zu ziehen. Man war nicht im Stande ihn zu beschämen, als bey einer einzigen Gelegenheit, wo ihn sein Gedächtniß verlassen hatte. Er hatte in einer großen Gesellschaft verschiedene Dinge aus dem und dem Autor angeführt: Man holte das Buch, und fand nichts darinne.

Da die Feinde des Montmaur sahen, daß sie nichts gegen ihn ausrichteten, griffen sie zur Rache der Niederträchtigen. Sie verklagten ihn der abscheulichsten Verbrechen wegen. Nicht genug, daß sie seine Geburth, seine Frömmigkeit, seine

Sitten angegriffen hatten; sie klagten ihn auch noch als einen Mörder an. Es war ein Thürsteher des Boncourischen Collegii erschlagen worden, und man schob die Schuld auf den Montmaur. Er ward ins Gefängniß gesetzt; und tausend kleine Gedichtchen kamen dabey zum Vorschein, worinne man die Gerechtigkeit angieng, daß sie ihren Raub nicht sollte entwischen lassen, wenn auch kein anderer Vortheil daraus erwachsen sollte, als daß Frankreich von einem Ungeziefer befreyet würde, das Theurung und Hungersnoth verursachte.

„Alle seine Küchenfreunde, und alle die „den Hunger fürchten, widersetzen sich seiner „Befreyung. Alle schreyen, daß sein Daseyn Frankreich eine Hungersnoth zuziehen werde, so wie es schon eine Theurung „verursacht hat.„

Kaum hatte Montmaur die Beschuldigung dieser Mordthat von sich abgelehnt, und seine Loslassung erhalten, als man andere Bubenstücke wider ihn ersann. Man warf ihm das abscheulichste aller Verbrechen vor, und wagte es so gar, die Beschuldigung, in Verse gebracht, den Augen der Welt vorzulegen.

Montmaur war überall so verhaßt, daß man ihn durchgängig einen Schulfuchs, Schmarutzer, **Verläumder**, **Bösewicht**, **Wolf**, **Schwein** und eine **Tonne** nennen hörte. Der Präsident Cousin, Vigneul-Marville und der P.

Vavassor haben das Unanständige dieser Benennungen zur Gnüge gezeigt. Wie viel Verdruß würde sich Montmaur erspart haben, wenn er seine Zunge hätte bändigen und der Versuchung widerstehen wollen, die unter mittelmäßigen Gelehrten nur allzu gemein ist, daß sie nemlich die Luciane ihrer Zeit seyn wollen.

Balzac
und
der Pater Goulû,
General der Benedictiner, Feuillans genannt.

Johann Ludewig Guez, mit dem Zunamen Balzac, von einem Landguthe, das er im Angoumois an der Charante besaß, ward zu Angoulemes, im Jahr 1594 gebohren. Er war der Chorführer der Schriftsteller seiner Zeit. Heut zu Tage aber liest ihn niemand mehr, außer wenn man lernen will, wie man nicht schreiben müsse. Man kann ihn mit Recht unter die kleine Anzahl der Originalschriftsteller zählen, ob gleich seine Art allen Gelehrten von Geschmack und Verstande unerträglich ist. Seine häufigen rhetorischen Figuren, seine Gegensätze und Hyperbeln, sein gesuchter Witz, seine schwülstigen Ausdrücke, seine langen

Redensarten würden das beste Genie verdorben haben. Balzac sucht beständig das Große und Erhabene; da er sich aber, selbst in den kleinsten Dingen, zu viel Mühe darum giebt, so überschreitet er die Grenzen, und fällt ins Gezwungene und Uebertriebene. Stets schwülstig, stets studirt, muß man sagen, daß man bey ihm überall die Kunst und den Autor gewahr wird. Der Briefstyl ist gerade das Gegentheil von diesem Geschmacke, und dem ohngeachtet hat er sich durch seine Briefe den meisten Ruhm erworben; sie machten, daß man ihn den einzigen beredten Menschen seiner Zeit nannte. Man kann zwar zu seiner Rechtfertigung sagen, daß seine Briefe nicht an wirkliche Personen geschrieben sind; daß sie weder von Neuigkeiten noch Privatangelegenheiten handeln; daß sie eigentlich Abhandlungen sind, die er mit eben so viel Fleiß ausgearbeitet hat, als seine andern Schriften; daß er also gegen seine Einbildungskraft weniger auf der Hut seyn durfte, und daß er gar wohl eine eigene Bahn betreten, den Ton der Büssi-Rabutins und der Sevignes verlassen, und anstatt gemeiner Briefe akademische Abhandlungen schreiben konnte. Aber es war auch eine Mittelstraße, die er lieber hätte wählen sollen. Das Uebermäßige hat dem Balzac alles verdorben. Umsonst hat man seinen Ruhm zu retten gesucht. Umsonst fällt der Abt Trüblet das günstige Urtheil von ihm. Bildet er sich etwan ein, daß die Leser den Balzac wieder hervor suchen und Geschmack an ihm finden wer-

den? Seine Fehler werden ihn stets ekelhaft und lächerlich machen; und nicht eher als bis der schlechte Geschmack und die Barbarey wieder die Oberhand bekommen werden, wird man ihm seine Fehler zu gute halten.

Eine einzige Anmerkung, die Balzac über die Mönche gemacht hatte, ohne daß er den Vorsatz hatte sie zu beleidigen, brachte sie alle in Harnisch. Er hatte in einem seiner Werke gesagt: **Es giebt bisweilen schlechte Mönche, die in der Kirche eben so sind, wie die Ratten und andere unvollkommene Thiere in der Arche waren.** Die neuen Benedictiner (Feuillans) fanden sich besonders durch diese Vergleichung beleidigt.

Ihr General, der Pater Goulú, ein heftiger und gebietherischer Mann unter seinen Ordensbrüdern, nahm ihre Vertheidigung auf sich. Er war erst in einem Alter von acht und zwanzig Jahren ein Mönch geworden. Zuvor war er ein Advocat gewesen. Zu dieser Veränderung des Standes bewog ihn sein erster Proceß, wo er in der Rede, die er hielt, stecken blieb. Er wollte es nach der Zeit mit predigen versuchen; aber sein Gedächtniß leistete ihm dabey keine bessern Dienste. Daher kamen alle die Spöttereyen a) über sein

a) Als ein leichtfertiger Kopf hörte, daß das Bild so ähnlich sey, daß ihm nichts als die Sprache fehlte, gab er zur Antwort: **Das ist kein Versehen vom Maler; es ist eine von den Eigenschaften des Originals.**

sein Bildniß, das man auf einer von den Gallerien des Louvres aufstellte. Der P. Goulu hielt sich für einen Mann, der es mit den größten Helden in der Gelehrsamkeit aufnehmen könnte, weil er einige schlechte Verse, und einige Uebersetzungen gemacht hatte, die gar nicht gelesen wurden.

Anfänglich trug der General drey oder vier Schriftstellern von seinem Orden auf, den Balzac seiner Verwegenheit wegen zu züchtigen. Ein Mönch, Dom Andreas von Saint Denis, ein elender Schriftsteller, setzte in aller Geschwindigkeit eine kleine abgeschmackte Schrift auf, die weder Vernunft noch Sinn hatte, aber desto reichlicher mit Schimpfwörtern versehen war: **Vergleichung der Beredsamkeit des Balzac mit der Beredsamkeit der größten Männer der vergangenen und gegenwärtigen Zeit.** Diese Satyre ward nicht gedruckt, sie lief aber im Manuscript herum. Balzac hatte selbst eine Abschrift davon, und wollte darüber fast in Verzweifelung gerathen. Er sahe, wie gefährlich es sey, sich an den Mönchen zu vergreifen. Die bekannte Anmerkung a) des Erasmus fiel ihm dabey ein. Die Furcht, daß er die Sache noch schlimmer machen möchte, bewog ihn, säuberlich zu verfahren, und es einem seiner Freunde

a) Salomon sagt: **Keine Bosheit geht über die Bosheit der Weiber.** Erasmus schrieb am Rande darzu: **Man merke, daß damals noch keine Mönche waren.**

zu überlassen, daß er ihn gegen einen Zoilus vertheidigte, der noch ungestümer als unwissend war. Der Abt Ogier gab eine Schrift heraus, unter dem Titel: **Vertheidigung des Herrn Balzac, als eine Antwort auf das Manuscript des Dom Andreas.**

Man sahe damals das, was man fast immer in Streitschriften siehet: alles auf allen Seiten übertrieben. Der Gegner des Balzac hatte ihn zu einem Zwerge gemacht, und sein Vertheidiger machte einen Riesen aus ihm. Die Lobsprüche waren in dieser Vertheidigungsschrift so verschwendet, daß man den Balzac selbst für den Verfasser derselben hielt. Man sagt so gar, daß er kein Geheimniß daraus gemacht, und ohne Umstände gesagt habe: **Ich bin der Vater zu diesem Werke: Ogier ist nur der Pathe desselben. Er hat die Seide und ich den Zeug darzu hergegeben.**

So eifrig auch Dom Andreas seinem General gedient hatte, so war dieser doch noch nicht damit zufrieden. Die Vertheidigungsschrift des Balzac war zu nachdrücklich. Der General dankte dem Dom Andreas für seinen geleisteten Dienst, und ergriff nun selbst die Feder. Er gab unter dem Namen Phyllarchus, oder Fürst der Blätter (des feuilles) wodurch er auf seine Würde eines Generals der Feuillans anspielte, zween Bände von Briefen wider den Balzac heraus. Der Titel war: **Briefe des Phyllarchus an den Aristus.** Man kann unmöglich etwas niedri-

geres, unverschämteres und hefftigeres gesehen haben. Diese Briefe kamen im Jahr 1627 heraus. Die Namen eines Ausschreibers, eines Ignoranten, sind darinne nicht gespart; aber die Schimpfwörter eines Infamen, eines Epikurs, eines Nero, eines Sardanapalus, eines Teufelischen und eines Atheisten finden sich auf allen Seiten. Was für einen dicken Band würde man nicht zusammen bringen, wenn man alle Gelehrte, die vom Anaxagoras an der Atheisterey beschuldigt worden sind, sammlen wollte!

Dergleichen Schmähungen in dem Munde eines Priesters, eines Ordensgeistlichen, hätten dem Publico nothwendig mißfallen sollen; aber sie wurden von aller Welt wohl aufgenommen, weil man den Balzac haßte, weil seine Verdienste andere eifersüchtig machten, und weil er bey Hofe in einiges Ansehen gekommen war. Er hatte das Decret als Geschichtschreiber von Frankreich erhalten; ein Titel, der von vielen gesucht ward, und den Balzac ein prächtiges Nichts nannte. Dieser Schatten von Gunst, und die wirkliche Ehre der Vater der französischen Sprache, der Meister und das Muster der Beredsamkeit genennt zu werden, brachten wider ihn eine Menge geldgieriger und ehrsüchtiger Schriftsteller in Harnisch. Sie versammelten sich von allen Seiten her, da sie der verwegene Phyllarchus gleichsam zusammen berief. Sie nannten ihn den Abgrund der Gelehrsamkeit, den gallischen Herkules, den Bezwinger der Tyrannen der Beredsam-

keit, den gewissesten, und der Lorbern, die man ihrem unrechtmäßigen Besitzer entriß, allein würdigen Helden. Die Schmähschriften und Liederchen auf den Balzac nahmen gar kein Ende. Man machte ihn mit seiner strengen Gewissenhaftigkeit und mit seinem Titel des großen französischen Briefstellers lächerlich. Aber nichts brachte ihn von seinem Character ab. Er hielt die Presse nicht für eine Erfindung, damit man desto bequemer auf einander schimpfen und schmähen sollte. Er beklagte sich blos in Gesellschaft bisweilen, daß man so viel wider ihn schriebe. Aber sein nachdrücklicher Ton, die Minen, die Geberden, mit welchen er sich darüber ausdrückte, die Eigenliebe, die er blicken ließ, und die Fehler in seinen Werken, die der Critik nur allzuviel Gelegenheit geben, waren aufs neue Materie zu Satyren, zu Gassenliedern, und gaben der Comödie noch eine längere Dauer.

Phyllarchus, trunken von seiner glücklichen Unternehmung, glaubte den Himmel selbst zu rächen, indem er sich rächte. Hierdurch gelung es ihm, den Balzac bey vielen Leuten verhaßt zu machen. Er gewann zuförderst die andächtigen Frauenspersonen, indem er sie schöne Damen nennte. Er that ihnen die Erklärung, „daß sie, „wenn sie nur ein wenig beherzt wären, dem Bal„zac die Augen auskratzen, oder ihm wenigstens „die Strafe sollten empfinden lassen, welche die „Hofdamen dem Johann von Meun anthun „wollten.„

Zu eben der Zeit, da er so christliche Vermahnungen gab, schickte er Leute auf alle Bierbäncke aus, die den Balzac herunter machen mußten. Verschiedene Banden von verwegenen und listigen Mönchen breiteten sich durch ganz Paris aus, und streueten überall Verläumdung und Unordnung aus. Balzac beschwert sich darüber in seinem **Berichte an den Menander**, oder Maynard: Dieser Bericht ward erst siebzehn Jahr darnach gedruckt, da alles schon ruhig war. „Man hat, sagt er, drey Monate lang, eine ge„wisse Anzahl von seinen Anhängern alle Morgen „ausgehen gesehen; sie vertheilten sich immer „zween und zween in allen Gegenden der Stadt „herum, um ihre Verläumdung allenthalben zu „zeigen, mich überall verhaßt zu machen, den Pö„bel wider mich aufzuhetzen, und ihn zu bewegen, „daß er mit meiner Person eben so verführe wie „ihr Superior mit meinen Büchern . . . Sie „haben sich zu verstärken gesucht, und das lüder„lichste und schlechteste Volk, Leute, die in ganz „Frankreich ihrer bösen Gesinnungen wegen be„kannt sind, unter ihre Rotte aufgenommen.„ Alle Handlungen des P. Goulü schienen den besten Bewegungsgrund zu haben, und man machte ihm allenthalben Lobsprüche darüber. „Einige seiner „Partheygänger, setzt Balzac in diesem Berichte „hinzu, haben versichert, daß er ein Breve von „unserm heil. Vater dem Pabst gehabt habe . . . „Andere haben gesagt, daß die versammelte Geist„lichkeit Deputirte an ihn geschickt habe, um ihm

„ihr Vergnügen über das Glück seiner Waffen „zu erkennen zu geben . . . Es ist kein Prinz „oder Prinzessinn, kein vornehmer Herr oder Da„me, denen er nicht seine Bücher auf eine feyer„liche Art zugeschickt habe, die mehrentheils wie „Gebet-oder andere andächtige Bücher eingebun„den waren. Sie sind über den Rhein, die Do„nau und das Meer, über die Alpen und Pyre„näen geflogen. Sie schleichen sich in alle Ge„sellschaften, in alle Cabinetter ein. Man hat „Wagen damit beladen, um sie nach Rochelle „zur Belagerung zu führen . . . Sein Por„trait ist der Seltenheit halber im Louvre aufge„stellt.„

Fast alle geistliche Orden ergriffen die Parthey des Phyllarchus. Balzac hatte von ihrer Gelehrsamkeit übel gesprochen. Ursache genug, um wider ihn loszuziehen! Die Vorwürfe sind nie empfindlicher, als wenn sie wahr sind. Der Prior Ogier und la Motte-Aignon waren die einzigen, die es mit dem Balzac hielten; sie vertheidigten ihn tapfer; sie zeigten den P. Goulü in seiner wahren Gestalt, als einen **Trunkenbold**, der Tag und Nacht aus einem Glase soff, das mit Fleiß größer gemacht war als der **Becher des Nestors**; als einen **Vielfraß, der am Fasttage sich das Fleisch sehr wohl schmecken ließ, ob er gleich eine so frische Farbe und so viel Fett auf dem Leibe hatte, daß es nicht nöthig gewesen wäre, ihn von der Regel der Fasten auszunehmen**; als einen

Geist-

Geistlichen, der von der Regel seines Ordens sehr weit entfernt war, als welcher, einem gewissen Autor zu Folge, a) seiner Einsetzung nach der strengste unter allen war. Es war um so viel leichter, den Monarchen der Feuillans so abzumalen, da man ihn in seinem kleinen Reiche überall haßte. Seine Unterthanen gaben selbst die Nachrichten zu seiner Lebensbeschreibung her. Sie sahen es gern, wenn er gedemüthigt ward; und man würde ihn gänzlich zu Schanden haben machen können, wenn man sich ihre innere Uneinigkeit hätte zu Nutze machen wollen; aber Balzac wollte sich dieses Mittels zu seiner Rache nie bedienen. Er schonte die Religion in einem Geistlichen, er mochte beschaffen seyn, wie er wollte. Er war weder mit den Satyren noch mit ihren Verfassern zufrieden. Es ist nichts sinnreichers, als sein Brief an den Kanzler Seguier, worinne er ihm auf das antwortet, was dieser würdige Vorsteher der Justiz an ihn geschrieben hatte: „Ich habe eine „Schmähschrift unterdrückt, die wider sie heraus„gekommen war.„ Die Gelehrten sollten dieses Beyspiel der Bescheidenheit des Balzac stets vor Augen haben. „Seyn Sie mit der Gnade des „Königs nicht so geizig, und lassen Sie immer ein „wenig

a) Dieser Autor giebt vor, daß die Feuillans nicht von einer Verbesserung des Ordens des heil Bernhards, die in der Abtey der Feuillans, fünf Meilen von Toulouse vorgenommen ward, sondern von den Blättern (feuilles) so wären genennt worden, als von denen sie anfänglich sollen gelebt haben.

„wenig von ihrer Strenge nach, so lange sich nur „solche Federfechter zeigen, und ihre Schriften „censirt haben wollen. Wenn die Sache neu „wäre, so könnte ich vielleicht über die Unterdrü„ckung der ersten Schmähschrift wider mich eini„ges Vergnügen haben. Aber ietzt, da man fast „eine kleine Bibliothek zusammen bringen kann, „sehe ich beynahe mit Vergnügen ihre Anzahl sich „vermehren, und trage die Steine auf einen Hau„fen zusammen, die der Neid nach mir geworfen „hat, ohne mir zu schaden.„

Wenn dieser Schriftsteller nicht so sehr an sich gehalten hätte, so wäre dieser Streit gewiß noch schrecklicher geworden. Dem ohngeachtet gieng es ohne Blutvergießen nicht ab, und man griff zum Degen und zu Pistolen. Der Tod des Anführers allein verhinderte eine allgemeine Unordnung. Der Pater Goulu a) starb den fünften Jen-

a) Er war ein Sohn des Nicolaus Goulu, königl. Professors der griechischen Sprache, und eben desjenigen, der nicht zugeben wollte, daß seine Frau erwachsene Studenten in Pension nehmen sollte, sondern kleine Schüler: Man machte folgendes Sinngedicht auf ihn:

Du Goulu sçavant ne prend guères
Les barbus pour pensionnaires;
Il choisit les petits enfans:
Mais la Goulue les veut grands.

„Der gelehrte Goulu nimmt nicht gern Schü„ler in sein Haus die schon einen Bart haben; „er

Jenner 1629. Dieser Todesfall war ein Donnerschlag für seine Cabale. Sie erwieß ihrem Haupte alle ihm schuldige Ehre. Man setzte die nachdrücklichste Grabschrift auf sein Grab. Unter andern ward darinne gesagt, daß er die französische Sprache in ihrer Reinigkeit wieder hergestellt habe. Balzac verfertigte darauf ein lateinisches Gedicht, unter dem Titel: Crudelis umbra, nebst einem Briefe, in welchem er den Vers des Ovidius auf seinen Feind anwendet:

a) „Bis hieher so gar war er zu fürchten?
„Selbst die Asche des Todten verfolgt
„mich, und im Grabe ist er noch mein
„Feind!„

Dom Andreas erkannte nach dem Tode des fürchterlichen Phyllarchus sein Unrecht, und bat den Balzac um Vergebung. Diese beyden Männer wurden, ob sie gleich von sehr verschiedenem Character waren, dennoch die besten Freunde. Der eine ruft einmal über den andern aus:

a) „O

„er wählt lieber kleine Knaben: aber seine Frau
„will die großen haben.„

a) Ergo & adhuc metuendus erat? cinis ipse sepulti
In caput hoc sævit, tumulo quoque sensimus hostem.

a) „O ihr Götter! wie konntet ihr zwey Her„zen so heftig gegen einander in Bewegung „setzen, die nach der Zeit in einem ewigen „Frieden mit einander leben sollten!„

Balzac gab nach dieser Aussöhnung auch Beweise von seiner Neigung gegen den ganzen Orden der Feuillans. Er machte der Kirche zu Saint-Memin, bey Orleans, ein Geschenk mit einer vergoldeten Räucherpfanne, die auf vier hundert Livres geschätzt ward, nebst einem Capital, wovon jährlich das Räucherwerk sollte angeschafft werden. Balzac war in allen Stücken freygebig. Dieses bewieß er auch in Ansehung der französischen Akademie. Er hat zuerst einen Preiß auf das beste Stück der Beredsamkeit gesetzt. Sein Tod, der im Jahre 1654 erfolgte, war ein wirklicher Verlust für die Wissenschaften. Sein **siegender Christus**, und sein Amynt, sind die besten Stücke, die er gemacht hat. Dieser Schriftsteller von einer hohen Einbildungskraft, von einer starken, harmonischen, malerischen und sehr richtigen Schreibart, sollte nur dreyßig Jahr später gebohren seyn, und den Schriftstellern der Zeiten Ludewigs XIV den Geschmack abgelernt haben. Ihre vortrefflichen Schriften machten, daß die seinigen bald vergessen wurden. Das Publicum, in der Art schön zu denken und sich

a) O superi! tanto placuit concurrere motu
Æterna posthac mentes in pace futuras!

sich richtig auszudrücken unterrichtet, fand bey dem Balzac nichts mehr als Flittergold und Schwulst. Man brauchte nun den Vers wider ihn, den Maynard zu seinem Lobe gedichtet hat:

„Kein Sterblicher redet so wie er.„

Voitüre
und
Benserade.

Diese beyde haben den falschen Witz in Frankreich Mode gemacht. Ihr Geschmack ist ein verdorbener, aber verführerischer Geschmack; gemacht, den Frauenzimmern, den jungen Leuten, und überhaupt allen seichten Lesern zu gefallen. Gegensätze, Spitzfündigkeiten, einige schimmernde Gedanken, mehr gezwungene als glückliche Anspielungen, einen sich stets gleichen gekünstelten Ton, die munterste, glänzendste, sinnreichste, aber dabey unnatürlichste Schreibart; eine Schreibart, die einem Schriftsteller, so lange er lebt, Aufmerksamkeit erwerben kann, die aber nach seinem Tode so gleich mit ihm vergessen wird, das ist es, was man bey diesen ehemals so berühmten Schriftstellern findet. Heut zu Tage sieht sie niemand mehr als Muster an. Man kann sie mit dem Ritter **Marino** und dem **Guarini** der Italiener vergleichen. Voitüre giebt sich besonders

Mühe witzig zu seyn, und immer nur artige Sachen zu sagen.

Er ist einer von den berühmtesten Männern der Stadt Amiens. Er war eines Weinhändlers Sohn, und trank doch nichts als Wasser. Da man wußte, daß er über diesen Punct empfindlich war, so schonte man ihn um so viel weniger. Die vornehmsten Personen suchten seinen Umgang; er war das Orakel des Hotels de Rambouillet; man verschafte ihm Besoldungen vom Hofe; die Regierung brauchte ihn zu verschiedenen Verrichtungen; er brachte einige Zeit in Italien und Spanien zu, und machte in den Sprachen beyder Nationen Verse, die so rein waren, daß man ihn für einen ihrer besten Poeten halten konnte. Die französische Akademie, und die Akademie der Humoristen rechneten es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen. Er ward für den galantesten und glücklichsten Menschen seiner Zeit gehalten. Er ist auch wirklich einer von denen Gelehrten, die ihren Ruhm am längsten genossen haben.

Sein Nebenbuhler, Benserade, war noch geschickter, um nach der Mode zu seyn und gut Glück zu haben. Er hatte Anverwandte am Hofe, und man sagt, daß seine Familie mit der Familie des Cardinals Richelieu verwandt gewesen sey. Man verschaffte ihm eine Besoldung von zwölf tausend Livres; aber seine Einkünfte waren für ihn nicht zureichend. Einige reiche und freygebige Damen ließen es ihm an nichts fehlen. Niemand schrieb

und sprach angenehmer als er. Die Kenntniß, die er von der Welt, und zwar von der großen Welt hatte, seine Gegenwart des Geistes, seine Munterkeit, seine lustigen Einfälle machten ihn allenthalben beliebt. Heut zu Tage sind viele seiner Einfälle a) abgeschmackt.

Sein größtes Talent bestand darinne, daß er ein Fest gut anzuordnen wußte, und eine Gesellschaft mit Versen belustigen konnte. Seine Ballets vertraten damals die Stelle der Opern, und waren eine der vornehmsten Vergnügungen des Hofes. Der Inhalt war allegorisch, und schickte sich so wohl zu denen Personen, die vorgestellt wurden, als auch für die Prinzen, die selbst mitspielten. Benserade wußte so gar die allergeheimsten Begebenheiten einzuflechten, aber allezeit auf eine sehr feine und nicht beleidigende Art. Dieser geschickte Maler, der seine Gemälde so abstechend machen konnte, verdiente allerdings selbst gemalt zu werden, und hier ist ein ihm sehr ähnliches Portrait:

„Dieser schöne Geist hatte drey verschie„dene Talente, die von der Nachwelt kaum „wer-

a) Der Autor führt hier in einer Note drey Beyspiele zum Beweise an, die im zweyten Theil der Anecdoten, unter dem Namen Benserade S. 32-34 stehen. Man sehe daselbst No. 12, 16 u. 18. Das sonderbarste ist, daß der Autor der Anecdoten eben die Einfälle vortrefflich nennt, die unser Verfasser hier für abgeschmackt ausgiebt.

„werden für wahr gehalten werden: Er
„spottete ohne Bedenken über die Großen,
„und ohne daß sie es übel nahmen; er war
„alt und galant, ohne lächerlich zu seyn;
„und bereicherte sich, indem er Verse
„machte.„

Benserade und Voitüre theilten mit einander die Bewunderung des Publicums. Sie hatten beyde die größten Enthusiasten auf ihrer Seite. Einige hielten mehr vom Benserade, die andern mehr vom Voitüre. Da war keine witzige Gesellschaft, wo man nicht hunderterley Vergleichungen zwischen ihnen anstellte. Das geringste kleine Gedichtchen von ihnen erregte allemal einen bürgerlichen Krieg unter den Schriftstellern. Mitten unter diesen Streitigkeiten kamen die beyden berühmten Sonnets Urania und Hiob zum Vorschein.

Voitüre war der Verfasser vom ersten und Benserade vom andern. Alles war auf dem Parnaß in Bewegung; alles war wider einander. Der Hof und die Stadt waren ebenfalls getheilt. Ein Theil war für die Urania, der andere für den Hiob. Daher entstanden die Namen der Uranisten und der Jobelins. Man konnte sie mit den Factionen der Guelphen und Gibelinen, der rothen und weißen Rose vergleichen. Man that auf allen Seiten große Wetten; man wählte sich Namen und Devisen, die sich zu der Parthey schickten, die man ergriffen hatte.

hatte. Die Uranisten wußten nichts prächtigers als dieses Sonnet:

„Die Liebe zu Uranien raubt mir das Le„ben; weder Entfernung noch Zeit sind ei„ne Linderung meiner Quaal, und ich finde „nichts mehr, was mich retten, und mir „meine verlohrne Freyheit wieder verschaf„fen könnte.

„Ich erfahre schon seit langer Zeit ihre „Strenge: Wenn ich aber an die Schön„heiten gedenke, die mir das Leben kosten, „so segne ich meinen Märtyrerstand, und „zufrieden über meinen Tod, unterstehe ich „mich nicht über ihre Tyranney zu murren.

„Mit schwacher Stimme spricht zwar „bisweilen die Vernunft zu mir, ermuntert „mich zum Aufruhre, und verspricht mir ih„ren Beystand: Aber wenn ich mich ihrer „Hülfe bedienen will,

„So sagt sie mir, nach langer Quaal und „vielen vergeblichen Bemühungen, daß Ura„nia allein schön und liebenswürdig sey, „und zieht mich stärker in meine vorige „Sclaverey, als alle meine Sinne.„

Die Antiuranisten oder Jobelins zogen das Sonnet auf den Hiob diesem auf Uranien vor.

„Hiob, von tausend Martern ergriffen, „wird euch mit seinem Schmerze bekannt

 „machen:

„machen: Aber mit Recht besorgt er, daß „ihr davon nicht gerührt werden möchtet.

„Ihr werdet sein Elend unverstellt se„hen: er hat sich hier selbst abgemalt. „Gewöhnt euch, einen Menschen zu sehen, „welcher leidet und klagt.

„Ob er gleich die größten Quaalen leidet, „so giebt es doch Leidende, deren Geduld „weiter geht als die seinige gieng.

„Er litt unglaubliche Schmerzen; er „beklagte sich darüber, er sprach davon. „Ich kenne aber Leidende die weit elender „sind.„

Die Marquise von Montausier und von Sable, die Herzoginn von Longueville waren Uranisten. Der Prinz von Conti ihr Bruder, war ein Jobelin. Die andern, welche theils dem Prinzen, theils der Prinzessinn gefallen wollten, waren entweder für das eine oder das andre Sonnet. Sarrasin und Balzac traten auf die Seite der Frau von Longueville. Balzac ward erst nach einiger Zeit gewahr, daß man dem Sonnet des Benserade wirklich den Vorzug gab. „Das „Sonnet auf Uranien, sagt er, ward von dem Ta„ge seiner Geburth an für schön gehalten. Ich „rede davon als die Hebamme dieses schönen Kin„des, die es zur Welt hat bringen helfen. Ura„nie wäre ohne mich nicht zur Welt gekommen, „und ich trug es so gleich, da es noch ganz warm „war, zu unserm guten Malherbe.„ Nachdem

nun

nun Balzac gesagt hat, daß Malherbe darüber eifersüchtig geworden sey, so fährt er fort: „Ich „nahm mich der Ehre meines Freundes sehr eifrig „an; ich lobte ohne Vorbehalt, ohne Ausnahme, „das neugebohrne Kind; es gefiel mir vom Kopf „bis auf die Füße . . . Seit dieser Zeit hatte „ich meine Meynung nicht geändert: als aber der „Hof darüber in Bewegung gerieth, und ich es „nun durch die Brille meines Alters, auf die ich „mich vielleicht eben so sehr verlassen kann, als „auf meine ehemals hellen Augen, betrachtet ha„be, so gestehe ich, daß meine Liebe nicht mehr so „heftig ist. Ich finde das Sonnet noch schön, „aber so schön nicht mehr als zuvor.„

Es würde allen Uranisten zur Ehre gereichen, wenn sie ihr Vorurtheil, so wie Balzac, hätten fahren lassen. Sie blieben aber auf ihrer Meynung, und Benserade ward mit Satyren von ihnen überschwemmt. Man griff mehr seine Person, als sein Sonnet an. Man wollte ihn lächerlich machen, weil er in einer eigenen Kutsche fuhr, gerne schmauste, und mehrentheils mit vornehmen Männern und Prinzen umgieng. Man parodirte seine Verse. Man spottete über ihn, nicht ohne Ursache, wegen der Grabschrift, die er auf den Cardinal Richelieu, seinen Wohlthäter, gemacht hatte:

„Hier liegt, hier liegt, das Gott erbarm!
„der Cardinal Richelieu; und, was mich
„fast zur Verzweiflung bringt, meine Pen-
„sion mit ihm.„

Die Parthey des Prinzen von Conti war bescheidener als die Parthey seiner Schwester. Es kamen nur die drey Verse zum Vorschein, die wider die Prinzessinn selbst sind, da sie gar nicht nachließ das Sonnet auf den Hiob herunter zu machen:

„Das Schicksal Hiobs ist sehr sonder„bar: ohne Unterlaß wird er verfolgt, bald „von einem Teufel und bald von einem „Engel.„

Die Jobelins hielten den Ausgang des Sonnets für den glücklichsten Gedanken. Die ersten Verse schienen ihnen ein wenig nachläßig, obgleich sehr artig; aber die leztern hielten sie für ganz vollkommen. Sie sahen indeß nicht, wie lächerlich es sey einen verliebten Menschen mit einem Aussätzigen zu vergleichen. Was für eine Aehnlichkeit zwischen einer so abscheulichen Krankheit und der Quaal eines Liebhabers? Benserade machte dieses Sonnet, als er einer Dame eine Umschreibung der neun Lectionen des Hiobs schickte.

Der Prinz von Conti that endlich den Ausspruch über die beyden Sonnets. Ohne es ferner mit einer Parthey zu halten, nahm er iezt das Amt eines Richters auf sich, und urtheilte so:

„Das eine ist erhabner und vollkomm„ner; ich möchte aber lieber das andre ge„macht haben.„

Das

Das erste ist das Sonnet des Voiture. Das Publicum gab dieser Entscheidung seinen Beyfall. Das Sonnet auf den Hiob, ist, seiner Fehler ungeachtet, dennoch mehr geschätzt worden. Die Jobelins waren für Freuden außer sich, daß sie diesen Sieg davon trugen, und die Uranisten funden in den Ausdrücken des Urtheils genug, womit sie sich trösten konnten.

Benserade, aufs neue nach Ehre begierig, wollte die Verwandelungen des Ovidius in Rondeaux bringen; seine Unternehmung aber wollte ihm nicht gelingen. So viel Mühe sich auch seine Freunde und Patrone gaben, so konnten sie doch nicht sein Werk erträglich machen. Der König gab zehn tausend Livres her, daß es mit schönen Kupferstichen gedruckt werden konnte. Als der Autor ein Exemplar davon einem seiner Freunde schickte, und ihn um seine Meynung darüber bat, besann sich dieser Freund nicht lange, sondern schickte ihm ein Rondeau zur Antwort, das sich so endigt:

„Ein Buch voll solcher Rondeaux will „vielen Leuten nicht gefallen. Ich zwar „finde es sehr schön: schön Papier, schön „vergoldet, schöne Kupferstiche, schöne „Buchstaben; nur die Verse ausgenommen, welche man den la Fontaine sollte „machen lassen.„

Benserade kam sehr kläglich ums Leben. Ein Wundarzt, der ihm zur Ader ließ, traf die Pulsader,

aber, und dieser Schriftsteller starb daran den 19 October 1691, in einem Alter von acht und siebzig Jahren.

Voiture war im Jahr 1648 gestorben, und nur funfzig Jahre alt geworden. Seine Grabschrift, die Menagius verfertigt hat, ist berühmt:

> Etruscæ veneres, Camœnæ Iberæ,
> Hermes Gallicus, & latina Syren,
> Risus, Deliciæ, dicacitates,
> Lusus, ingenium, joci, lepores,
> Et quidquid fuit elegantiarum,
> Quo Vecturius hoc jacent sepulcro.

Girac und Costar.

Die Werke des Voiture, die nach seinem Tode gedruckt wurden, waren eine neue Gelegenheit zum Kriege. Alles eilte sie zu kaufen und zu lesen. Sie waren das gewöhnliche Gespräch der gelehrten und artigen Welt. Man fällte davon ein mehr oder weniger günstiges Urtheil, ein ieder nach seinem Geschmacke: aber überhaupt gefielen sie allen. Man stellte sich nicht vor, daß die leichte und galante Art zu schreiben dieses Verfassers

fassers ie könnte übertroffen werden, und wie weit steht er gleichwohl unter einem Hamilton, Chaulieu und Lafare! Girac, ein Schriftsteller von der mittlern Classe, der in Sprachen, in der Geschichte, und in den Alterthümern erfahren war, hatte ein so richtiges Gefühl, daß er merkte, wie man sich betröge, und den guten Geschmack verfehlte. Er wollte das Licht seyn, das seine Zeitverwandten erleuchten, und die Blendwerke aus ihren Augen vertreiben sollte, indem er den Voiture nach seinem wahren Werthe untersuchte, und eine Critik über seine Werke schrieb. Sie war in lateinischer Sprache; der Autor sagte darinne seine Meynung frey, und spottete über den Beyfall, den man dem kostbaren Tone und der schlechten Art zu scherzen gegeben hatte. Er prophezeyte, daß Voiture aus der Mode kommen, und mit der Zeit niemanden mehr belustigen würde, als die jungen Leute in den Provinzen.

Diese Critik war vernünftiger, als man sie von seiner Zeit erwarten konnte. Sie gieng im Manuscripte herum, und Balzac war im Verdacht, daß er die Anlage darzu gemacht habe. Der Ruhm des Voiture fieng ihm an Sorge zu machen; und Girac war außerdem sein Landsmann und guter Freund. Balzac war einer von den ersten, denen diese Critik zu Gesichte kam; er schickte sie an andere herum, und unter andern auch an den Costar.

Dieser letzte, der ganz für den Voiture eingenommen war, und nichts seiner Prose und seinen

Versen ähnliches wußte, der außerdem sich noch mit besondern Verbindungen rühmte, in welchen er mit ihm gestanden hatte, und zeigen wollte, wie würdig er derselben sey, ob er gleich noch mit nichts öffentlich erschienen war, Costar widerlegte diese Critik, und schickte seine Widerlegung ebenfalls an den Balzac. Es war in dieser **Vertheidigung des Voitüre** viel Hitze und einige lustige Einfälle.

Nie ist eine Vertheidigungsschrift vom Publico so wohl aufgenommen worden. Das Andenken des Voitüre lebte noch in verschiedenen seiner Freunde und Beschützer. Diese sahen es gern, daß seine beleidigte Asche gerochen ward; besonders war einigen Hofleuten daran gelegen, daß der Ruhm des Voitüre sich erhielte. Sie verschafften dem Costar eine Besoldung von fünf hundert Thalern, um ihn wegen seines Werks zu belohnen. Costar, der für Freuden außer sich war, wünschte sich Glück darzu, daß er den Girac widerlegt hatte, ließ sich bey ihm bedanken, daß er ihm den Weg zum Glücke und zum Ruhme geöfnet habe, und gestund, daß er seinem Widersacher mehr Verbindlichkeit schuldig sey, als allen seinen Freunden.

Schriftsteller belohnen, die sich mit einander streiten, ist das Mittel, ihre Anzahl zu vermehren, und die ganze gelehrte Republik an einander zu hetzen. Girac ergriff geschwind die Feder; und um mehr Leser zu haben, schrieb er iezt nicht in lateinischer, sondern in französischer Sprache. Die

Be-

Begierde, sich seines Orts auch berühmt zu machen, die Frauenzimmer, und was man sonst gute Gesellschaft nennt, auf seine Seite zu ziehen, erhitzte seine Einbildungskraft. Er zeigte in seiner Antwort mehr Richtigkeit und Lebhaftigkeit, als man noch in einem seiner Werke gesehen hatte. Dem ohngeachtet war diese Antwort noch lange kein Meisterstück, wie er sich einbildete. Er vergrub einige vernünftige Anmerkungen unter einen Haufen müßiger Worte. Er erhielt also auch weder eine Belohnung vom Hofe, noch den Beyfall des Publicums.

Costar, durch eine gütige Aufnahme, durch die Beschützung verschiedener Großen, und durch die Ehre, in einem alten Freunde einen schönen Geist zu vertheidigen, aufgemuntert, machte sich seine Vorzüge zu Nutze, und antwortete geschwind wieder. Da er das Recht auf seiner Seite zu haben glaubte, so fieng er an den Beyfall zu mißbrauchen, und setzte bey seiner Gegenantwort allen Wohlstand und alle nöthige Bescheidenheit aus den Augen. Seine Schrift war in zween Theile getheilt, von denen der eine seine eigene Vertheidigung enthält, der andere aber eine Fortsetzung der Vertheidigung des Voiture ist.

Die Vertheidigung der Person des Costars ist, wie man vielleicht vermuthen wird, eine Satyre auf den Girac. Costar redet mit ihm auf die beleidigendste und lächerlichste Art, indem er ihm sagt, „wie er ihn mit der Zunge und der Fe„der verfolgen, und die Gewohnheit jener alten

„Zei-

„Zeiten wieder erneuern wolle, da die jungen vor„nehmen Römer ganze Tage lang auf den Gassen „herum giengen, und unter ihren Kleidern lange „Peitschen versteckt trugen,. womit sie die Unver„schämtheit derer züchtigten, denen der Poet Lu„cilius nicht gefiel, wenn diese das Unglück hat„ten, ihnen auf der Straße zu begegnen.„ Er droht ihm mit einem gewissen Hauptmanne, der ein witziger Kopf, aber dabey sehr brutal war, und seine Compagnie in das Dorf der Verächter des Voiture einquartierte. Fürchte, sagt Costar zu ihm, daß dieser Hauptmann nicht auf Execution zu dir kommt. Es sind kaum zwey Jahre, als er dein Dorf plündern wollte. Erinnere dich, was er dir insgeheim sagte: **In Betrachtung des Herrn Marquis von Montausier will ich meine Compagnie nicht zu euch kommen lassen; aber mit der Bedingung, daß ihr künftig nichts mehr wider den Voiture schreibt.** „Ist das nicht eine feine Art, „die Ketzer in den Werken des Witzes zu bekeh„ren! ruft Bayle darbey aus. Ist das nicht „beynahe die französische Dragonade? Die An„verwandten und Freunde des Voiture hätten „ihn gern zum Pabst des Witzes, und zur unfehl„baren Regel der Orthodoxie, in Sachen, die hie„her gehören, gemacht. Sie hätten sich begnü„gen können, daß die, die einem solchen Pabste „das Privilegium der Infallibilität streitig machen „wollten, vom Parnaß ausgeschlossen wurden: aber „sie droheten auch noch mit Soldateneinquartie„rung.„

Der

Der Ausfall auf den Girac war kaum geschehen, als er sich schon zu einem noch heftigern rüstete, und allenthalben das zusammen las, was er seinem Gegner schimpfliches vorwerfen, und wodurch er ihn bescheidener machen konnte.

Costar gab zum Unglück der Satyre Gelegenheit. Er war Priester, besaß einiges Ansehen in der Kirche, und lebte auf eine seinem Stande ganz entgegen gesetzte Art. Das Spiel, das Frauenzimmer und der Wein nahmen seine ganze Zeit weg. Er hatte verschiedene Abentheuer gehabt, und Girac sammelte sie alle zusammen. Sie machten den großen Band aus, den er unter dem Titel Replique heraus gab. Er fängt bey der Geburth seines Gegners an, und häuft Schimpf auf Schimpf, Aergerniß auf Aergerniß, indem er seinem Leben nachgeht. Die allergeheimsten Bubenstücke werden an den Tag gebracht. Die Art, womit er sie erzählt, ist noch schimpflicher und gröber; es ist die Sprache des Pöbels. Er nennt den Costar einen **Lügner, Unbesonnenen, Verläumder, Betrüger, Unverschämten, Ignoranten, Buben, Galgendieb.** „Was für Vortheile, ruft Gi-„rac aus, was für Ehre kann ich mir von diesem „Streite versprechen? Konnte ich wohl einen „verächtlichern Feind, so wohl in Ansehung seiner „Geburth, als seiner Sitten und seiner Geschick-„lichkeit haben? Ich habe bisher nicht ge-„wußt, daß er der Sohn eines armen Hutma-„chers und einer Wäscherinn ist. Ein Mann

„aber,

„aber, dessen Wissenschaft in Schimpfen und „Grobheiten besteht, konnte freylich keinen andern „Ursprung haben. Er hat unter den Boots- „knechten studirt. Man darf nur, wenn man ihn „kennen lernen will, ihn reden hören, oder eins „seiner Bücher aufschlagen, so wird man allent- „halben eine lebhafte Abbildung seiner Sitten fin- „den; Man wird sehen, daß nie ein Heringsweib, „oder ein Karrenschieber solche Schimpfreden oder „solche Zoten ausstoßen kann. In Ansehung „seiner Geschicklichkeit besinne ich mich nicht, ie „einen so unwissenden Schriftsteller gelesen zu ha- „ben . . . . Was für einen Vortheil kann ich „demnach erwarten, wenn ich mich mit einem so „schlechten Manne streite, wenn ich mich mit ei- „nem Heringsweibe einlasse, und jenem Ctesiphon „beym Plutarch nachahme, der wie ein Maulesel „mit dem Fuße stieß. Ich machte mir einigen „Scrupel, auf die Beleidigungen eines Feindes zu „antworten, dessen Character ehrwürdig war. „Da er aber seiner Würde gar nicht gemäß lebt, „so verdient er auch nicht geschont zu werden. „Ich habe mit keinem Priester, mit keinem Ar- „chidiaconus zu thun, sondern mit einem Possen- „reisser, mit einem elenden Pedanten, der vom „niedrigsten Pöbel herstammt, und der bis an die „Ohren mit dem Staube und Kothe der Schule „besudelt, zu geistlichen Pfründen, ich weiß nicht „durch was für Mittel, gekommen ist, die ihn aus „dem Elende heraus gerissen haben, in welches „ihn seine Geburth gestürzt hatte.„

Diese abscheuliche Replik war schon unter der Presse. Sie ward dem Costar Bogenweise zugeschickt. Sie that so viel Eindruck auf ihn, daß er sich bey der Obrigkeit darüber beschwerte, und um die Unterdrückung derselben anhielt. Der Civillieutenant gab dem Ansuchen des Costar Gehör. Nach einer kurzen Untersuchung befahl er beyden Schriftstellern, deren Streitigkeit so lange die Stadt und die Provinzen belustigt hatte, daß sie nicht mehr gegen einander schreiben sollten. Girac schickte hierauf seine Replik nach Holland, wo sie zu Leyden gedruckt ward.

Bayle findet etwas sehr sonderbares darinne, daß Costar einen Criminalproceß gegen einen Gelehrten anfangen wollte, der sich seiner Waffen bediente. Es ist eben so, sagt er, als wenn ein Edelmann, der in einer Ehrensache den Degen brauchen soll, zum Richter laufen wollte.

Der Abt d'Aubignac mit dem Menagius, Peter Corneille, Mademoiselle de Scuderi und Richelet.

Franz Hedelin, Abt von Aubignac und Meimac, war ein Pariser. Er war anfänglich ein

ein Advocat. Die Hofnung, sein Glück geschwinder zu machen, bewog ihn, den geistlichen Stand zu ergreifen. Seine Geschicklichkeit ward dem Cardinal Richelieu bekannt, der ihm die Erziehung seines Nefen, des Herzogs von Fronsac auftrug. Dieser Cardinal, dessen große Seele ein Vergnügen darinne fand, wenn er die, die sich an ihn wandten, glücklich machen konnte, vergaß den Abt d'Aubignac auch nicht, der ihm fleißig die Aufwartung machte, und sich bey seinem Untergebenen Liebe und Achtung erwarb. Er ward in kurzer Zeit mit zwo Abteyen versehen, und nahm den Namen von der Abtey Aubignac an, die in der Diöces Bourges lag. Der junge Herzog hatte kaum das Alter von fünf und zwanzig Jahren erreicht, als er so gleich die erste freye Handlung diese seyn ließ, daß er seinem Lehrer eine Besoldung von vier tausend Livres, von allen seinen Gütern zu erheben, aussetzte. Diese Gnadenbezeugungen eines großen Ministers, und die eignen Verdienste des d'Aubignac, öffneten ihm den Eintritt in die besten Häuser zu Paris. Er spielte eine ansehnliche Rolle in der Welt, und besonders in der gelehrten Welt. Es ist keine Art von Wissenschaft auf die er sich nicht einließ. Bald war er ein Grammatikus, bald ein Humanist, bald ein Poet, ein Antiquarius, ein Prediger, ein Romanschreiber. Er hatte einen feurigen Witz, aber einen noch feurigern Character. Wehe dem, der nicht seiner Meynung war, und die Gesetze nicht annehmen wollte, die er auf dem Par-

nassus

nassus vorschrieb. Der Abt d'Aubignac glaubte derjenige zu seyn, der daselbst allein zu befehlen hätte. Nie ist ein Gelehrter hochmüthiger, auf eine lächerlichere Art eitel, und im Umgange unerträglicher gewesen, als er.

Er überwarf sich zuerst mit dem Menagius. Der Streit kam über den Terentius her, diesen Comödienschreiber von so gutem Geschmack, den glücklichen Nachahmer des Menanders, der den Plautus, wenigstens in der Genauigkeit der Charactere, in der wahren Schilderung der Sitten, und im angenehmen der Sprache, übertrifft. Die Sprache des Terentius ist überall rein, zierlich; und so wie man sie von einem Manne, der Lebensart besitzt, erwarten kann. Cicero sagt daher, daß alle römische Artigkeit bey diesem Schriftsteller anzutreffen sey. Als der Abt d'Aubignac und Menagius in dem Garten zu Luxemburg mit einander die einzelnen Schönheiten des Terentius untersucht hatten, kamen sie auch auf den Zusammenhang seiner Stücken zu reden. Sie stritten sich mit vieler Lebhaftigkeit über das Stück herum, welches den Regeln des Theaters am gemässesten sey.

Der Abt d'Aubignac fand sich zu dieser Untersuchung besonders geschickt. Dem Cardinal Richelieu zu gefallen, als welcher eine besondere Neigung zum Theater hatte, war er im Untersuchen der Regeln der theatralischen Dichtkunst besonders fleißig gewesen. Menagius hingegen verstand nicht viel davon. Seine Kenntniß gieng

mehr auf kleinere Gedichte in italienischer und französischer Sprache, auf Elegien, Briefe und Sinngedichte.

Aus Begierde, für einen Kenner in allen gehalten zu werden, behauptete er, daß die **Hecyra** das beste Stück im Terentius sey. D'Aubignac widersprach, und Menagius vertheidigte seine Meynung. Der Streit ward hitzig, sie giengen aus einander, und Menagius las zu Hause den ganzen Terentius noch einmal durch. Nachdem er die Schönheiten und die Fehler eines ieden Stücks untersucht hatte, fand er, daß der **Heavtontimorumenos** gar nicht nach den Regeln des Theaters war. Das bestätigte ihn noch mehr in seiner Meynung. Er vergaß indessen die **Hecyra**, und lief, stolz auf seine neue Entdeckung, sogleich zum Abt d'Aubignac, um sie ihm bekannt zu machen.

Der Abt hielt den Terentius für vollkommen in allen Stücken, und in keiner seiner Comödien sollte etwas im Plane und in der Anordnung versehen seyn. Er gab eine Abhandlung unter dem Titel heraus: **Der gerettete Terentius, oder Abhandlung über die dritte Comödie des Terentius, an Herrn Menage gerichtet.** Diese Abhandlung that ihre Wirkung, und war dem sehr empfindlich, der darzu Gelegenheit gegeben hatte. Menagius zeigte seine Empfindlichkeit in einer Antwort an den Abt d'Aubignac, der es nicht für thulich erachtete, seinem Gegner weiter zu antworten. Man glaubte der Streit

wäre

wäre zu Ende; aber er ward bald noch heftiger.

Menagius gab im Jahr 1652 seine gesammten Werke heraus, und setzte die Antwort auf die Abhandlung des d'Aubignac mit unter dieselben. Der Abt fand sich dadurch äußerst beleidigt, und fieng vom neuen an, Rache an dem Herausgeber, der ihn beleidigt hatte, zu suchen, und seine Schriften zu tadeln. Der Haß hatte so viel Theil an dieser Critik, daß verschiedene seiner Freunde, die sie zu sehen bekamen ehe sie gedruckt ward, ihm riethen, einige Stellen auszulassen, die ihm selbst nicht Ehre bringen könnten. Er willigte darein, aber mit der Bedingung, daß Menagius aus seiner Antwort ebenfalls die Persönlichkeiten auslassen sollte, womit sie erfüllt war. Man redete hierauf dem Menagius zu, daß er den Friedensvorschlägen Gehör geben, und kein Merkmaal der Rache in seinen Werken sollte stehen lassen. Aber vergebens; er wollte nichts weglassen: quod scripsi, scripsi, **was geschrieben ist, das ist geschrieben!** rief er aus. Das Werk des d'Aubignac ward also ohne Veränderung gedruckt. Er ließ es mit seiner ersten Abhandlung über den Terentius zugleich drucken, und gab beydes unter dem Titel heraus: **Der gerettete Terentius, oder zwo Abhandlungen über die dritte Comödie des Terentius, Heavtontimorumenos genannt, wider die irrigen Meynungen des Parlamentsadvocaten Gilles Menagius.**

Man erwartete vom Menagius nichts anders, als daß er sich tapfer wehren, und mit der größten Hefftigkeit antworten würde. Aber sein Feuer verlöschte gänzlich. Das Gewissen fieng ihm an zu schlagen. Er sagte, daß er geschworen habe, nie eine Streitschrift ferner zu schreiben oder zu lesen; daß er sein Wort halten müsse, ob gleich die berühmtesten Casuisten der Sorbonne und in dem J suitercollegio seine Bedenklichkeit für übertrieben ausgaben. Diese Veränderung der Sprache, diese so unvermuthete Bescheidenheit ward von allen übel ausgelegt. Man spottete über ihn, daß er so scheinheilig that, und gleichwohl das Frauenzimmer noch sehr lieb hatte. Er machte der Frau de la Fayette und der Sevigne fleißig seine Aufwartung. Besonders liebte er die Frau de la Fayette, als sie noch Mademoiselle de la Vergne hieß. Er hat sie unter dem Namen **Laverna** besungen. Die Zweydeutigkeit dieses Namens, da Laverna im Lateinischen die Göttinn der Diebe bedeutet, gab zu einem Sinngedichte a) Gelegenheit, in welchem zugleich dem Menagius der bekannte Vorwurf gemacht wird, daß er seine Verse aus andern Dichtern zusammen schmiere.

Der

a) Man findet dieses Sinngedicht im zweyten Theil der Anecdoten. S. 40. In der Anecdote No. II. ist ein Druckfehler, und anstatt Mademoiselle de la **Vergun** lese man de la **Vergne**.

Der tödtliche Haß, den d'Aubignac und Menagius gegen einander hegten, kam nicht so wohl von der Liebe zur Wahrheit, und von der großen Einsicht her, die sie in die Regeln des Theaters hatten, als vielmehr von ihrer gegenseitigen Eifersucht. Jeder wollte seine Urtheile für Orakelsprüche gehalten wissen. Ihr Haus war der Sammelplatz der meisten Gelehrten. Es wurden alle Wochen, so bey dem einen wie bey dem andern, Zusammenkünfte angestellt, wo man sich von gelehrten Dingen mit einander besprach. Die eine Gesellschaft, die bey dem Abt d'Aubignac zusammen kam, führte seinen Namen, und die andere nannte sich die **merkurialische Gesellschaft.** a)

Menagius war in gewissen Stücken dem Vaugelas und dem Bouhours ähnlich. Seine **Bittschrift der Wörterbücher** war Ursache, daß er nicht in die französische Akademie aufgenommen

a) Es werden in Frankreich noch häufig solche Gesellschaften gehalten. So nützlich sie ehemals waren, so sehr können sie es noch seyn, wenn sie nicht zu häufig entstehen, und nur in großen Städten anzutreffen sind. Aber man findet sie ietzt überall, selbst in den Marktflecken. Nichts ist lächerlicher und den Wissenschaften nachtheiliger, als solche Gesellschaften in den Provinzen, welche anstatt gelehrte Leute hervor zu bringen, nur Müßiggänger und Mitglieder machen, die dem Staate zur Last sind. Man sollte mit dem Namen und den Privilegien einer Akademie nicht so verschwenderisch umgehen.

ward. Er war ein Mitglied der Akademie della Crusca. Dieser Schriftsteller starb im Jahr 1692 in einem Alter von 78 Jahren. Die Anhänger des d'Aubignac verfolgten ihn bis ins Grab. Hier sollte er noch für alle Fehler wider die gesunde Vernunft und den guten Geschmack, die sich in seinen Werken finden, büßen. Der berühmte la Monnoye sollte sich darzu brauchen lassen; er antwortete aber:

„Wir wollen den Herrn Menage immer „ruhen lassen; er war ein gar zu guter „Mann, als daß man nicht sein Freund „seyn sollte. Man lasse ihn ruhen, da ihn „iezt die Reihe trifft, ihn, dessen Verse „und dessen Prosa uns so oft eingeschläfert „haben.„

Den zweyten Streit hatte d'Aubignac mit dem großen Corneille, mit diesem unsterblichen Manne, dessen Name allein schon Ehrfurcht einflößt, und eine feste Mauer gegen alle Pfeile der Satyre seyn sollte. Der Streit kam daher, daß Corneille in seinen drey Abhandlungen über die dramatische Dichtkunst die Pratique du theatre nicht angeführt hatte.

Man weiß, daß die Pratique du theatre das beste Werk vom Abt d'Aubignac ist. Von gewissen Materien, die er darinne gründlich abhandelt, hatte vor ihm niemand noch etwas erwähnt. Die Alten hatten das Theater nur überhaupt betrachtet; sie hatten sich aber nicht zu einzelnen

Din-

Dingen herab gelassen, die man doch nothwendig wissen muß, wenn man diese gefährliche Bahn betreten will. Man hatte das dramatische Gedicht nur mit flüchtigem Blicke angesehen; man hatte seinen Ursprung, seine Definition, seine verschiedenen Arten untersucht; man hatte Regeln der Einheit festgesetzt; man hatte sich auch auf die Anwendung der Sitten und Sentimens, so wie auf verschiedene andere Puncte der Theorie des Theaters eingelassen. Man hatte aber dagegen nichts von der Kunst die Auflösung des Knotens vorzubereiten, und wie man Zeiten und Oerter mit einander vereinigen solle, gesagt; man hatte den Zusammenhang der Handlung, die Verbindung der Scenen unter einander, die Ruhepuncte der Handlung, und noch viel andere besondere Dinge, die zur Vollkommenheit eines dramatischen Stücks, und zur Ausführung desselben beytragen, und die der Abt d'Aubignac das practische des Theaters nennt, unberührt gelassen.

Das Project zu diesem Buche war schön. Der Verfasser hatte die Ehre des französischen Theaters, die Hofnung jungen Dichtern nützlich zu seyn, und die Talente zur dramatischen Dichtkunst zu erwecken, zur Absicht. Diese große Absicht konnte nicht besser erreicht werden, als wenn er die Meister in dieser Kunst zu Rathe zog. D'Aubignac wandte sich also an den Corneille. Sie sprachen einander oft, und untersuchten mit einander das Trauerspiel. Corneille, so sehr er auf dem französischen Schauplatze den Gesetzgeber

vorstellte, zog aus diesen Unterredungen gewisse Anmerkungen, die er in Ausübung brachte, um seinen Stücken einen Grad der Vollkommenheit zu geben, den die erstern nicht haben; und der andere hatte den Vortheil von diesen Zusammenkünften, daß er in seinem Werke über das Theater, mit mehr Einsicht in die Sache schreiben und urtheilen konnte. D'Aubignac, der mit Vergnügen sahe, daß der große Corneille seine Anmerkungen statt finden ließ, gewöhnte sich, ihn als seinen Schüler zu betrachten, ermunterte und führte ihn fleißig in seiner Pratique du theatre an.

D'Aubignac glaubte, daß diese dem Corneille erwiesene Achtung von seiner Seite gleiche Achtung verdienen werde, und daß Corneille ihn wieder in seinen Schriften anführen werde. Aber Corneille hielt es nicht für nöthig ihm diese Ehre zu erweisen. Er war von Natur stolz und zur Unabhängigkeit geneigt, und wollte nicht den geringsten Theil seines Ruhms einem andern zu danken haben. Er sagt also, entweder aus Vergessenheit oder mit Fleiß, in der Untersuchung seiner Stücke, nicht ein Wort vom d'Aubignac. Dieses Stillschweigen war das Zeichen zu einem Bruche, und die Gelegenheit zu allerhand Sinngedichten.

Der große Corneille machte einige, die eben nicht zu seinem Ruhme gereichen. Zum Glück für ihn wurden sie nicht gedruckt. Er sahe bald ein, daß das sicherste Mittel, sich an seinen Feinden zu rächen, sey, wenn man sie verachtet, und

dem Strome ihres Hasses freyen Lauf läßt. D'Aubignac nahm seinen Haß mit ins Grab.

Er gieng seine Pratique du theatre noch einmal durch, und strich alle Stellen aus, die ein Lob auf eine der größten Zierden Frankreichs enthielten. Er schrieb so gar Critiken über die meisten Stücke des Corneille. Sophonisbe und Sertorius wurden weit unter die schlechtesten Stücke des Theaters gesetzt. Da diese beyden Trauerspiele Vertheidiger fanden, so verdoppelte der Abt seinen Eifer. Er gab eine Antwort gegen sie heraus, welche die abscheulichsten Beleidigungen gegen die beyden Corneille enthält. Der Abt Goujet hat sie nicht mögen mit unter die Werke des d'Aubignac setzen, „um, wie er sagt, Pasquillen „nicht ein neues Leben zu geben.„

Die Rache des Corneille, die süßeste Rache für einen Autor, war, daß er die Werke seines Gegners durchgängig verachtet sahe. Nie hat ein Stück methodischer zum Gähnen bewegt, als die Zenobia, ein Trauerspiel in Prosa, und nach allen Regeln der Pratique du theatre verfertigt. Diese traurige Erfahrung konnte den Abt d'Aubignac lehren, daß auf das Genie alles ankomme, und daß ohne dasselbe die besten Regeln zu nichts taugen; er konnte einsehen, daß er zu der Kunst, die Leidenschaften in Bewegung zu setzen, eben so wenig eingeweihet sey, als es ein ungeschickter Handlanger zu den Geheimnissen der Baukunst ist. Der Prinz von Conde sagte: „Ich lobe den d'Au„bignac, daß er den Regeln des Aristoteles so ge-

„nau gefolgt ist; aber ich vergebe es dem Aristo„teles nicht, daß er mit seinen Regeln den Abt „d'Aubignac ein so elendes Trauerspiel verferti„gen läßt.„

Außer dem Menagius und Corneille, fand noch die Mademoiselle Scuderi einen unbarmherzigen Tadler an diesem Abte.

Dieses Frauenzimmer war aus Provence gebürtig. Ihr Ruhm war größer als ihre Verdienste. Alles gab Gelegenheit von ihr zu sprechen: die Vorzüge ihres Geistes; ihr garstiges Gesicht; die große Liebe zum Studiren, da sie ein Frauenzimmer war; ihre Freundschaft mit einem witzigen Kopfe, a) der eben so heßlich war, als sie. Sie legte sich besonders auf das Romanschreiben; aber sie erfand eine ganz neue Art derselben. Die Romane des Gomberville, des Calprenede, des Desmarets und anderer waren nicht nach ihrem Geschmacke, ob sie gleich damals so berühmt waren, als sie iezt ekelhaft sind. Ueberzeugt, daß die Romane nichts als epische Gedichte in Prosa sind, ließ sie sich einfallen, dergleichen zu verfertigen, die unter erdichteten Namen wahrhafte Geschichte enthielten. Ihr **Artamenes** oder der **große Cyrus**, und besonders ihre **Clelia**, sind nichts als eine Erzählung dessen, was

a) Pelisson, den Despreaux heßlicher als einen Affen und als einen Teufel nennt. Man kann darüber in den Anecdoten Th. II. unter dem Namen Scuderi und Pelisson verschiedenes nachlesen.

was sich am französischen Hofe zugetragen hat. Die Charte von dem Lande der Zärtlichkeit in der Clelia, ward für eine sinnreiche Erfindung gehalten. Diese Charte ist eine Allegorie, wodurch die verschiedenen Arten der Zärtlichkeit, die sich auf Hochachtung, Erkenntlichkeit und Neigung beziehen, angedeutet werden. Es werden daher drey Flüsse auf derselben vorgestellt, die diese drey Namen führen, und an welchen drey Städte liegen, die mit dem Namen **Zärtlich** benennet werden: **Zärtlich** an der (in der) **Liebe**, **zärtlich** an der **Hochachtung**, und **zärtlich** an der **Erkenntlichkeit**. **Kleine=Sorge** ist ein ziemlich anmuthiges Dorf. Mademoiselle de Scuderi that sich auf die Erfindung so artiger Sachen sehr viel zu gute; sie würde sehr unwillig geworden seyn, wenn iemand ihre Ehre mit ihr hätte theilen wollen. Ein Werk vom Abt d'Aubignac, unter dem Titel: **Zeitgeschichte, oder Nachricht von dem Königreiche Coquetterie, aus der letzten Reise der Holländer nach Ostindien zusammen gezogen**, machte sie daher sehr unruhig, als es heraus kam.

Sie glaubte, daß man sie bestohlen habe, und daß man sie um die Ehre ihrer Charte bringen wollte. Die **Nachricht von dem Königreiche Coquetterie** fiel ihr aus den Händen, als sie dieselbe las. Sie schrie, daß man sie ausgeschrieben, daß man sie bestohlen habe; sie erfüllte alles mit ihrem Geschrey; sie zog auf den galanten Geographen los, der die Beschreibung der

Oerter

Oerter und Sitten eines Landes, das sie besser als iemand zu kennen vorgab, nur nach ihrem Muster eingerichtet hatte. Dem Abt d' Aubignac kam ihr Geschrey bald zu Ohren. Er vertheidigte sich gegen den Vorwurf des Ausschreibens in einem Briefe des Arist an den Cleanthes, in welchem er behauptete, daß er dem Verfasser der Clelia nichts abgeborgt habe. Er sagt, daß die Mademoiselle Scuderi ihm die Charte vom Lande der Zärtlichkeit gezeigt habe, als sie noch gute Freunde waren, und daß er ihr damals ebenfalls vertraut habe, daß er ehemals etwas ähnliches über eine ähnliche Materie verfertigt habe; daß ihn aber sein geistlicher Stand verhindere, diese Kleinigkeit sehen zu lassen. Aubignac mag sich aber entschuldigen wie er will, so ist es doch gewiß, daß sein **Königreich Coquetterie** nichts anders als die Entwickelung der Charte vom Lande der **Zärtlichkeit** ist. Man erstaunte, einen so gesetzten Schriftsteller die ernsthaftesten Materien verlassen, und sich auf Galanterie und solche Tändeleyen einlassen zu sehen.

D' Aubignac bekräftigte seine Rechtfertigung mit Schimpfreden. Die Sache fieng schon an Ernst zu werden, als Mademoiselle Scuderi einen andern Ton annahm. Sie wollte lieber ihren Verdruß heimlich verschmerzen, als sich öffentlichen Beleidigungen aussetzen. Man kann dieses berühmte Frauenzimmer unter die vornehmsten Romanschreiber zählen. Sie machte auch artige Verse, und trug den ersten Preiß der Be-

redsam-

redsamkeit, der von der französischen Akademie gegeben ward, davon. Sie hat ihr Leben bis auf fünf und neunzig Jahre gebracht, und vom Hofe viel Gnadenbezeugungen genossen. Sie war ein Mitglied von allen Akademien, wo sie nicht durch ihr Geschlecht ausgeschlossen ward; die größten Geister in Europa erwiesen ihr Achtung, und standen mit ihr in Briefwechsel. Man erzählt eine sonderbare Begebenheit, a) die ihr nebst ihrem Bruder auf einer Reise nach Provence begegnete. Der berühmte Nanteuil malte die Mademoiselle Scuderi in Pastel, und sie machte auf ihr Bildniß folgende Verse:

b) „Nanteuil hat, indem er mich malt, die „ganze Stärke seiner göttlichen Kunst ge„zeigt. Ich hasse mein Gesicht in mei„nem Spiegel, und liebe es in seinem Ge„mälde.„

Nachdem sich der Abt d'Aubignac nun lange genug mit aller Welt herum gezankt hatte, fand er endlich den rechten Mann. Er war so unvorsichtig, daß er sich mit dem Richelet, einem der bos=

a) Diese Begebenheit wird in dem zweyten Theil der Anecdoten S. 153. No. IV. erzählt.

b) Nanteuil, en faiſant mon image,
A de ſon art divin ſignalé le pouvoir.
Je hais mes traits dans mon miroir;
Je les aime dans ſon ouvrage.

boshaftesten und zanksüchtigsten Schriftsteller seiner Zeit, einließ. Richelet war anfänglich ein Advocat gewesen. Bey dieser Gelegenheit hatte er sich einen gewissen unverschämten Ton angewöhnt, den er nach der Zeit beständig redete. Er gab ein französisches Wörterbuch heraus, das aber häufig mit satyrischen Exempeln angefüllt, und daher mehr gefährlich als nützlich ist. Das, worüber sich diese beyden zänkischen Schriftsteller veruneinigten, die eine ähnliche Gemüthsneigung zuvor vereinigt hatte, war der abgeschmackte Roman: **Macarise, oder die Königinn der glücklichen Inseln, eine allegorische Geschichte, worinnen die philosophische Moral der Stoicker, unter der Decke vieler angenehmen Begebenheiten verborgen liegt.**

Der Abt d'Aubignac hatte diesen Roman zum Unterricht seines Untergebenen, des jungen Herzogs von Fronsac aufgesetzt. Aber das Werk leistet das nicht, was auf dem Titel steht. Der Verfasser geräth auf eine lächerliche Metaphysik des Herzens und der Empfindungen, da er vielmehr die Weisheit in einer angenehmen und ungekünstelten Gestalt zeigen sollte. Er wollte ein Romanschreiber vom ersten Range seyn; aber er hatte weder Geschmack noch Witz genug, um in dieser Art von Schriften glücklich zu seyn.

Unterdessen gefiel doch sein Werk einigen seiner Freunde. Man machte Verse zum Lobe des Romans, und d'Aubignac ließ sie dem Werke

vor-

vordrucken. Despreaux hatte so gar selbst einige Verse darzu gemacht. Aber zu gutem Glück, sagt er in einem seiner Briefe, kam ich mit meinem Sinngedicht zu spät, und es ward nicht mit gedruckt: Gott sey es gedankt! Richelet lobte seinen Freund, ohne viel von dem Werke zu erwähnen. D'Aubignac fand sich dadurch beleidigt. Es ist mit mittelmäßigen Lobeserhebungen wie mit Vertraulichkeiten: nur bis zur Hälfte. Es ist allemal beleidigend, wenn man mit der Sprache zurück hält. D'Aubignac beschwerte sich darüber; Richelet aber lachte, und machte ein Sinngedicht von folgendem Inhalte:

„Du thust Unrecht, wenn du dich über
„mich beschwerst; habe ich dein Werk denn
„nicht gelobt? Konnte ich wohl mehr für
„dich thun, als ein falsches Zeugniß ab-
„legen?„

Dem Character dieser beyden Schriftsteller nach, vermuthete man, daß der Streit heftig werden würde. Aber sie kannten und furchten sich vor einander, und hoben alle Feindseligkeiten auf.

Corneille

Corneille
und
der Cardinal Richelieu.

Welche Männer! welche Genies! welche Seelen! Corneille malt uns die seinige so ab:

„Ich stifte keine Partheyen, um mich be„wundern zu lassen. Ich habe wenig „Stimmen für mich; aber ich habe sie auch „nicht erbettelt. Mein Ehrgeiz geht nicht „von Haus zu Hause sie zu sammeln, um „desto mehr Geräusche zu machen. Meine „Arbeit erscheint auf dem Theater, ohne „von iemand unterstützt zu werden. Ein „ieder hat die Freyheit, sie zu loben oder zu „tadeln. Hier, ohne das meine Freunde „mit ihrem Urtheile voran gehen, erzwinge „ich bisweilen den Beyfall; dort, zufrieden „mit dem Succeß, den das Verdienst giebt, „verblende ich niemanden durch günstige „Vorurtheile. Ich vergnüge zugleich den „Bürger und den Hofmann; und meine „Verse sind überall allein meine Parthey„gänger. Durch ihre Schönheit allein „erhalten meine Stücke einen Werth; und „ich bin meinen Ruhm niemanden als mir „selbst schuldig.„

Riche-

Richelieu, mit seinen großen und ehrsüchtigen Anschlägen, mit seinem Projecte, Frankreich so wohl durch die Waffen als durch die Wissenschaften den Sieg zu verschaffen, war zu glücklich, einen verdienstvollen Mann, wie Corneille, aufstehen zu sehen. Es wäre zur Ermunterung der Talente genug gewesen, wenn der Minister diesen großen Dichter unterstützt, und ihm einige Gnadenbezeugungen erwiesen hätte. Aber Richelieu wollte selbst Schriftsteller seyn. Der Nacheiferer des Olivarez, des Buckingham, war gegen alle Verdienste in den Wissenschaften, die das seinige übertrafen, eifersüchtig. Was für Schriftsteller unterstützte er? Einen Colletet; einen Bois-Robert, seinen Hofnarren, den man den **vornehmsten französischen Liederdichter** nannte; ein Titel, den ihm heut zu Tage der Abt von Lattaignant streitig machen könnte; einen Chapelain; einen Scuderi, und so viel andere elende Schriftsteller und gedungene Bewunderer seiner schlechten Verse. Unterdessen daß der Cardinal diese vermeynten schönen Geister unterhielt, führte er einen offenbaren Krieg wider den Corneille.

Der Cid war die vornehmste Ursache dieser Verfolgung. Bisher hatte Corneille viel zu seiner besondern Ehre gethan, aber noch nichts zur Verbesserung des Theaters. So wohl auch **Melite, Clitander, die Wittwe, die Gallerie des Pallasts, das Kammermädchen, der königliche Platz,** und **Medea** waren aufge-

nommen worden, so würde doch der französische Schauplatz nie dem griechischen gleich gekommen seyn, wenn er es dabey hätte bewenden lassen. Der Cid ist die Epoche, wo unser Schauplatz den höchsten Grad des Erhabenen erreichte. In diesem Stücke hat sich der Verfasser wirklich groß gezeigt. Er ward im Jahr 1637 vorgestellt. Der Hof und die Stadt wurden nicht müde es vorstellen zu sehen. Man bewunderte die meisterlichen Scenen, wo der verliebteste Sohn seine Geliebte seinem Vater aufopfert; wo eben dieser Sohn mit seiner Geliebten zusammen kommt, welche ihre Hand dem Ueberwinder ihres Liebhabers gegeben hat. Es war damals zum Sprichwort geworden: **Das ist schön wie der Cid.** Man wußte ganze Scenen auswendig. Corneille hatte in seinem Cabinet Uebersetzungen von diesem Stück in alle europäische Sprachen, die sclavonische und türkische ausgenommen.

Ein so außerordentlicher Beyfall vermehrte nur den Verdruß des Cardinals. Fast alle seine Stücken, oder die von denen, die er beschützte, verfertigt wurden, erhielten keinen Beyfall, sie mochten vorgestellt oder gelesen werden. Seine Eifersucht ward aufs höchste getrieben. Er wollte für den Verfasser des Cid gehalten seyn: aber der wahre Verfasser zog die Ehre allen Reichthümern vor, die ihm angeboten wurden, und widersetzte sich dem herzhaft, der ihn ganz anderer Gedanken fähig gehalten hatte.

Der Cardinal rächte sich, indem er sich wider das neue Stück verschwor, und insgeheim die gehässigste Cabale wider dasselbe erregte. Sie diente ihm mehr, als er gehofft hatte. Tausend Stimmen erhoben sich, um das Publicum zu überschreyen. Die Logen in der Comödie, die Spaziergänge, die Gesellschaften in den Häusern schallten von dem Geschrey dieser gedungenen Tadler wieder. Es waren noch keine Caffeehäuser; sie würden sonst eben wie das Parterre den Cid vertheidigt haben. Bey diesem allgemeinen Aufstande der Poeten wider den Corneille, blieb Rotrou, der erhabene Rotrou, allein übrig, und wollte seine Stimme nicht zu den unanständigen Kunstgriffen eines Ministers hergeben, der über die Schriftsteller eben so despotisch herrschen wollte, als über die Könige. Diese Herzhaftigkeit macht dem Rotrou um so viel mehr Ehre, da er arm und ein großer Spieler war, der die Gnade des Hofes nöthig hatte. Er hielt es von nun an beständig mit dem Corneille. Der Verfasser des Cid nannte den Verfasser des Wenzeslaus seinen Vater, zog ihn oft zu Rathe, und folgte ihm in dem, was er ihm rieth. **Rotrou und ich**, sagte Corneille bisweilen, a) **wollten wohl den einfältigsten Pöbel zum Hüpfen und Springen bewegen**; ein niedriger Ausdruck, der aber so viel sagen sollte, daß ihre Stücke Beyfall erhalten würden, sie möchten gut oder schlecht vorgestellt werden.

a) ferions sauter des saltinbanques.

Der Cardinal verbarg seine bösen Absichten so gut er konnte. Oeffentlich machte er dem Lobsprüche, den er im geheim haßte. Er belohnte ihn als ein billiger und freygebiger Minister, und schimpfte auf ihn als ein eifersüchtiger und zänkischer Autor. Er war so fein, daß er diesen Poeten mit unter die Zahl der fünfe nahm, die unter seiner Aufsicht, nach denen von ihm verfertigten Planen, an dramatischen Stücken arbeiten mußten, von denen er iedem einen Act gab, und also in weniger als einem Monate ein Stück fertig machen ließ. Die Tragi-Comödie *Mirame*, die unter dem Namen des Saint-Sorlin heraus kam, die *Thuillerien*, *der Blinde von Smyrna*, und *das große Pastoral*, sind Stücke von Sr. Eminenz. In dem letzten Stücke sind auf fünf hundert Verse befindlich, die er ganz allein gemacht hat; es ist aber niemals gedruckt worden.

Niemand ließ sich von der anscheinenden Unparthеylichkeit des Cardinals hintergehen. Man wußte, daß man ihm durch nichts so sehr gefiel, als wenn man den Cid herunter machte. Ein Haufen Schmetterlinge, die um den Schauplatz herum schwärmten, Seelen, die sich an den Minister verkauften, kamen und boten ihm ihre Federn zum Dienst an. Er nahm den Scuderi in seine Dienste, diese Geißel der gesunden Vernunft, des guten Geschmacks und seiner Leser, diesen verhaßten und aufgedunsenen Sänger des *Alarichs* oder des *geretteten Roms*, diesen so fruchtbaren und dabey so magern Poeten, den Despreaux und an-

dere

dere so lächerlich gemacht haben. Seine Theaterstücke sind die Gegenfüßler des guten Geschmacks. Er hielt unterdessen seine tyrannische Liebe für ein Meisterstück. Er rühmte sich, daß vier Thürsteher in einem seiner Stücke erdrückt worden wären, und sagte: „Ich weiche dem „Corneille nicht eher, als bis in seinem Cid oder „in den Horaziern fünfe erdrückt werden.„ Dieser Mann nun, der nicht im Stande war, einen einzigen so schönen Vers als Corneille zu machen, oder seine Schönheit zu empfinden, wollte sein Richter seyn, und gab Anmerkungen über den Cid heraus.

Nach der Meynung des Scuderi ist das Stück vom Anfange bis zum Ende abscheulich. Der Plan desselben ist lächerlich, und die wichtigsten Gesetze des Theaters sind darinne übertreten. Nichts von Ueberlegung und geschickten Wendungen im Zusammenhange; kein Schatten von Wahrscheinlichkeit in den Situationen. Die Verse darinne sind schwach, oder sagen gar nichts. Die wenigen Schönheiten, die sich darinne finden, sind aus einem spanischen Stücke gestohlen. Wer zweifelt wohl, daß der Cid nicht in gewissen Stücken getadelt werden könne? Aber wer wäre auch damals im Stande gewesen eine gute Critik zu schreiben? Die Kunst war allenthalben unbekannt, den Corneille ausgenommen. Die Anmerkungen seines ungeschickten Tadlers waren also mehr mit Persönlichkeiten, als mit gründlichen Urtheilen angefüllt.

Ganz Paris hatte diesen Wisch gelesen, ehe Corneille noch wußte, daß er da war. Er antwortete endlich darauf, aber sehr kurz, und in dem Tone eines Meisters, den er vermöge seines großen Rufs gar wohl annehmen durfte. Er berührte die beleidigenden Ausdrücke gegen seine Person, und gegen andere ehrwürdige Leute, vor denen das Stück war gespielt worden, und lachte über das, was das Stück selbst angieng. „Hast du vergessen, sagte er zu seinem lächerlichen Tadler, daß „der Cid in dem Hotel des Richelieu und im Louvre vorgestellt worden ist? Du giebst die arme „Chimene für eine unverschämte, verhurte, un„treue und abscheuliche Creatur aus: und gleich„wohl haben die Königinn, die Prinzessinnen, „und die tugendhaftesten Frauen am Hofe, sie als „das ehrlichste Mädchen aufgenommen und lieb„gewonnen.„ **Ich fürchte mich vor dir eben so wenig, als ich dich liebe,** sagte Corneille dem Scuderi nochmals.

Dieser Tadler antwortete durch einen Brief, der an die französische Akademie gerichtet ist. Der Ton des Briefes ist einem Windmacher, einem Aufschneider vollkommen gemäß. Der Verfasser giebt sich darinne für einen Mann von großem Ansehen in der Welt aus, der in den besten Gesellschaften Figur macht, der mit dem Hofe verwandt, und durch seine Gedichte in der ganzen Welt bekannt ist. Mit einem Worte, sagt er, **ich heiße Scuderi.** Das übrige des Briefes ist eine bloße Wiederholung der schon gemachten

Anmerkungen. Er behauptet, daß das ganze Verdienst des Cid in der Geschicklichkeit der Acteurs bestehe, und prophezeyt dem Stücke seinen Untergang mit dem Tode des Mondori, der la Villiers und ihrer Bande. Er citirt den Corneille vor den Richterstuhl der Akademie; er solle es nur wagen, sagt er ihm, da zu erscheinen, und wieder fort gehen, ohne über alle getadelten Puncte verurtheilt zu seyn. Scuderi wußte nemlich, daß die Akademie größtentheils vom Cardinal bestochen war, und daß der Ausspruch, den diese von ihm aufgerichtete Gesellschaft thun würde, nicht anders als günstig für ihren Beschützer ausfallen würde. Es geschah so gar nach dem Gutbefinden des Ministers, daß er sein Urtheil dem Urtheile der Akademie unterwarf. Richelieu schmeichelte sich, daß das Urtheil der Oberrichter des guten Geschmacks das Urtheil der ganzen Nation seyn werde.

Die Scartequen des Scuderi wurden von seiner Cabale durchaus gebilligt. Sein zuversichtlicher Ton, seine Aufschneidereyen endigten sich durch eine förmliche Ausfoderung. „Er komme, rief er dem Corneille zu, er sehe und überwinde, wenn er kann. Er mag mich mit dem Degen, oder mit der Feder angreifen, so soll er an mir allezeit seinen Mann finden.„ Man wird darüber um so viel weniger erstaunen, wenn man sich erinnert, daß dieser Autor ein Soldat, und Gouverneur zu Notre Dame in Provence gewesen war. Bachaumont und la Chapelle

machen sich in ihrer Reisebeschreibung sehr lustig über dieses Gouvernement, wovon Scuderi nie anders als in sehr hohem Tone sprach:

„Wir müssen von der Festung selbst re„den, die ohne Zweifel ein Wunderwerk ist. „Notre Dame de la Garde ist dieses be„queme und schöne Gouvernement, das wei„ter keine Besatzung braucht als einen „Schweitzer mit seiner Helleparde an die „Thüre des Schlosses gemalt.„

Es ward aber aus dem Duell nichts. Die Bravour ist nicht die Lieblingseigenschaft der Schriftsteller; oder Corneille verachtete vielmehr dergleichen Feinde. Er ergriff die beste Parthey, das ist, er schwieg, und überließ ihnen das Feld. Ein ganzer Schwarm unbekannter Schriftsteller, die entweder sahen, daß sie ungestraft Satyren schreiben konnten, oder an der Gnade des Cardinals Theil haben wollten, standen damals wider die größte Zierde seiner Zeit, wider den Schöpfer des französischen Schauplatzes auf. Corneille sahe mit Verachtung, wie dieses Volk hungriger Bewohner des Parnassus sich Mühe gaben, ihn von dem Gipfel des Berges herab zu stürzen. Das empfindlichste für ihn war, daß er einen kleinen tückischen Autor, Namens Claveret, den er vom Hunger und vom Verderben gerettet hatte, darunter fand, der sichs am meisten angelegen seyn ließ, ihm zu schaden. Diese gegen ihren Wohlthäter undankbare Natter, war die verdammte

Seele

Seele der Cabale. **Claveret** schmierte nicht allein in seiner Dunkelheit die abscheulichsten Schmähschriften, sondern sammelte auch dergleichen von andern, und trug sie öffentlich zum Verkauf herum.

Der Cardinal verlohr unterdessen sein Project, einen günstigen Ausspruch von der Akademie zu erhalten, nicht aus den Augen. Er drang sehr darauf, daß sie den Streit zwischen Scuderi und Corneille entscheiden sollte. Die Akademie aber merkte wie bedenklich die Sache sey. Um nun nicht den Zorn des Cardinals auf sich zu laden, oder ihre vorgegebene Unfehlbarkeit in Sachen, die den Geschmack betreffen, in Gefahr zu setzen, wollte sie anfänglich den Auftrag von sich ablehnen. Sie wandte vor, daß, ihren Statuten gemäß, ein Mitglied der Akademie, dessen Werke in ihren Versammlungen untersucht werden sollten, in diese Untersuchung willigen müßte; und daß es gar keinen Anschein hätte, daß man die Einwilligung vom Corneille erhalten würde. Der Cardinal fand aber darinne kein Hinderniß: er nahm diese Sorge auf sich, und kam mit allem glücklich zu Stande. Corneille hat sich nie grösser gezeigt, als da er zur Untersuchung seines Cid, das ist, zu seiner Verurtheilung aufgefodert ward. Dieser über die Critik so weit als über sein Jahrhundert und über seine Nebenbuhler erhabene Dichter, willigte so gleich darein. Er vernahm seine Verurtheilung ohne sich zu beschweren.

Man weiß, daß das Urtheil der französischen Akademie über den Cid, ein Meisterstück in seiner Art ist. Es ist vielleicht von allen Critiken die einzige gute, und die man mit Nutzen lesen kann. Desfontaines sagt, daß man diese Critik mit der Untersuchung, die Corneille selbst über sein Stück angestellt hat, zusammen halten sollte, wenn man Lust habe sich zu unterrichten.

Denen Mitgliedern der Akademie fehlte es dem ohngeachtet bisweilen an der gehörigen Schärfe im Urtheilen. Sie hielten sich zu sehr an die Verse, und sahen nicht genug auf das Ganze. Besonders begiengen sie einen Fehler, daß sie die Liebe der Chimene verwarfen. Der Herr von Voltaire sagt: „Den Mörder seines Vaters lie„ben, und doch die Rache desselben betreiben, ist „eine Sache die Bewunderung erregt. Es wür„de ein Hauptfehler wider die Kunst der Tragö„die gewesen seyn, als welche hauptsächlich in dem „Kampfe des Herzens mit sich selber besteht, „wenn man diese Liebe hätte wollen unterdrücken „lassen.„ Und woher kommt es, daß wir von der Zaire so lebhaft und so zärtlich gerührt werden? Von ihrer Unentschlossenheit wegen der christlichen Religion, von den getheilten Regungen ihres Herzens gegen den Gott der Christen und gegen den Sultan. Darinne hatte die Critik weniger Unrecht, daß sie den Corneille des Ausschreibens beschuldigte. Der Cid ist bey alle dem nach dem Muster des Guillain de Castro, und in vie-

vielen Stellen nichts als eine bloße Uebersetzung, so wie in andern eine verschönerte und originalmäßige Nachahmung.

Corneille hat so viel Schönheiten, daß man ihm um derselben willen seine Fehler zu gut hält, welche in niedrigen Ausdrücken, a) in frostigen Intriguen, in unzeitigen und unschmackhaften Liebeshändeln, in hochtrabenden Raisonnemens bestehen. Man muß in Ansehung seiner Meisterstücke seine ersten und letzten Werke vergessen. Man denke nicht an den Corneille, der so oft ein Schwätzer ist, sondern an den Corneille, der uns so große Charactere und das Erhabene des Heldenmuths so vortrefflich gezeichnet hat; an den Corneille, der das Genie seiner Nation mit sich nach der Höhe riß, und sich eine Bahn eröfnete, auf welcher ihn seine Nebenbuhler zwar aufzuhalten suchten, aber nur machten, daß er seine Riesenschritte verdoppelte.

Die Horazier, Cinna, Polieuct, waren die Frucht der Verfolgung. Bey der ersten Vorstellung der Horazier breitete sich das Gerücht aus, daß der Cardinal, und zwo andere am Hofe ansehnliche Personen, eine noch heftigere Critik veranlassen würden, als die über den Cid. Aber Corneille ward dadurch nicht beunruhigt. **Horatius**, sagt er, **ward von den Duumvirn ver-**

a) un stile bas. Das läßt sich überhaupt vom Corneille nicht sagen; in einzelnen Stellen und Ausdrücken bisweilen wohl.

verurtheilt, aber von dem Volke losgesprochen. Das Volk, das nicht untersucht, sondern nur fühlt, war auch wirklich fast immer auf der Seite des Corneille, allen Pfeilen der Satyre und der Bosheit zum Trotz. Das Publicum, das nach und nach zur Erkenntniß kommt, wenn es sich durch Uebereilung bisweilen hat fortreissen lassen, rächte den, der unsern Schauplatz aus der Dunkelheit hervor zog. Ein großer Schriftsteller triumphirt über kurz oder lang, und alle seine Verfolger werden zu Schanden.

Corneille machte bey dem Tode des Cardinals, von dem er nie eine Wohlthat erhalten hatte, die nicht von einiger Ungerechtigkeit begleitet ward, folgende Verse:

„Man mag gutes oder böses von dem „berühmten Cardinale sagen, so will ich „doch weder in Prosa noch in Versen von „ihm sprechen. Er hat mir zu viel gutes „erwiesen, um böses von ihm zu sagen; er „hat mir aber auch zu viel böses erwiesen, „um gutes von ihm zu sprechen.„

Piganiol de la Force merkt, aus einem andern eben so sinnreichen Schriftsteller, an, daß der Körper dieses ehrgeizigen Ministers an eben dem Orte beygesetzt sey, wo ehemals die heimlichen Gemächer des calvischen Collegii hingiengen: „Es sey nun, sagt er, daß die Vorsehung, die alles „regiert, einen Mann nach seinem Tode hat de„müthigen wollen, der in der Welt eine so große

„Rolle gespielt hatte; oder daß sie den Stolz der „Menschen niederschlagen wollen, indem sie ihnen „zeigt, welches der Ausgang aller Ehre und Wür„de ist, die sie so hoch schätzen.„

Corneille war von Rouen, eines Wasser- und Forstmeisters Sohn. Er legte sich anfänglich auf die Rechtsgelehrsamkeit; die Liebe aber entwickelte in ihm die Talente zur dramatischen Dichtkunst, und brachte ihn ganz von seiner ersten Lebensart ab, mit welcher es ihm ohnedem nicht gelingen wollte. Dieser große Mann starb im J. 1684 in sehr armen und elenden Umständen, wenn folgende Erzählung wahr ist. Ludewig XIV gab alle Monate einmal dem Despreaux und Racine eine Art von Audienz. Eines Tages fragte der König den erstern, was es in den Wissenschaften zu Paris neues gäbe. Despreaux antwortete, daß ihm eben nichts merkwürdiges bekannt wäre; worauf aber Racine anfieng, und sagte, daß er gestern ein sehr rührendes Schauspiel beym Corneille gesehen habe, als welcher auf den Tod krank läge, und nicht einmal ein wenig warme Brühe hätte. Der König schwieg, und ließ noch an eben dem Tage dem Sterbenden eine Summe Geldes auszahlen.

Wir haben vom Corneille die **Nachfolge Jesu Christi** in Versen, die zu wenig gelesen wird. Man sagt, daß er auf dem Schauplatze allemal seinen bestimmten Platz gehabt habe, daß alle Zuschauer vor ihm aufgestanden wären und in die Hände geklatscht hätten. So rühmlich auch

auch dieses für ihn und sein Talent ist, so wird es doch von einem ansehnlichen Autor widersprochen. Corneille liebte den Ruhm, aber ohne Aufsehen zu machen. Nichts zeugte bey ihm von einem Manne von Genie. Sein äußerliches war platt und nachläßig, seine Aussprache undeutlich, seine Mine zerstreut und furchtsam, sein Gespräch schläfrig und unangenehm. Man sagte daher, daß, wenn man in ihm den großen Corneille finden wollte, man ihn im **Hotel de Bourgogne hören müßte.**

Milton und Salmasius.

Die Streitigkeit dieser Männer betraf die Sache der Könige. Aber welcher Unterschied zwischen dem Schriftsteller der sie bestritt, und dem, der ihre Vertheidigung übernahm.

Das Genie des Milton ist das einzige in seiner Art; seine Einbildungskraft ist ein Wunderwerk. Man muß bis auf den Homer zurück gehen, um einen so feurigen und so begeisterten Poeten zu finden. Es ist sonderbar, daß das frostige englische Clima ein so feuriges Genie hervor gebracht, als ie eins in Italien und Griechenland zum Vorschein gekommen ist. Milton gab von

seiner

seiner Kindheit an Beweise von seinem Talente zur Dichtkunst. Lesen, Nachdenken, Reisen, Uebung im Schreiben, und alles, wodurch der Geist des Menschen genährt und gestärkt werden kann, waren seine beständigen Beschäftigungen. Er war nicht zufrieden ein Mann von Genie zu seyn, sondern er war auch ein gelehrter Mann. Die Engländer geben ihm den Zunamen des **göttlichen**, und dieses besonders seines **verlohrnen Paradießes** wegen. Er war schon über funfzig Jahr alt, als er dieses Gedicht anfieng. Virgilius hatte in diesem Alter seine **Aeneis** schon gemacht. Man muß aber nicht glauben, daß die Engeländer stets einerley große Meynung von dem Poeten gehabt haben, den sie iezt allen epischen Dichtern vorziehen. Milton war blind und arm, wie Homerus; aber man schäzte ihn bey seinem Leben nie dem griechischen Dichter gleich. Der Buchhändler Tompson war nicht leicht zu bereden, daß er sein verlohrnes Paradies druckte; und ob gleich die Familie desselben nach der Zeit durch dieses Werk reich geworden ist, so fand doch Tompson selbst wenig Käufer. Der berühmte Addison ist es, dem sein Vaterland und die ganze Welt wegen der Entdeckung eines verborgenen Schatzes Verbindlichkeit schuldig ist. Der scharfsinnige Addison bekam Lust das verlohrne Paradies zu lesen, da er es von einigen Liebhabern so sehr loben hörte. Er erstaunte über alles was er darinne fand; über die großen und erhabenen Schilderungen; über die neuen, kühnen, in Erstaunen

staunen setzen den Begriffe, so wie sie sich zur Einbildungskraft der Engländer schicken; über die hellen Stralen des Lichts in den dicksten Finsternissen; über die Ausschweifungen der Gedanken und des Genies. Dieß Gedicht ist ein schönes Schrecken, ein ungewöhnliches und zauberisches Ganzes. Milton hätte ohne ein einfältiges italienisches Stück, das er zu Mayland vorstellen sah, sich nie einfallen lassen, von Engeln und Teufeln zu singen. Das Stück hatte den Titel: **Adam, oder die Erbsünde.** Das Erhabene der Materie, das hier so elend vorgestellt war, fiel ihm so gleich in die Augen. Er machte anfänglich eine Tragödie daraus, die er halb hinterlassen; hernach ein episches Gedicht, das er ganz fertig gemacht hat.

Sollte man wohl glauben, daß ein unbekannter Schriftsteller, und zugleich ein schlechter Patriot, es vor einigen Jahren sollte gewagt haben, sich zu London wider die Verehrung, die man daselbst dem englischen Homer erweist, aufzulehnen? Dieser Schriftsteller hat verschiedene Werke heraus gegeben, in welchen er beweisen will, daß Milton alles aus gewissen lateinischen Rapsodien eines deutschen Professors der Rhetorik genommen habe. Man hat aber in England über die Vorstellungen dieses Mannes nur gelacht. Milton bleibt allemal Milton, man sage was man will, ein Genie über alle Critiken erhaben, ein Mann, der die Begriffe anderer Menschen zu vergrößern am meisten geschickt ist. Er hatte bemerkt, daß

sein

sein Genie zu einer Zeit fruchtbarer war, als zu der andern. Seine Einbildungskraft war vom Monat September an bis zur Tag- und Nachtgleiche des Frühlings in der größten Lebhaftigkeit.

Salmasius hatte keine von den großen Eigenschaften seines Gegners. Viel griechische und lateinische Gelehrsamkeit; aber eine Gelehrsamkeit ohne Wahl, sehr wenig Judicium, eine unmäßige Einbildung von sich selbst, einen heimlichen Neid gegen andere Schriftsteller, ein unüberwindliches Verlangen, sie alle zu regieren: Das ist der Character des berühmten Aristarchs der damaligen Zeit. Er vertheidigte die beste Sache von der Welt; aber er verdarb sie durch seine übertriebene Pedanterey. Ein Gelehrter, mit Griechisch, Hebräisch und Arabisch gespickt, wagte sich an ein Genie, wie Milton war!

Der schreckliche Mord, den die englische Nation an dem unglücklichen Carl I begieng, war die Gelegenheit für diese beyden Kämpfer. Man kann auf diesen Prinzen eben die Grabschrift anwenden, die man auf die unglückliche Königinn von Schottland, Maria Stuart, die so, wie er, enthauptet ward, gemacht hat: „Hier liegt mit „der Asche der Maria, die Majestät aller Könige „verletzt und unter die Füße getreten.„ Carl I, der, wie alle Stuarts, eine eben so schwache als große Seele hatte, war an seinem Unglücke selbst Schuld, weil er sich nicht zu rechter Zeit, und wo es nöthig war, standhaft zu erweisen wußte.

Sein trauriger Tod, der ins Jahr 1648 fällt, erschreckte alle europäischen Mächte; aber keine rüstete sich, um ihn zu rächen. Die Aufrührer, die den Cromwel zum Anführer hatten, hielten ihre That für rechtmäßig, und wollten sie auch in den Augen anderer Nationen dafür gehalten wissen; und Milton war es, der zu ihrer Vertheidigung die Feder ergreifen mußte.

Dieser Schriftsteller, der von Natur kühn, und ein Republikaner war, und iezt noch mehr durch die Zeitumstände und die Wuth der bürgerlichen Kriege erhizt ward, schrieb sein Buch **von dem Rechte der Könige und Obrigkeiten.** Er will darinne beweisen, daß ein Tyrann auf dem Throne zur Verantwortung könne gezogen werden; daß man ihm den Proceß machen, ihn absetzen und am Leben strafen könne. Milton grif die königliche Würde auch noch auf andere Art an, schrieb andere so schreckliche und aufrührerische Werke, daß Cromwel selbst wegen der Folgen in Furcht gerieth, und ihn bat, mit mehr Bescheidenheit zu schreiben. Aber der Zwang, den sich dieser Vertheidiger der schwärzesten Mißhandlungen anthat, dauerte nicht lange. Seine fruchtbare, und der Unabhängigkeit ergebene Feder, brachte eine Schrift über die andere hervor, um den angefangenen Aufruhr zu unterstützen, und die neue Regierungsart einzuführen. Die Aufrührer belohnten den Schriftsteller, der ihnen so gute Dienste leistete. Milton ward Sekretair des Olivier Cromwel, des Richard Cromwel,

wel, und des Parlaments, das bis auf die Zeit der Wiederherstellung dauerte.

Ob gleich alle Schriften zur Vertheidigung der Rebellen, von noch rebellischern Schriftstellern verfaßt waren, und ob gleich die Grundsätze, die in diesen Werken herrschten, sie verächtlich hätten machen können, so machten sie doch selbst auf die besten Gemüther tiefe Eindrücke. Ganz Europa hatte Ursache wegen seiner Staatsverfassungen zu zittern. Carln II war an der Widerlegung dieser abscheulichen Schriften mehr gelegen, als irgend einem Prinzen. Es war daher dieses eins von den Dingen, die ihm vornehmlich am Herzen lagen, zu einer Zeit, wo alle Gesetze, auf eine ganz unerhörte Weise, mit Füßen getreten wurden. Er suchte, um sie wieder herzustellen, einen geschickten Mann. Aber wie sehr betrog er sich, da er auf den Salmasius fiel. Die Wahl konnte nicht schlechter seyn. Zeit und Umstände hinderten diesen Prinzen seine Zuflucht zu bessern Genies zu nehmen, die nach der Zeit eine Zierde seines Hofes gewesen sind, der einer der prächtigsten und artigsten in Europa ward. Es stand nicht in seiner Gewalt sich eines **Cowley**, des würdigen Nebenbuhlers eines Pindars, und Sängers des unglücklichen Davids, zu bedienen; eines Grafen von **Rochester**, des englischen Juvenals; eines **Waller**, des Voiture und Chaulieu der englischen Nation, der zuerst unter diesem Volke in seinen Versen einen Wohlklang, eine gute Stellung der Worte, und eine mit Geschmack verbun-

dene Wahl der Gedanken beobachtet hat; der, da er mit sechzig tausend Livres Einkünften am Hofe lebte, sich dennoch alle Mühe gab, seine Verse wohlklingend und fließend zu machen; der, da er Verse auf Carln II gemacht hatte, und von ihm den Vorwurf hören mußte, daß er bessere auf Cromweln gemacht hätte, dem Prinzen zur Antwort gab: **Wir Poeten sind immer glücklicher mit Erdichtungen, als mit Wahrheiten.** Und gleichwohl hätten es keine geringern als diese Genies seyn sollen, die sich mit dem Milton messen sollten.

Die Sache eines Königs, der auf der Blutbühne sein Leben verlohr, einer Familie, die in Europa herum irrte, und selbst aller Könige in Europa, die diese Begebenheit nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnten, eine so gute Sache ward, wie man voraus gesehen hatte, sehr gelehrt und sehr lächerlich vertheidigt. Salmasius betittelte sein Buch: a) **Vertheidigung der Könige.** Man lacht schon, wenn man nur den Anfang des Werks liest: „Ihr Engeländer, die „ihr mit den Häuptern der Könige wie mit Bällen spielt; die ihr mit Kronen nach den Kegeln „schiebt, und euch der Zepter wie der Narrenkappen bedient, u. s. w.„

Die Monarchomachi triumphirten. Dem Milton ward es gar nicht sauer auf das Buch zur Vertheidigung der Könige, durch ein anderes Werk zu

a) Defensio regia.

zu antworten, das er unter dem Titel: a) **Vertheidigung der englischen Nation,** heraus gab. Nie hat diese Nation, so fruchtbar sie auch an Schmähschriften ist, eine von solcher Heftigkeit gesehen. Zu Paris ward sie durch die Hände des Henkers verbrannt, und zu Londen bekam der Verfasser derselben ein Geschenk von tausend Pfund Sterling. Dieses Werk ist verschiedenemal wieder aufgelegt worden. Sein vorzügliches Verdienst liegt blos in den Umständen. Es herrscht ein beständiger declamatorischer Ton darinne. Die Schreibart ist unausstehlich. Man muß dem Milton nur nach seinen Versen beurtheilen.

So schlecht aber auch seine Prosa war, so war sie doch weit besser, als seines Widersachers seine. Salmasius, so beherzt, so geübt er zu Satyren war, erschrack dennoch über die wider ihn herausgekommene Antwort. Und aus Furcht, sich eine neue zuzuziehen, schwieg er still, und übergab die Sache der Könige andern Händen. **Peter Dümoulin**, ein Geistlicher zu Cantorbery, und **Morus**, Prediger zu Charenton, nahmen sie auf sich. Das **Geschrey des königlichen Bluts** hatte nichts vorzügliches als den Titel. Milton fiel über die beyden neuen Gegner her, wie ein Geyer über seinen Raub, und ward mit allen beyden fertig.

Die Unruhen in Engeland haben mit denen in Schottland viel ähnliches. Man schrieb für und

a) Defensio pro populo Anglicano.

und wider die Maria Stuart. Buchanan, ein stolzer, kühner und noch weit republikanischerer Geist, als Milton, hatte durch entsetzliche Schmähschriften die königliche Würde bis auf den Grund erschüttert. Er rühmte sich, daß er die ganze Welt von ihren Fesseln befreyen wolle. Barclai wollte die Gesetze vertheidigen, und den Buchanan widerlegen; aber Barclai mußte unterliegen. Man hatte in Engeland die Stöße gefühlt, die man in Schottland dem Throne gegeben hatte. Die republikanischen Gesinnungen hatten daselbst die Oberhand bekommen. Alle andern schienen allda abgeschmackt. Milton würde mit weit wenigerm Verdienste in den Augen der Engeländer dennoch Recht behalten haben.

Er legte nicht eher die Feder nieder, als bis die Feinde des stuartischen Hauses die Waffen niederlegten. Diese wollten den Schriftsteller mit in die Amnestie eingeschlossen haben, die ihnen Carl II versprach: aber er ward, selbst durch die Acte der Amnestie, für unfähig erklärt, irgend ein Amt im Königreiche zu bekleiden. Sein Leben war also von der Zeit an sehr unglücklich. Er hat Kinder in der äußersten Dürftigkeit hinterlassen. Eine seiner Töchter, die nicht vor gar langer Zeit zu London verstorben ist, gieng öffentlich betteln, bis sich endlich eine große Prinzessinn ihrer erbarmte. Ohne diese Beschützerinn der Künste und Wissenschaften würde der unsterbliche Name eines Miltons seiner Tochter nicht nützlicher gewesen seyn, als es der Name einiger unserer ersten

sten berühmten Schriftsteller ihren ietzigen Nachkommen ist. Zum Beweise könnte ich einen Vetter a) des Corneille, und die b) Familie des Lafontaine anführen. Unter dem Augustus würden sie an seiner Freygebigkeit großen Antheil gehabt haben.

Milton, dieser heftige Feind der Könige, war es auch von allen Sekten, die in seinem Vaterlande herrschten. Er hielt es mit keiner, und keine Kirche in Engeland kann sich rühmen ihn unter ihren Gliedern gehabt zu haben. Er hätte besser gethan, wenn er in den bürgerlichen Kriegen eben so neutral geblieben wäre. Dieser fürchterliche Vertheidiger des Parlaments gegen den König, bog dennoch seine stolze Seele in den Dienst des Cromwels, und ward, durch ein nicht seltenes Verhängniß, der Sklave eines Tyrannen, zu eben der Zeit, da er glaubte frey zu seyn.

a) Die Comödianten haben sich ins Mittel schlagen müssen, um ihm aus seinen bedrängten Umständen zu helfen. Die Vorstellung der Rodogune am 10 Merz 1760, wovon sie ihm die ganze Einnahme schenkten, ist eine Handlung, die nicht genug gerühmt werden kann. Einige Gelehrte haben es durch langes Bitten und Anhalten endlich so weit gebracht, daß für die Erziehung der Tochter des Corneille gesorgt wird. Der Herr von Voltaire hat diesen einzigen Zweig des Vaters unsers Trauerspiels zu sich genommen.

b) Sie ist durch ein Privilegium von allen Auflagen und Abgaben befreyt. Dieses Privilegium ist mehr eine Ehre als eine Hülfe.

Bossuet
und
Fenelon.

Von Rechtswegen sollte es mit dem Streite dieser Männer, der seinen Ursprung am Hofe nahm, eben so ergangen seyn, wie mit so viel andern Intriguen, die daselbst gespielt werden, die einige Manns- und Weibspersonen aufrührisch machen, und endlich nach vielen guten oder schlechten Geschwätzen, wieder vergessen werden. Der Streit der Quietisten, über die reine und vollkommene Liebe, der für die menschliche Vernunft so demüthigend ist, würde eben dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn nicht große Personen darein verwickelt gewesen wären: Ludewig XIV, die Frau von Maintenon, und die beyden größten Männer der Kirche zu damaliger Zeit. Ein phantastisches Frauenzimmer war es, die diesen Streit erregte.

Ihr Name war **Bouvieres de la Motte**, und ihr Vaterland **Montargis**. Sie hatte den Sohn des Erbauers des Canals zu Briare, mit Namen Güyon, geheyrathet. Da sie in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren zur Wittwe geworden war, und noch Schönheit, Vermögen, eine ansehnliche Geburth, und einen Geist, für die Welt gemacht, hatte, wollte sie darinne, wie in einem

einem Kloster, leben, und setzte sich ein gewisses Ding in den Kopf, das man Geistigkeit nennt. Sie war außerdem sehr besorgt sich artig zu putzen, liebte Tänze und Lustbarkeiten, und mochte gern mit ihrer schönen Brust Parade machen. Sie blieb immer lange in der Kirche, nicht so wohl um ihre **Liebe** (so pflegte sie den Heyland zu nennen) anzurufen, als vielmehr von ihrem Geliebten in dem Herrn gesehen zu werden. Man sprach viel von ihrem ohne Zweifel unschuldigen, aber lange Zeit verdächtigen Umgange mit einem Barnabiten, **Lacombe**, der von Tonon aus Savoyen gebürtig, und in seiner Jugend ein lüderlicher Mensch gewesen war, in seinem reifern Alter aber ein Andächtiger und Mysticker ward, und endlich in der Narrheit starb.

Dieser Barnabite, der, wie man ihn beschreibt, in der Mine etwas widerwärtiges, und sonst in seinem Betragen etwas betrügliches und gezwungenes soll gehabt haben, im Umgange aber sehr einnehmend gewesen seyn soll, war der Gewissensrath derjenigen, die sich in Frankreich für eine Theresia ausgab, und ihr Galimathias für göttliche Offenbahrung wollte gehalten haben. Lacombe war der Vertraute der Güyon. Sie lebten mit einander in jenen Aufschließungen, in jenen Uebergängen des Herzens, die den Andächtigen allein bekannt sind. Das Beichtkind rühmte sich einen solchen Beichtvater, und der Beichtvater ein solches Beichtkind zu haben. **Gott hat mir die Gnade erwiesen, mich durch den**

P. Lacombe zu überschatten, sagte die Güyon: Ich habe Madame Güyon überschattet, sagte der P. Lacombe.

Sie theilten einander ihre sonderbaren und ausschweifenden mystischen Begriffe, ihre erkünstelte reine Liebe mit, und brachten sie in ein System. Es fehlte ihnen nun weiter nichts, als daß sie öffentlich damit auftraten und ihnen in der Welt ein Ansehen verschaften. Jener Ehrgeiz, Schüler zu machen, der vielleicht unter allen Trieben des menschlichen Herzens der stärkste, und den großen Andächtigen, den großen Philosophen und den großen Bösewichtern gemein ist, bemächtigte sich unserer beyden mystischen Träumer.

Sie zogen in dem Lande Gex, in Dauphine, in Piemont herum, und zeigten sich allenthalben als Apostel. Sie predigten die gänzliche Verläugnung seiner selbst, das Schweigen der Seele, die Vernichtung aller ihrer Kräfte, den innerlichen Gottesdienst, eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod, gegen Himmel und Hölle. Eine feurige und uneigennützige Liebe sollte dieß alles ersetzen. Sie machten dieß Leben zu einer Vorausnahme des zukünftigen, zu einer immerwährenden Entzückung, zu einem beständigen Genuß der Glückseligkeit für zärtliche und fromme Seelen. Die, welche noch an der Erde klebten, lernten zuförderst sich von derselben losmachen, in dem Buche le Moyen court; die sich aber schon in den Schooß der Gottheit selbst geschwungen hatten, badeten sich in einem Meere

der himmlischen Vergnügungen, und schwammen auf den ungestümen Wellen der reissenden Ströme.

Diese neuen Apostel trugen in ihrer neuen Glaubenslehre einige sehr wahre Grundsätze vor: sie zogen aber sehr falsche und sehr gefährliche Folgen daraus. Alle Leidenschaften fanden dabey ihre Rechnung, die Wollust, der Stolz, und besonders die Faulheit. Man gelangte, auf einem ganz mit Blumen bestreueten Wege, zu dem, was die Vollkommenheit Erhabenes in sich begreift.

Der Gewissensrath und seine Untergebene zogen sich gleich anfangs einige Verfolgung zu: Aber sie wurden dadurch nur berühmter; die Zahl ihrer Proselyten nahm immer mehr zu. Man ließ sich durch die Vermahnungen und durch die einschmeichelnde Art des Paters hintergehen. Die wichtigsten Eroberungen aber machte die Gefährtinn seines Eifers und seines Apostelamts. Ihre reichlichen Almosen, ihre natürliche Beredsamkeit, ihre reizende Gestalt, nahmen manch zärtliches und biegsames Herz ein. Das Herz schwacher Frauenzimmer, junger Mönche, die noch schwächer waren, ward bald von dem Feuer ihrer reinen Liebe entbrannt. Sie hatten nie Gott so sehr geliebt, als seitdem sie ihn in der Madame Güyon liebten. Sie fand Anbeter bis auf die große Carteusernonne.

Das Fasten verrückte vollends ihr Gehirn. Sie gab sich die allerausschweifendsten Titel, und nannte sich das schwangere Weib der Offenbarung

barung Johannis; die Braut Jesu Christi, die seiner Mutter vorzuziehen sey; eine Prophetinn und Stifterinn einer neuen Kirche u. s. w. Was ich binden werde, sagte sie, wird gebunden seyn, und was ich lösen werde, wird los seyn; ich bin der durch das heil. Kreuz zugespitzte Stein, den die Bauleute verworfen haben. Wenn ihr prophetischer Geist sich ihrer bemächtigte, glaubte man a) Ezechiele und Jesaie zu hören. Sie ahmte ihre heftige und figürliche Sprache nach. Sie prophezeyhte, daß die ganze Hölle sich wider sie zusammen rotten würde; daß das Weib vom innern Geiste schwanger werden, daß aber der Drache gegen sie aufstehen würde. Diese Erscheinung, die sie dem P. Lacombe vertrauete, gieng einigermaßen in Erfüllung. Als sie nach Paris, im Jahr 1687, zurück kamen, und nach ihrer Gewohnheit mit predigen fortfuhren, zogen sie sich daselbst mächtige Feinde über den Hals.

Harlai de Chanvalon war damals Erzbischof. Seine Sitten waren gegen die Critik nicht allzusicher; man warf ihm besonders vor, daß er ein Liebhaber vom Frauenzimmer sey. Dieser aber begegnete

a) Wer glaubte das? Gewiß nur der, der den Geist Gottes nicht vom Lügengeiste, und ein elendes Gewäsche nicht von einer göttlichen Prophezeyhung zu unterscheiden fähig war. Eine Närrinn, wie Güyon, dem Ezechiel und Jesaias zu vergleichen, ist ein wenig zu unvorsichtig.

gegnete er dem ohngeachtet sehr hart. Er erhielt einen Befehl vom Könige, daß er sie einsperren sollte. Man steckte sie also in das Kloster der Heimsuchung, auf der Straße des heil. Antonius. Dem P. Lacombe aber erwieß man die Ehre, ihn in die Bastille zu setzen. Man klagte wider ihn, daß er seine Untergebene verführt, und sich die Augenblicke ihrer Narrheit zu Nutze gemacht habe, um ihre Tugend zu verletzen. Aber diese Anklage ward nach der Zeit für sehr ungerecht gehalten, ob gleich mancherley zum Beweise dafür angeführt ward; ob man gleich Briefe aufgefangen hatte, in denen die Sprache der Liebe auf die zärtlichste und feurigste Art geredet ward; und ob man gleich ihre beyderseitige Moral voll von den unverschämtesten Bildern und den schlüpfrigsten Ausdrücken fand. Die meisten Leute sahen den Lacombe und seine Güyon stets als zwo Personen an, deren Verstand verwirrt war, deren Sitten man aber zu schonen habe.

Zu gutem Glück hatte sich die andächtige Güyon verschiedene Freunde und Beschützer erworben. Sie war bey ihrer schönen Lehre, daß man sich wegen nichts beunruhigen müsse, nicht ganz unthätig geblieben, und hatte sich gegen die Ungewitter, von denen sie bedrohet ward, ziemlich wohl vorgesehen. Sie hatte besonders eine Cousine, die in dem Stifte zu Saint-Cyr lebte, und bey der Frau von Maintenon sehr viel galt, auf ihre Seite gebracht. Die Herzoginn von **Charot**, von **Chevreuse**, von **Beauvilliers**,

von Mortemar, alles andächtige Frauen, bemühten sich sehr wegen der Loslassung einer Person, die durch Frömmigkeit den Himmel auf die Erde zu bringen, und sie in den Aufenthalt der Ruhe und der vollkommenen Glückseligkeit zu verwandeln schien. Man schrie über Ungerechtigkeit; man wandte sich an die Frau von Maintenon, die den Augenblick dafür sorgte, daß ein so außerordentliches Frauenzimmer auf freyen Fuß gestellt ward. Der Befehl ward gegeben. Der Erzbischof wollte anfänglich nicht darauf achten: aber, zu sehr Hofmann, um sich lange zu widersetzen, gab er endlich die Güyon den Foderungen ihrer Freundinnen heraus.

Da sie auf freyen Fuß war, eilte sie so gleich nach Versaille, ward nach Saint-Cyr gebracht, und hier war es, wo sie mit dem Abt Fenelon bekannt ward; hier entstand ihre unschuldige Freundschaft, ihr andächtiger und geistiger Umgang, der allen beyden so nachtheilig ward.

Der Abt Fenelon, der in Perigord 1651 gebohren, durch den Bischof Sarlat, seinen Oncle, erzogen, durch den Abt Tronson im Seminario des heil. Sulpitius unterrichtet, und einige Jahre zur Bekehrung der Calvinisten gebraucht ward, ein guter Prediger, Theologus und schöner Geist, war zugleich der liebenswürdigste Mann im Reiche. Einer leichten und in der Wahl unbestimmten Biene gleich, hatte er nur die Blumen der Künste und Wissenschaften berührt. Sein Genie war schöpferisch und glänzend; sein Geschmack

sicher

sicher und natürlich; seine Einbildungskraft angenehm und feurig; sein Umgang lehrreich und ergötzend; seine Feder die Feder der Grazien selbst. Gleich angenehm in einem Zirkel von Hofleuten und Frauenzimmern, von Gelehrten und schönen Geistern; allenthalben gesucht, und nur seinen vertrautesten Freunden überlassen; der Tugend ergeben, die er liebenswürdig machte; für das gemeine Volk und die große Welt, für die Stadt und den Hof gemacht, ward er überall verehrt, wo er sich nur sehen ließ. Die Erziehung der Prinze gab ihm Gelegenheit seine Geschicklichkeit zu zeigen. Die Frau von Maintenon nahm ihn öfters zu andächtigen Unterredungen mit nach Saint-Cyr. Die Andachtsübungen waren damals Mode am Hofe. Leute vom höchsten Range wohnten diesen frommen Versammlungen bey. Man sahe den Fenelon als den Apostel von Saint-Cyr an, von diesem Hause, das so wohl zum Aufenthalt der Frömmigkeit, als zu einer Unterstützung des armen Adels bestimmt war. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr Madame Güyon verlangt habe, den damaligen Modeheiligen zu hören, dessen Art zu denken und zu empfinden so viel ähnliches mit der ihrigen hatte. Sie sahe, hörte, bewunderte und liebte ihn über alles. Eine ähnliche Gemüthsart, eine unüberwindliche Sympathie, ein gewisses romanenhafte in ihrem beyderseitigen Caracter, machte sie bald zu den besten Freunden. Ihre reinen und bis zum Uebermaaß empfindlichen Seelen, machten zusammen

nur eine Seele aus. In diesen Entzückungen der Freude, sagte die himmlisch Verliebte zu ihrem Geliebten in dem Herrn: „O mein Sohn! „mein Herz ist an das Herz eines Jonathans geleimt. Ich stürbe, wenn der geringste Zwischenraum zwischen mir und dir, zwischen uns „und Gott wäre. O mein Sohn!„ Welchen tiefen Eindruck mußten diese Worte nicht auf das zärtliche und tugendhafte Herz des Verfassers des Telemach machen, dessen Einbildungskraft von dem Gedanken der Redlichkeit und der Tugend so erhitzt ward, als bey andern Menschen, wenn sie die Gewalt der Leidenschaften empfinden.

Madame Guyon hatte den P. Lacombe zu ihrem Gewissensrathe gewählt, und machte daher aus dem Fenelon nur ihren Schüler. Stolz auf diese Eroberung, bediente sie sich derselben, um ihre Träume auszubreiten, und es gelung ihr damit zu Saint-Cyr nach Wunsche. Der Bischof zu Chartres, **Godet Desmarais**, in dessen Kirchensprengel dieses Stift liegt, ward von dem, was daselbst vorgieng, benachrichtigt, und gerieth in Unruhe. Sein argwöhnischer und furchtsamer Geist stellte ihm die Ungeheuer, die er bekämpfen sollte, noch weit größer vor. Auf der andern Seite drohete auch der Erzbischof zu Paris, daß er aufs neue hinter der Sache her seyn wolle: So daß ein Haus, das zum Sitze des Friedens und der Vergnügungen bestimmt war, in einen Aufenthalt der Zwietracht und der Verwüstung wäre verwandelt worden. Die Frau von Maintenon

zitterte

zitterte für ihre neue Stiftung; sie wußte wie sehr der König alles verabscheuete, was Neuerung hieß. Sie konnte außerdem auch keine Ehre darinne suchen, wenn sie sich an die Spitze einer Parthey stellte, da sie ohnedem schon geehrt und groß genug war. Ihr Entschluß war also kurz gefaßt. So ergeben sie auch der Madame Güyon war, so brach sie doch mit ihr, und untersagte ihr den fernern Aufenthalt zu Saint-Cyr.

Nun zog sich ein Ungewitter über den Fenelon auf. Er wagte zu viel, wenn er seine Verbindungen mit einer Frau fortsetzte, die eines Schwarmgeistes und gefährlicher Meynungen wegen im Verdacht war. Er war in Gefahr, seinen Platz und alle seine Hofnungen aufs künftige zu verliehren. Er rieth also seiner Freundinn, sich in andere Arme zu werfen, einen andern und geschicktern Anführer zu wählen, und schlug ihr den Bischof von Meaux, Bossuet vor.

Niemand stand damals in der französischen Kirche in größerm Rufe. Er war der Chrysostomus seiner Zeit. Man hat ihn unter vielen Schriftstellern von Genie als den einzigen beredten Mann angesehen, und man bedient sich seines Ansehens zum Beweise in der Kirche. Molinisten und Jansenisten führen ihn für sich an. Man hat von diesem Prälaten, so wie vom Fenelon, über funfzig verschiedene Werke; aber der eine würde sich eben so wenig ohne seine **Leichenreden**, und seine **allgemeine Geschichte** unsterblich gemacht haben, als der andere ohne seinen

vortrefflichen Roman, Telemach. Bossuet, nachdem er sich lange als den Meister und Freund des zweyten unter den Menschen in Absicht auf die Beredsamkeit, und des ersten in Ansehung der Eigenschaften des Herzens betrachtet hatte, war endlich der Nebenbuhler desselben geworden.

Der Einfall des Fenelon, seine Freundinn an ihn, als das einzige Orakel dem sie folgen könnte, zu weisen, schien in der That Ruhm zu verdienen. Aber Bossuet erwieß sich gegen diese bezeugte Achtung nicht erkenntlich. Er war eifersüchtig über die Talente und die Tugenden des Fenelon; es verdroß ihn, daß er mit ihm zugleich zu der Stelle des ersten Hofcapellans bey der Herzoginn von Bourgogne vorgeschlagen ward; und seine Abdankung der Abtey Saint-Valleri, an dem Tage, da man ihm das Erzbischofthum Cambrai gab; diese ohne Zweifel sehr erbauliche Abdankung, war ein heftiger Vorwurf für verschiedene Prälaten, und namentlich für den Bischof zu Meaux, der bey seiner hohen Würde gleichwohl noch verschiedene kleinere Kirchenämter beybehielt. Er nahm unterdessen die Güyon an. Diese schon allenthalben bekannte Frau, konnte zur Ehre dieses großen Mannes sehr viel beytragen, wenn es ihm glückte sie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Sie hatte auch so gleich alles Vertrauen zu ihm, empfieng das Abendmahl von seinen Händen, und gab ihm alle ihre Schriften zur Untersuchung.

Bossuet, der Bischof zu Chalons, nachheriger Cardinal Noailles, und der Abt Tronson, Superior zu Saint-Sulpice, kamen dieser Untersuchung wegen in dem Flecken Issi zusammen. Der Erzbischof zu Paris, Chanvalon, der es für einen Eingriff in seine Rechte ansahe, daß andere sich in seinem Kirchensprengel zu Richtern aufwürfen, ließ geschwind eine öffentliche Censur der Materien, die man untersuchen wollte, anschlagen. Man lachte über diese übereilte Censur. Madame Güyon begab sich in die Stadt Meaux, und wollte anfänglich nicht so gleich in die Verwerfung ihrer Lehren willigen: endlich aber opferte sie ihre Meynungen dem Bossuet, der es von ihr verlangte, auf, und versprach ihm, daß sie nicht weiter lehren wollte.

Sie hielt aber ihr Wort nicht. Ihr träumender Kopf, der durch die Verfolgungen nur noch mehr erhitzt ward, fieng aufs neue an seine Grillen auszubreiten. Der Hof, der der Klagen, die wider sie einliefen, müde ward, befahl endlich, sie wieder einzusperren. Sie ward also im Jahr 1695 nach Vincennes gebracht. Dieser Aufenthalt gefiel ihr nicht eben zum besten. Wie muß es in dem Gehirn einer Frau aussehen, die „Jesum Christum in einer ihrer Entzückungen heyrathet; die von der innern Gnade so beklemmt „wird, daß man sie aufschnüren muß; die sich des „Ueberflusses der Gnade entledigt, um den Körper des Erwählten, der neben ihr sitzt, davon „aufgeschwollen zu machen?„ Bisher hatte sie

 nur

nur in Prosa geschwärmt; aber zu Vincennes machte sie mystische Verse zu tausenden, parodirte die Opern des Quinault, und überschritt alle Grenzen der Narrheit.

Ein berühmter Schriftsteller merkt an, daß zu der Zeit, als man in Frankreich die Madame Güyon einsperrte, man in Rom um die Canonisation der **Maria d'Agreda**, die weit schwärmerischer war, als alle Mysticker zusammen genommen, Ansuchung that. Die Universität zu Salamanca und die Sorbonne, geriethen darüber in Krieg mit einander. Die eine hielt die **Maria d'Agreda** für eine große Heilige, und die andere für einen verrückten Kopf.

Bossuet ließ sich das Geschäffte mit der Güyon sehr angelegen seyn. Er konnte sich auf den Cardinalshut Rechnung machen, wenn er damit bald und glücklich zu Ende kam. Die größte Schwierigkeit war, den Abt Fenelon von der Person und den Meynungen seiner Freundinn abzubringen. Man drang so wohl mündlich als schriftlich in ihn; man konnte aber nichts bey ihm ausrichten. Bossuet glaubte, daß er sein Ansehen gegen ihn brauchen müsse. Er schickte wegen der zu Issi untersuchten Bücher ein Pastoralschreiben an ihn, und wollte es von ihm unterschrieben haben. Fenelon ärgerte sich so wohl über die Zumuthung, als auch über die gebieterische Art, mit welcher sie geschah, und antwortete, daß er nie eine Schmähschrift mit seinem Namen unterzeichnen werde. Er gab hierauf eine **Rechtfertigung der Madame**

dame Güyon heraus. Sie war zugleich eine Vertheidigung des Fenelons selbst, indem er so wohl sich als seine Freundinn dem Publico in einer ganz andern Gestalt zeigte. Man muß nicht meynen, daß er in allen Stücken wie sie gedacht habe, und blindlings die Parthey aller ihrer Unbesonnenheiten ergriffen habe. Er hielt dieses Frauenzimmer mehr für eitel als strafbar; die gut dachte, aber sich schlecht ausdrückte, und keinen andern Fehler begieng, als daß sie die eigentlichen theologischen Kunstwörter nicht kannte; weniger gemacht zu betriegen als selbst betrogen zu werden.

Das Ungewitter gegen den Fenelon nahm von Tag zu Tage zu. Seine Freunde waren selbst besorgt ihm Sicherheit zu verschaffen. Man verhalf ihm im Jahr 1695 zum Erzbischofthum Cambray, und der Bischof zu Meaux weihete ihn darzu ein. Die beyden Prälaten versöhnten sich dabey wieder mit einander. Sie gaben einander alle Beweise einer gegenseitigen Achtung und Freundschaft; aber im geheim blieben sie immer noch eifersüchtig gegen einander. Man sahe neue ärgerliche Auftritte und Uneinigkeiten in den Lehren der Religion, als das Buch: **Lehrsätze der Heiligen**, gedruckt ward. Wenn es die Lehrsätze der verkehrtesten Menschen gewesen wären, so hätten sie nicht mehr Lärm machen können. Das Werk brachte den Bossuet, und alle seine Anhänger, in Aufruhr; Sie schrien dawider was sie konnten.

Der Verfasser dieser **Lehrsätze der Heiligen** wollte darinne alles was man der Madame Güyon vorwarf, deutlicher erklären. Sein System war eine bloße Entwickelung der orthodoxen Begriffe einiger frommen Einsiedler. Er suchte alles lächerliche und alles widersprechende davon zu entfernen, und sein Werk war überhaupt mit vieler Kunst geschrieben. Fenelon hatte den tiefsten Geheimnissen der mystischen Theologie Licht und Annehmlichkeiten gegeben. Seine Lehrsätze bezauberten, rührten, erhoben die Seele. Man glaubte nichts erbaulichers und zu einer erhabenen Andacht geschickteres lesen zu können. Das Frauenzimmer besonders verschlang dieß Buch mehr als es dasselbe las; sie nannten es ein **güldenes Buch**, die **Bibel der kleinen Kirche**. Die, welche wider das Buch waren, wurden dadurch nur noch mehr aufgebracht. Sie wollten gar nicht einräumen, daß es einen Zustand auf Erden gäbe, wo man Gott blos um sein selbst willen und ohne Eigennutz lieben könnte. Sie behaupteten, daß kein Fall möglich sey, wo man das Paradies und die Seligkeit Gott aufopfern könnte. Die Hofleute ergötzten sich sehr an dem Capitel von der Seelenehe, und Paris ward mit Liederchen und satyrischen Kupferstichen überschwemmt.

Das Buch vom **Leben der Heiligen** ward dem Könige bekannt gemacht, und er erschrack nicht wenig, da er vernehmen mußte, daß seine Prinze von einem Erzketzer erzogen würden. Er

sprach darüber mit Bossueten, dessen Name und Einsichten bey ihm in großer Achtung standen. Bossuet bestätigte ihn in seiner Meynung, fiel ihm zu Füßen, und bat um Vergebung, daß er ihm nicht eher von dem, was vor seinem Throne vorgienge, Nachricht gegeben habe, und daß er den Erzbischof zu Cambrai zu sehr geschont habe, zu einer Zeit, da er ihn selbst auf eine empfindliche Weise angriffe. Der P. de la Chaise ward gleichfalls zu Rathe gezogen: aber er rühmte das Buch, und sagte, daß niemand als nur die Jansenisten mit demselben nicht zufrieden wären. a)

Die widersprechenden Meynungen des Bischofs zu Meaux und des P. de la Chaise; die Unruhe Ludewigs XIV; die Verlegenheit der Frau von Maintenon, die dem Erzbischoffe zu Cambrai sehr geneigt, aber neuen Meynungen sehr abgeneigt war; die Approbation, die seinem Buche durch die Herren Tronson, Fleury und Hebert war gegeben worden; das unpartheyische Urtheil, das der Cardinal von Noailles davon gefällt hatte,

 alles

a) Man weiß nicht gewiß, ob Bossuet wirklich ein Jansenist gewesen sey: so viel ist gewiß, daß er kein Freund der Jesuiten war. Bey seinem Tode gieng die Rede, als ob man unter seinen Papieren eine Vertheidigung der moralischen Anmerkungen des Quenel gefunden hätte. Die Jesuiten widersprachen diesem Vorgeben; man wollte das Manuscript im Originale zeigen: aber es hat es noch bis iezt niemand zu sehen bekommen.

alles dieses machte viel Lärm und Aufsehen. Die Liebhaber des Friedens suchten die beyden Prälaten wieder mit einander zu versöhnen: aber sie schrieben einer wider den andern, weil sie alle beyde Recht zu haben glaubten. Bossuet nannte seinen berühmten Gegner den **Montanus der neuen Priscilla.** Man hätte ihn aber dagegen an die Mademoiselle a) Desvieux de Mauleon

a) Man hat vorgegeben, daß sie in geheim mit einander verheyrathet gewesen, und daß ihrem Ehecontracte nichts gefehlt habe als die öffentliche Vollziehung. Saint-Hyacinth, der durch den Theil den er an dem lustigen Streite des **Mathanasius** hatte, bekannt ist, ward für ihren Sohn gehalten. Bossuet, erzählt man, war noch sehr jung, als er sich mit ihr in diese Verbindung einließ. Mademoiselle Desvieux opferte ihm endlich ihre Leidenschaft und ihren Stand auf, um dem Glücke kein Hinderniß in den Weg zu legen, zu dem ihr Liebster durch seine Beredsamkeit in der Kirche gelangen konnte. Sie versprach ihm, daß sie sich nie auf ihre Rechte berufen wolle, und man setzt hinzu, daß sie nie ein gefährliches Geheimniß gemißbraucht habe. Bossuet begab sich nun, da er ihr Mann nicht mehr war, in den geistlichen Stand. Nach dem Tode des Prälaten brachte man die ehelichen Vermächtnisse und Versprechungen in Ordnung. Man führt zum Beweise der Wahrheit dieser Erzählung, eine angesehene Familie zu Paris an, die es diesem und jenem soll vertraut haben. Dem ohngeachtet hat diese Verheyrathung vielleicht nicht mehr Grund, als die verdächtigen Verbindungen des Fenelon mit der Madame Güyon. Man kann nichts gewiß sagen,

leon gedenken, und sich des Gerüchts wider ihn bedienen können, das auf ihre beyderseitige Rechnung herum gieng. Aber der Erzbischof zu Cambray dachte zu groß, als daß er Vorwürfe mit Vorwürfen hätte vergelten sollen. Die Heftigkeit seiner Feinde brachte ihn nie von seiner natürlichen Gelassenheit ab. Er beschwerte sich, ohne iemand Vorwürfe zu machen. Er sagte blos zum Bossuet, dessen Heftigkeit und Staatsklugheit ihm bekannt war: „Sie beweinen mich „allenthalben, und wo sie mich nur beweinen, da „schmähen Sie auch auf mich.„

Als sie endlich des vergebenen Streitens und Schreibens müde waren, schickten sie ihre Werke an den Pabst, und unterwarfen alles der Entscheidung Innocentius des zwölften. Die Umstände waren für den Fenelon nicht günstig. Rom hatte seit kurzen den berühmten Molinos, einen spanischen Prediger, der in großen Häusern freyen Zutritt hatte, und sonst ein ehrlicher Mann war, verdammt. Sein Quietismus schien eben derselbe zu seyn, dem der Erzbischof Fenelon anhieng. Ludewig XIV hatte die Verdammung des Molinos, auf Anstiften der Feinde desselben, selbst eifrig

gen, als daß die Mademoiselle Desvieux stets eine gute Freundinn des Bischofs zu Meaux war, und daß man in ihrer Vertraulichkeit nichts unanständiges vermuthete. Er kaufte ihr das kleine Landguth Mauleon, fünf Meilen von Paris. Sie nahm davon den Namen an, und erreichte ein hohes Alter.

befördern helfen. Dieser Monarch hatte sich also schon, ohne sein Wissen, als einen Feind der reinen und vollkommenen Liebe der Mysticker erklärt. Fenelon hatte niemand als den Cardinal de Bouillon, französischen Abgesandten am Hofe zu Rom, und die Jesuiten, die sich ihm anfänglich widersetzt hatten, ihm aber nach der Zeit Dienste leisteten, auf seiner Seite. Doch muß man davon die Paters la Rue und Bourdaloue ausnehmen, als welche nie seine Freunde gewesen sind. La Rue zog einst auf der Kanzel wider das Buch: **Grundsätze der Heiligen**, los, und ward von seinen Mitbrüdern sehr deßwegen getadelt. Sie vertheidigten nachdrücklich am römischen Hofe die reine und uneigennützige Liebe; da man ihnen indeß in Frankreich vorwarf, daß sie alle Arten der göttlichen Liebe verachteten. Ihre Geschichte ist von einigen mit der Geschichte des Herrn Langeais verglichen worden, der von seiner Frau vor dem Parlamente zu Paris verklagt ward, daß er zum Ehestande untüchtig sey, da ihn zu eben der Zeit ein lediges Frauenzimmer beym Parlamente zu Rennes, als den Vater ihres Kindes angab. Er verlohr wirklich auf beyden Seiten den Proceß.

Der Bischof von Meaux hatte seinen großen Namen, den Anhang der meisten Prälaten in Frankreich, die Unterschrift einiger, und einer großen Anzahl von Doctoren für sich, die sich alle dem Buche des Fenelon widersetzten. Er trug diese unterschriebenen Namen selbst zum Könige.

Das,

Das, was ihm am wenigsten nutzte, war die Abschickung des Abts Bossuet an den heiligen Stuhl. Der Nefe war eben so mittelmäßig, als der Oncle ein großer Mann war. Man erwartete alle Tage die Entscheidung vom Pabste. Die Sache verzog sich aber gewisser heimlichen Kunstgriffe, und der beständigen Uneinigkeit der Rathschlagenden wegen, als welches insgemein Mönche und selten Prälaten sind, die sich mehr mit listigen Streichen und Vergnügungen beschäfftigen. Ludewig ward ungeduldig; er schrieb selbst an Seine Heiligkeit, daß sie doch den Frieden in der französischen Kirche wieder herstellen möchte; er drang so sehr, als Bossuet, auf die Verwerfung des Buchs des Fenelon. Der Monarch war wider den Verfasser so sehr, als wider das Buch eingenommen. Er bestärkte sich in seinen Meynungen, als der Erzbischof von Cambrai ihm die seinigen in einer Unterredung, die sie mit einander hatten, erklärte. Fenelon sprach von der Religion und der Regierung nicht anders als ein Romanschreiber. **Ich habe mit dem witzigsten Kopfe in meinem Reiche gesprochen,** sagte der König, als er ihn verließ, **keiner aber ist so voll Chimären, als er.** Man besinnt sich hierbey auf die Antwort, die Bossuet der Madame de Grignan gab, als sie ihn fragte, ob Fenelon denn so viel Verstand habe: **Ach, Madame! er hat dessen so viel, daß man davor erzittert.**

Indem man die Entscheidung aus Rom erwartete, fiel Fenelon unterdessen in Ungnade, des mächtigen Schutzes der Frau von Maintenon und des Paters de la Chaise, der Thränen des Herzogs von Bourgogne ungeachtet. Er verlohr seine Stelle als Hofmeister der Prinze. Viele von seinen Freunden und Anverwandten fielen mit ihm zugleich in Ungnade. Sie verlohren ihre Aemter, und mußten den Hof verlassen. Der letzte Schlag geschah endlich: Rom that den Ausspruch, und Fenelon ward verdammt. So bald er es erfuhr, machte er selbst seine Verdammung von der Kanzel bekannt. Er ließ einen Widerruf seines Buchs herum gehen, und eine Monstranz verfertigen, welche eine Sonne vorstellte, die von Engeln getragen ward, deren einer verschiedene ketzerische Bücher unter die Füße trat, wo auf einem der Titel seines Buchs stand. Aber auch diese schönen Handlungen wurden übel ausgelegt. Man gab vor, daß sie Stolz und Eitelkeit zum Grunde hätten. Diese Geschmeidigkeit bey einem Manne von Genie gewann indeß aller Herzen. Der Pabst und die Bischöffe bezeugten ihm ihren Wohlgefallen. Aber die unter ihm stehende Geistliche führten sich dagegen desto unanständiger auf. Sie ließen eben dem Prälaten in seinem Hause allerhand Verdruß anthun, dessen Güter vom Marlboroug und seinen Engeländern unversehrt gelassen wurden, da indeß alle andern in derselben Provinz der Plünderung und den Flammen Preiß gegeben wurden.

Man hat zwar gesagt, daß Fenelon nur deßwegen in Ungnade gefallen sey, weil er sich der Bekanntmachung der Vermählung des Königs mit der Frau von Maintenon widersetzt habe; als welche dadurch seine Feindinn geworden, und dieses als eine Gelegenheit sich zu rächen gefunden habe: aber es ist ein Märchen. Es ist falsch, daß man den Fenelon dieser Vermählung wegen befragt habe; dagegen ist es gewiß, daß die Frau von Maintenon stets seine Freundinn geblieben ist. Das einzige, was ihm am Hofe den Fall bereitete, war sein Quietismus, und sein Kopf voll Projecte. Diese Projecte ließen sich vortrefflich hören, sie waren aber unmöglich auszuführen. Seine Grundsätze der Regierung haben sehr viel ähnliches mit der Republik des Plato.

Gerührt von der Liebe zur Tugend und zur Menschlichkeit, voll von den besten Gedanken der Alten, trug er alle seine Begriffe in den Telemach zusammen. Ist es Homer oder Virgil, der den Plan zu diesem moralischen Romane gezeichnet hat? Er hat alle Pracht des einen, und alle Zierlichkeit des andern; die Annehmlichkeiten der Fabel und die Stärke der Wahrheit; edle und erhabene Beschreibungen; lachende und natürliche Gemälde. Die Unterthanen finden in diesem Werke einen eifrigen Freund, der nichts sucht, als sie glücklich zu machen; und die Könige einen unversöhnlichen Feind der Schmeicheley. Allenthalben zeigt sich die Tugend unter tausen-

derley Gestalten, stets von der Glückseligkeit begleitet. Welche lebhafte, natürliche, harmonische Schreibart! Der **Telemach** ist das einzige Buch in seiner Art. Dem ohngeachtet fand man Fehler darinne; das meiste Aufhebens machte man aber mit einigen Bosheiten, die man darinne zu entdecken glaubte. Die schönsten Schilderungen wurden für Portraits gehalten. Die Frau von Montespan, Louvois, der König Jacob, Ludewig XIV, wurden nicht von der vortheilhaftesten Seite darinne gezeigt. Der **Telemach** ward indessen in funfzehn Monaten zwanzig mal gedruckt. Das erste mal kam er nach einer Abschrift heraus, die ein Bedienter dem Autor gestohlen hatte. Man sagte insgeheim, daß die **Grundsätze der Heiligen** ein **Roman**, und daß der **Roman Telemach** die **Grundsätze der Könige** wären.

Nachdem er sich in seine Diöces begeben, beschäfftigte er sich da mit der Verfertigung verschiedener Werke; war das Vergnügen einiger vertrauten und zärtlichen Freunde; ward von den Großen, und besonders vom Herzog von Orleans, dem nachmaligen Regenten, zu Rathe gezogen, und vom Herzog von Bourgogne stets sehr, aber vergebens bedauert. Die Geistlichen, die Soldaten, die Armen seiner Diöces, hatten alle ungemeine Liebe zu ihm, und nannten ihn ihren Vater. Es scheint, daß er hier endlich die wahre Glückseligkeit gefunden habe, ob er gleich ohne Unterlaß vom Hofe redete, und ihn bedauerte.

Er

Er erkannte am Ende seines Lebens die Eitelkeit der Wissenschaften, und machte einige a) galante Verse, im Geschmack des Quinault.

Bossuet, der durch seinen Sieg mehr gedemüthigt schien, als sein Nebenbuhler durch seine Niederlage, starb ebenfalls in seiner Diöces, mit dem Ruhme eines eifrigen, arbeitsamen und gutthätigen Prälatens. Man sagt, b) daß diese beyden berühmten Antagonisten, die sich mit so viel Hitze über theologische Materien herum schlugen, eine ganz philosophische Denkungsart gehabt haben, und daß sie, wenn sie zu Londen gebohren worden wären, ihrem Genie einen Schwung würden gegeben, und ihre Grundsätze besser entwickelt haben, die niemand in Frankreich recht verstanden hat.

Der Pater Bouhours
und
Barbier d'Aucour.

Bouhours ist, gegen die großen Schriftsteller zur Zeit Ludewigs XIV gerechnet, eben das, was gegen vortreffliche Historienmaler ein guter Miniaturmaler ist. Seine Gedanken haben nicht das

a) Zeitgeschichte Ludewigs des vierzehnten.

b) in eben der Zeitgeschichte Ludewigs XIV.

das Erhabene eines Genies. Er ist rein, deutlich, richtig, zierlich, angenehm; aber niemals erhaben. Das Verdienst des Bouhours ist ein Werk der Kunst und des Mechanismus. Man hat gesagt, daß ihm, um gut zu schreiben, nichts fehle, als die Kunst zu denken.

D'Aucour hingegen schrieb gut und dachte noch besser. Er ist einer von denen, welchen Despreaux nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren läßt. D'Aucour blieb in einer Rede stecken, die er vor Gericht hielt. Diese Begebenheit gab lange Gelegenheit zur Satyre, und man beurtheilte den Advocaten darnach. Aber die Zeit und seine Schriften haben ihn vertheidigt. Er ist einer von den geschicktesten Männern, die die französische Akademie und die Gerichtsstädte gehabt hat. Man hält ihn für den, der den Cochins, den Aubris den Weg gezeigt hat. Seine Vertheidigungsrede eines Unschuldigen, der auf die Tortur war gebracht worden, ist ein Meisterstück; nichts aber hat ihn bekannter gemacht, als die Sentimens de Cleanthe sur les entretiens d'Ariste & d'Eugène. Diese Critik ist eben so sehr das Werk der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks, als der Rachgier gegen die Jesuiten.

D'Aucour ist unter dem Namen Advocatus sacrus a) sehr bekannt. Dieser Name ward ihm

a) Woher er diesen Namen erhalten findet man umständlicher in den Anecdoten II Th. unter dem Namen d'Aucour, S. 74.

ihm von den Jesuiterschülern gegeben, und d'Aucour schwur sich an ihnen zu rächen. Er wollte demnach alle Jesuiten in der Person und den Werken des **zweyten Vaugelas** seiner Zeit züchtigen.

Bouhours behauptete diesen Ruhm in allem, was er machte. Man machte viel aus seiner **Nachricht von dem christlichen Tode des Herzogs von Longueville**; seine **Lebensbeschreibung des heil. Ignatius**, und besonders **des heil. Franz Xavier**, wurden sehr wohl aufgenommen. Jedermann las sie mit Vergnügen. Er legte noch größere Ehre mit seiner **Art in witzigen Schriften wohl zu denken** ein; ein jungen Leuten sehr nützliches Buch, um ihren Geschmack zu bilden, und ihnen zu zeigen, wie sie Schwulst, Dunkelheit, falsche und gesuchte Gedanken vermeiden sollen. Aber keins seiner Werke übertrifft die **Unterredungen des Arist und Eugens**. Man findet vortreffliche Stücke darinne. Barbier d'Aucour griff dieses Werk gerade zu der Zeit an, da es das meiste Aufsehen machte. Er gab die oben gemeldete Critik darüber heraus.

Alles was man von einem strengen und sinnreichen Beobachter erwarten kann, findet sich darinne beysammen: Scharfsinnigkeit, Geschmack, richtige Urtheile, starke und deutliche Gemälde, sehr feiner Scherz. Die Critik ward für vollkommen gehalten. Sie trug so gar zum guten Abgange der **Unterredungen** bey. Man

wollte eins ohne das andere nicht lesen. Der große Colbert und alle Freunde des P. Bouhours konnten dem scharfsinnigen Aristarchus desselben ihren Beyfall nicht versagen. D'Aucour fängt mit dem Guten an, das sich in dem Buche befindet; hernach aber geht er es genauer durch, untersucht es Stück für Stück, sondert das Wahre vom Falschen, das Gründliche vom Seichten, das Schöne vom Glänzenden ab, und man sieht deutlich, daß das Schlechte darinne den Vorzug hat, daß die Fehler die Schönheiten übertreffen, und daß zum Lobe sehr wenig übrig bleibt. Die **Unterredungen**, sagt er, **sind ein Buch; weiter aber auch nichts.** Amelot de la Houssaie vergleicht diese Critik mit der Critik über den Cid, und sagt, daß die eine dem Pater Bouhours mehr geschadet habe, als die andere dem Corneille.

Der Jesuit gerieth fast in Verzweifelung, und glaubte seinen ganzen Ruhm auf einmal verdunkelt. Seine Freunde suchten ihn zwar zu trösten. Der P. Commire rieth ihm, dem d'Aucour nicht zu antworten, und ihn als einen Schriftsteller anzusehen, den man zu viel Ehre erwiese, wenn man sich gegen ihn rechtfertigte.

a) „Schäme dich nicht, Bouhours, gegen den „eiteln Cleanth ein großmüthiges Still„schwei-

a) Ne sit Buhursi, magnanimo pudor
Vanum Cleanthem ferre silentio,
Tua-

„schweigen zu beobachten, und halte einen „Jüngling, der voll Stolz dich zum Streit „auffodert, deines Zorns nicht würdig.„

Aber der Pfeil, der wider den Verfasser der **Unterredungen** abgeschossen worden, war zu tief in sein Herz gedrungen; er fühlte ihn die ganze Zeit seines Lebens. Er wandte alles an, um die Critik zu unterdrücken, doch ohne daß sein Ruhm darunter leiden sollte. Er verschafte sich insgeheim Vertheidiger, und namentlich den Abt Montfaucon de Villars, der durch seinen Comte de Gabalis und einige andere eben so sonderbare Werke bekannt ist. Dieser Abt warf sich zum Vertheidiger der **Unterredungen** auf, in einer kleinen Schrift, unter dem Titel: De la delicatesse. Wenn man Witz, Zierlichkeit, und Annehmlichkeit sucht, so wird man in dieser Vertheidigung genug davon antreffen; es fehlt ihr aber an Richtigkeit und Scharfsinn im Urtheilen. So weit sie auch unter der Critik steht, so war doch Bouhours voller Freuden, sich vertheidigt zu sehen. Er schrieb an den Abt Villars und bedankte sich. Sein Brief ist voller Empfindung.

Aber der Triumph dieses Jesuiten dauerte nicht lange. Barbier d'Aucour that im Jahr 1672 neue Angriffe, und gab den zweyten Theil der Sentimens de Cleanthe heraus, in welchem

Tuaque ne digneris ira
Pugnæ avidum juvenem superbæ.

er so wohl den Abt Villars widerlegt, als auch ein Supplement zur Critik über die **Unterredungen des Arist und Eugens** liefert.

Der Streit endigte sich endlich mit dieser Schrift. Die Waffen fielen von selbst den Streitenden aus den Händen. Man muß gestehen, daß niemand seinem Caracter nach weniger Feinde zu haben verdiente, als der Pater Bouhours. Er war ein eben so guter Bürger, eben so guter Freund, eben so guter Geistlicher, als vortrefflicher Jurist. Man nannte ihn den **Waschmeister der Musen.** Er sagt selbst, daß er kein Talent weiter habe, als in die feinste Metaphysik der Grammatik einzudringen. Uebrigens ist er einer von denen, die ihrer Gesellschaft die meiste Ehre gemacht haben, ob diese ihn gleich nicht unter die Zahl ihrer großen Männer setzt. Sie betrachtet ihn als einen schlechten Schriftsteller, der nur den Worten nachläuft. Man erzählt, daß, als er einst eine Predigt vom Bourdaloue in eine reinere und zierlichere Sprache übersetzt, und sie ihm so verändert überbracht habe, Bourdaloue, dieses männliche und feurige Genie, über die Verunstaltung seines Werks so in Eifer gerathen sey, daß er es auf die Erde geworfen, und betheuert habe, er wolle in seinem Leben nie wieder predigen, wenn er es in einem so elenden und kindischen Geschmacke thun müßte.

Der Abt Boileau
und
Johann Baptista Thiers.

Die Geschichte der Flagellanten hat zu diesem Streite Anlaß gegeben. Das Werk belustigte zur damaligen Zeit, wegen des sonderbaren Inhalts und Genies des Verfassers viele Leser. Der Abt Boileau, dieser wunderliche Kopf, hat nichts, als wunderliche Dinge hervor gebracht: Das Leben der Bischöffe; die Residenz der Canonicorum; die Kleidung der Prediger; das unverschämte Anfühlen; die Geschichte der Flagellanten. Er war der ältere Bruder des Despreaux. Dieser pflegte immer von ihm zu sagen, daß er Doctor in der italienischen Comödie hätte werden können, wenn er nicht Doctor der Sorbonne gewesen wäre.

Der Abt Boileau fängt seine Geschichte der Flagellanten mit der Vorstellung des Fanatismus ihrer Secte an. Diese Secte entstand in Italien, gegen das dreyzehnte Jahrhundert, aus einer monströsen Vermischung der Andächteley mit dem Laster. Es ist keins, daß die Flagellanten nicht zu büßen glaubten, wenn sie sich öffentlich geißelten. In dieser Absicht versammelten sich Männer und Weiber bey tausenden,

zogen sich fast nackend aus, ließen sich Fahnen und Kreuze durch die Priester vorweg tragen, giengen in Procession zwey und zwey, und zerfleischten sich mit Peitschen und Geißeln auf eine entsetzliche Weise. Dieß thaten sie nicht allein am Tage, sondern selbst in der Nacht liefen sie auf den Gassen herum, indem sie durch dieses Mittel die göttliche Gerechtigkeit zum Mitleiden zu bewegen glaubten. Sie sagten, daß das Blut, das aus ihren Wunden floß, sich mit dem Blute Jesu Christi vermische. Diese Secte, welche die Kirche gern in ihrer Geburt erstickt hätte, nahm gleichwohl allenthalben überhand. Sie schlich sich in Ungarn und Deutschland ein; Frankreich selbst blieb nicht frey davon. Die öffentlichen Geißelungen wurden allda ebenfalls Mode. Heinrich III bestätigte sie in der Folge nicht allein, sondern übte sie selbst aus. Er richtete verschiedene Gesellschaften der Flagellanten auf; blaue, graue, weiße, schwarze büßende. Man findet sie noch in einigen Städten, die in denen von der Hauptstadt entfernten Provinzen liegen. Diese neuen Flagellanten haben aber mit den alten nichts gemein, als die Geißelung selber. Die Spanier und Italiener haben besonders noch viel Geschmack daran. Sie rühmen sich oft damit. Man findet da Liebhaber, die sich unter den Fenstern ihrer Geliebten bis aufs Blut geißeln.

Der Abt Boileau hatte nicht die Absicht, daß er diese Bußhandlungen seinen Landsleuten ganz ausreden wollte. Er wußte wohl, daß diese

Krank-

Krankheit, die ehemals ansteckend gewesen war, jetzt so gefährlich nicht mehr sey; daß das Parlament zu Paris im Jahr 1601 einen Befehl, auf Ansuchen des Generaladvocaten Servin, habe ergehen lassen, welcher die öffentlichen Geißelungen untersagte: sondern er sahe nur auf gewisse Gebräuche einiger Mönchs- und Nonnenorden. Er hielt die Einführung der Geißelung unter ihnen den guten Sitten für sehr nachtheilig; besonders wenn man es bey der bloßen Geißelung bewenden ließ, und sie weder mit Fasten, noch Gebeten, noch andern guten Uebungen vergesellschaftet war.

Der Abt Boileau hatte recht in dem was er sagte; man fürchtete aber, daß er zu weit gehen möchte. Er befand sich in großer Verlegenheit, als er sein Buch wollte drucken lassen. Es ward ihm überall die Approbation versagt. Er erhaschte unterdessen ein Privilegium. Der Titel hieß, als er sein Manuscript übergab: a) **Geschichte der Flagellanten, über den verkehrten Gebrauch der Geißeln.** Er mußte an statt **verkehrten**, b) **guten** setzen, um dadurch zu verstehen zu geben, daß man das Geißeln zum Guten anwenden könne.

Dieser Vorsicht ungeachtet, verursachte dennoch das Werk ein großes Aergerniß, als es heraus kam.

a) Historia flagellantium de perverso flagrorum usu.

b) de recto.

kam. Die Andächtigen, so wohl männlichen als weiblichen Geschlechts, und auch viel andere, die es noch nicht waren, aber doch mit der Zeit werden wollten, schrien gewaltig dawider. Sie verlangten, daß man ihnen in der Buße nichts vorschreiben solle. Die Mönche und Nonnen beschwerten sich über Verfolgung, und geißelten sich rasender als zuvor. Sie gaben sich auf allen Seiten Mühe, das Buch zu unterdrücken und das Privilegium zu widerrufen; aber die ganze Flagellantenzunft konnte es so weit nicht bringen. Der Abt Boileau lachte sie nur aus. Bisher hatte er sich noch nicht gemeldet; aber nun zog er die Masque ab, bekannte sich zur **Geschichte der Flagellanten**, und übersetzte sie ins Französische.

Johann Baptista Thiers ward darüber aufgebracht; doch wagte er es noch nicht, öffentlich die Parthey der übertriebenen Andächtigen zu nehmen. Man hatte ihn nicht im Verdacht, daß er es selbst sey: vielmehr hatte sich dieser verständige Schriftsteller blos durch einige Abhandlungen, die alle auf die Ausrottung der Mißbräuche giengen, einen Namen gemacht. Er hatte wider einige Heiligen, wider einige verdächtige Reliquien, wider die heilige Thräne in der Abtey der Benedictiner zu Vendome, und wider die Aufschrift des Klosters der Franciscaner zu Rheims, **dem beyden Gekreuzigten, Gott und dem heil. Franz**, geschrieben. Aber, andere Zeiten, andere Sitten. Eben dieser Autor erklärte sich, in einem

einem Schreiben ohne Namen, für den Gebrauch der Geißel.

Dem Abt Boileau ward sehr übel begegnet. Man sagte, daß er sich in seinem Buche sehr vergessen habe; daß er es nur für die kleinen Herren geschrieben, und daß seine Erzählungen noch freyer wären, als die Erzählungen des Lafontaine. Man machte die ganze Person des Doctors lächerlich, seine Mine, seine Gestalt, seine Manieren, seine Reden. Die Jesuiten billigten diesen Brief ohne Namen, und ihr Beyfall verdroß den Abt weit mehr als alles übrige. Um sich zu rächen, und das Unanständige, das sich in verschiedenen Beschreibungen der **Geschichte der Flagellanten** befindet, machte er eine Sammlung von **metaphysischen und sonderbaren Gewissensfragen**, welche Sanches sehr frey untersucht und beantwortet hat. Dieß Werk kam aber nicht an den Tag. Dagegen gab er den Tractat: **Unzüchtige Berührungen** heraus. Die Gemälde des a) Aretino sind gewissermaßen erträg-

 licher,

a) Aretino schrieb zu gleicher Zeit auch andächtige Werke. Man hat von ihm ein Leben der heil. Jungfrau, und eine Umschreibung der sieben Bußpsalmen. Besonders machte er sich durch seine Satyren berühmt, in denen er selbst gekrönte Häupter nicht schonte. Er rühmte sich, daß er ihnen die Wahrheit besser sage als ein Prediger. Man hat ihn daher die Geißel der Prinzen genannt. Sie erkauften seine Freundschaft durch ansehnliche Geschenke, und machten ihn so stolz,

sicher, als die Schilderungen, die dieser Abt hier seinen Lesern vor Augen stellt. Man las seine übersetzte **Geschichte der Flagellanten** eben so, wie man die ausgelassensten Werke liest.

Das

stolz, daß er sich für den obersten Richter auf Erden hielt. Auf einer Münze, die er schlagen ließ, war er auf einer Seite mit diesen Worten vorgestellt: **Dem göttlichen Aretino;** auf der andern Seite sahe man ihn auf einem Thron sitzend, wie er Geschenke von den Gesandten ihm zinsbarer Prinzen annahm. Carl V schickte ihm, nach seiner unglücklichen Unternehmung gegen Tunis, eine goldene Kette. Aretino wog sie mit der Hand, und sagte: **Für einen so dummen Streich ist sie sehr leicht.** Man sagt, daß er auf eine sehr seltsame Weise ums Leben gekommen sey, indem er für Lachen, da man ihm allerhand Zoten erzählte, mit dem Stuhle rücklings umgefallen, und den Hals gebrochen habe. Er starb zu Venedig, im Jahr 1559, im sechs und sechzigsten Jahre seines Alters, und ward in der Kirche des heil. Lucas begraben. Man machte ihm folgende Grabschrift:

Qui giace l'Aretin amaro tosco
Del sem' human, la cui lingua trafisse
Et vivi, & morti; d'Iddio mal non disse
Et si scuso, co'l dir, io no'l conosco.

„Hier liegt Aretino, der Schandfleck des „menschlichen Geschlechts, der weder Todte noch „Lebendige schonte. Von Gott sprach er „nichts übels, und entschuldigte sich damit, daß „er ihn nicht kenne.„

Das Schreyen der Andächtigen verdoppelte sich. Es erschienen im Jahr 1703 verschiedene Critiken; unter andern eine vom Thiers, die in zwey Theile getheilt ist. Der erste geht auf den Plan der Flagellantengeschichte, und der andere auf die Ausführung desselben. Thiers schrieb für die Geißelungen mit eben dem Eifer, als er wider den Gebrauch der Perüquen bey den Geistlichen geschrieben hatte. Er gründet seine Sache auf Vernunftschlüsse und Exempel. Er führt das Beyspiel Heinrichs IV, der sich selbst der Geisselung unterwarf; die Cardinäle d'Ossat und Düperron an: eine sehr eitele Formalität, aber noch eitlere Absicht, indem er dadurch einen Gebrauch eingeführt wissen will, der bisweilen selbst ein Verbrechen, und nur durch Wollüstlinge entstanden ist; einen Gebrauch, der durch viele andere, die einem wahren Bußfertigen weit anständiger sind, kann ersetzt werden; einen Gebrauch endlich, den die Religion nirgends befiehlt, und der uns an jene Baalspfaffen erinnert, die sich mit Messern zerritzten, oder an jene unsinnige Braminen, die den größten Theil ihres Lebens in ihrer Zelle nackend zubringen, und sich Nägel in die Arme und Schenkel stechen, zu Ehren ihres Gottes Brama.

Die Critik des Thiers ward durch eine andere unterstützt, die der Pater Dücerceau heraus gab. Dieser Jesuit, dessen Schriften alle voller Muntterkeit und Annehmlichkeit sind, veränderte den Ton, und predigte die strengste Moral. Die Journalisten zu Trevoux lobten sein Buch, so wie auch

auch des Thiers seins. Dieses Lob mißfiel abermals dem Abt Boileau, und selbst sein Bruder Despreaux beschwerte sich darüber. Die Jesuiten waren beyden nicht gewogen. Der Abt hatte sich auf die Seite des Portroyal geschlagen, und Despreaux hatte sie in seinen Satyren nicht geschont. Er machte ein Sinngedicht wider sie, in welchem er sagt, daß die **Geschichte der Flagellanten** nicht den Gebrauch der Geißel, sondern den Mißbrauch, den man damit machen könne, verwerfe. Diese Geschichte, sagt er, läßt großen Sündern die Freyheit sich mit Schlägen zu martern; sie verbietet ihnen nur

a) „Das öffentlich und vor aller Augen
„zu thun, was sie Wohlstands halber nur
„im geheim thun sollten, und bestreitet die
„falsche Frömmigkeit nachdrücklich, welche,
„unter dem Vorwande die Wollust zu dämpfen,
„durch die Strenge und durch die
„Buße selbst das Feuer der Wollust entzündet.„

Die

a) D'etaler & d'offrir aux yeux
Ce que leur doit toujours cacher la bienséance,
Et combat vivement la fausse pieté,
Qui, sous couleur d'éteindre en nous la volupté,
Par l'austerité meme, & par la pénitence
Sait allumer les feux de la lubricité.

Die Beyspiele, die darüber in der **Geschichte der Flagellanten** angeführt werden, sind abscheulich. Man erstaunt, daß der Abt Boileau, daß ein Mann von seinem Stande, und einer so strengen Lebensart, es hat wagen können, sie den Augen der Leser vorzustellen. Sein Buch ist voll von unverschämten Gemälden; seine Ausdrücke sind niedrig und schmutzig. Er mußte nicht viel Umgang mit der gesitteten Welt gehabt haben. Als er bey Gelegenheit seines Buchs von den **unzüchtigen Berührungen** gefragt ward, wie er auf solche Materien habe verfallen können, antwortete er: **Ich weiß nicht, aber ich habe nie dergleichen selbst ausgeübt.** Man sagt gleichfalls vom Sanches, daß die Reinigkeit seiner Sitten zum Muster dienen könne. Dem Buche des Boileau fehlt das Verdienst gut geschrieben zu seyn; es ist wirklich schlecht geschrieben, und um so viel weniger gefährlich, als des **Chorier** seins, welcher die freyesten Gedanken mit der größten Zierlichkeit und Feinheit des Ausdrucks vorzutragen gewußt hat.

Despreaux
mit den
meisten Schriftstellern seiner Zeit.

Der Titel des **Obervogts auf dem Parnassus**, ist nicht der, der dem Despreaux die meiste Ehre macht. Die Namen einiger Unglücklichen, die er dem öffentlichen Gelächter aufgeopfert hat, werden seinen Namen nicht verewigen. Die Nachwelt wird geschwind seine ersten Satyren überschlagen, und sich bey seinen schönen Briefen, bey seinem **Lutrin**, und besonders bey seinem **Lehrgedicht von der Poesie** aufhalten; vortreffliche Werke, in welchen die Dichtkunst auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit erscheint. Wie richtig, wie rein, wie stark und wohlklingend ist alles! Das Genie und der Fleiß haben an diesen Werken alles gethan, was sie thun konnten. Der Vater unsers französischen Horaz sagte eines Tages, da er von seinen Kindern sprach, vom Nicolaus: **er sey ein gutes Kind, das nie von iemand übels sprechen werde.** Nie hat ein Vater seinen Sohn weniger gekannt. Die Satyren des Despreaux brachten besonders den berüchtigten Herzog von Montausier in Harnisch. So oft dieser mürrische, aber

aber ehrliche Mann, den Namen dieses Poeten nennen hörte, sagte er: „Man sollte ihn mit Lor„bern gekrönt auf die Galeeren schicken, oder ihn „mit allen Satyrenschreibern in den Fluß tra„gen.„ Seine vornehmsten Streitigkeiten waren mit dem Carl Perrault, von dem wir anderwärts reden werden; mit dem Chapelain, Büssi-Rabütin, Bourfault, Saint-Pavin und Liniere, mit dem Quinault, Abt Cotin, und den Journalisten zu Trevoux. Es wäre überflüßig, wenn man unter diesen Schriftstellern, deren einige sehr viel Achtung verdienen, jene kleinen Schmetterlinge namhaft machen wollte, die um den Widersacher des Aberwitzes herumflatterten, und zerdrückt wurden. Wir werden uns selbst nicht lange bey iedem Artickel aufhalten, weil nichts bekannter ist, als was den Despreaux angeht.

Chapelain.

Dieser war ein wahrer Theaterkönig. Nachdem er eine Zeitlang die wichtigste Person in der gelehrten Welt vorgestellt hatte, so spielte er endlich noch die lächerlichste Rolle. Das Publicum hielt ihn anfänglich für einen großen Mann, und er war selbst noch mehr davon überzeugt als das Publicum. Alles kam zusammen, um ihn den Kopf von seinen Verdiensten schwindelnd zu machen. Der Hof überhäufte ihn mit Ehre und Pensionen. Der Minister Colbert trug ihm auf, einen Aufsatz von Gelehrten zu machen, die vor-

züglich der Gnade des Königs würdig wären. Die französische Akademie zählte ihn unter ihre vornehmsten Mitglieder, und suchte die Ehre, ihn zu besitzen. Was aber am meisten von der großen Meynung, die man von ihm hatte, zeugt, ist der Betrug den der Cardinal Richelieu spielte, um eins seiner Werke in Ansehen zu bringen. Er borgte den Namen des Chapelain. Nichts geringers als der Muth des Despreaux, und sein unaufhörliches Schreyen wider den bösen Geschmack, ward auch erfodert, um diesen Götzen umzuwerfen.

Er stach ihn auf tausenderley Weise an, doch so, daß er weder seine Religion noch seine Ehre beleidigte. Unser Juvenal räumte dem Chapelain den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes willig ein: es verdroß ihn aber, daß man ihn für den schönsten Geist im Königreiche hielt. Der Lobspruch schien ihm abgeschmackt. Wenn ich das, was ich darüber denke, nicht schreiben darf, sagte er:

a) „So will ich ein Loch in die Erde „machen, und gleich jenem Barbier, den „Schilf, durch ein neues Kunststück, sagen „lassen: Midas, der König Midas hat „Eselsohren.„

Die

a) J'irai creuser la terre, &, comme ce barbier,
Faire dire aux roseaux, par un nouvel organe,
Midas, le roi Midas a des oreilles d'ane.

Die Anwendung dieser Verse war überaus beleidigend: Aber wie sollte sich Chapelain rächen? Seine Freunde riethen ihm zu schweigen, und er that es auch. Er sagte nur, wo er hinkam, daß er sich gegen die Schmähungen eines jungen, und im Geschmack verzärtelten Poeten, zu groß achte; daß er ihm die Ehre nicht erweisen wolle, ihm einige Empfindlichkeit merken zu lassen; und daß er sich zu erniedrigen glaube, wenn er ihn widerlegen wollte. Er setzte hinzu, daß er eine andere Art von Rache in Bereitschaft habe, die einem Manne von seinem Rufe weit anständiger sey.

Er meynte damit das berüchtigte Gedicht vom **orleanischen Mädchen**; ein Gedicht, das nie vergessen werden wird, weil man es durchaus so lächerlich gemacht hat, und das gleichwohl dem Verfasser dreyßig Jahre Arbeit gekostet hat. Montmaur machte die bekannten zween Verse darauf:

> a) „Das Mädchen des Chapelain, auf „das man so lange gewartet hat, kommt „endlich nach so vielen Jahren als ein altes „Weib zum Vorschein.„

Der Verfasser des **Mädchens** glaubte seinen Feinden den Mund zu stopfen, und sich der Unsterb-

a) Illa Capellani dudum expectata puella,
Post tanta in lucem tempora prodit anus.

sterblichkeit zu versichern, als er dasselbe heraus gab: Aber er gab nur stärkere Waffen der Satyre, und warf seinen Ruhm, der bisher nur gewankt hatte, völlig über den Haufen. Vielleicht wäre er, ohne dieses Gedicht, immer in einer gewissen Achtung verblieben. Der Bischof zu Avranches, Hüet, findet es, der Anlage der Fabel nach, vortrefflich: aber alle Welt sagt, daß die Verse hart, ungestalt, und wider alle Vernunft sind. Despreaux, Racine, Lafontaine, und einige andere ihrer Freunde, legten einander in Gesellschaft einige Verse daraus zu lesen zur Strafe auf, wenn einer von ihnen einen Sprachfehler begangen hatte. Chapelain ist ein Beweiß, daß die Versification ein wesentlicher Theil eines Gedichts ist. Er hatte das seine in vier und zwanzig Gesänge getheilt; es sind aber nur die zwölf ersten gedruckt worden. Es ward vor einigen Jahren eine neue Auflage dieses Gedichts zu Paris angekündigt, wo man die zwölf letzten Gesänge zugleich mit zu liefern versprach: Aber das Publicum ward durch den Titel dermaßen abgeschreckt, daß sich nicht zwanzig Subscribenten darzu fanden.

Despreaux sammelte zu seinem Vergnügen Verse aus diesem Gedichte zusammen, und machte auch selbst bisweilen einige im Geschmack des Chapelain. Er sang sie hernach nach den zärtlichsten Melodien ab, und das Unähnliche zwischen der Melodie und den Worten, that eine sehr comische Wirkung. Die Freunde des Despreaux halfen diesen Scherz mit ausführen. Man parodirte

dirte ganze Auftritte vom Cid. Der arme Chapelain ward also überall öffentlich zum Gelächter gemacht. Man bediente sich darzu seiner ganzen Person, seiner Gestalt, seines Ganges, seiner Kleidung, seiner alten Perûque, seiner Hausmütze, u. s. w. Diese Parodie oder Possenspiel ward an verschiedenen Orten gespielt. Der französische Apollo, der sich so gedemüthigt sahe, beklagte sich, drohete, nahm seine Zuflucht zu seinen großen und vornehmen Beschützern; aber seine Klagen gaben nur zu neuen Spöttereyen Gelegenheit. Endlich ward eben der Mann, den das Publicum anfänglich sehr unrecht vergöttert hatte, mit noch größerm Unrecht zum allgemeinen Mährchen: denn Chapelain ist nicht ganz ohne Verdienste. Man liest noch ietzt eine von seinen Oden an den Cardinal Richelieu, und seine Melanges de litterature mit Vergnügen.

Büssi-Rabütin.

Eine gewisse Dame sagte von ihm: **Es steckt in allem, was er geschrieben hat, so viel Eigenliebe, daß einem ganz schlimm davon wird; er stinkt nach lauter Eitelkeit.** Er war in der That ein zweyter Narciß, und vielleicht war er noch mehr in sich verliebt als Narciß. Er besaß alles, was die Leute stolz macht: eine vornehme Geburt, Genie, ein gutes Ansehen, Herzhaftigkeit, und viel Glück beym Frauenzimmer. Als Hofmann, als Soldat, als

Schriftsteller glaubte er nicht seines gleichen zu haben; und man weiß, wie sehr er sich darinne irrte. Am meisten muß man darüber erstaunen, daß er sich in seinen Gedanken so gar über den Marschall von Türenne weg setzte. Diesen hohen Ton findet man bey ihm überall, und selbst in den Briefen, die er an Ludewig XIV schreibt. Der Graf de Büssi wollte, daß alle Welt nur von ihm sprechen sollte.

Er machte sich an den Brief des Despreaux, der vom Uebergange über den Rhein handelt. Dieser Brief, ein dem Ruhme der Nation und ihres Königs aufgerichtetes Denkmaal, war mit großem Beyfall aufgenommen worden, und verdiente es auch, so wohl seiner Schönheit als auch der Zeitumstände wegen. Der Poet ward bey dieser Gelegenheit dem Monarchen vorgestellt. Der Feldzug vom Jahr 1672 verewigte den einen wie den andern. Man lernte den schönen Brief des Despreaux auswendig. Büssi aber, der thörichte Büssi, der damals im Exilio war, und ganz in Vergessenheit zu gerathen befürchtete, machte sehr hämische Anmerkungen über denselben, die aber nicht öffentlich bekannt wurden. Er hielt sich besonders bey der Stelle auf, wo der Dichter zum Könige sagt, daß, wenn er fortführe, so geschwind eine Stadt nach der andern zu erobern, er ihm nicht mehr nachfolgen könnte, und daß er sich an die Ufer des Hellesponts würde begeben, und da seiner erwarten müssen. Er spottete

über diese Ufer des Hellesponts, und schrieb darunter tarare pon pon - - -

Despreaux erfuhr es sehr zeitig, daß Büssi seinen Brief lächerlich zu machen suche. Ein Feind mehr erschreckte einen Dichter gar nicht, der stets mit den Pfeilen der Satyre bewafnet war. Er setzte sich vor, es dem Büssi nicht besser zu machen, als er es dem Cotin und Cassaigne gemacht hatte. Der Graf erfuhr es, und ließ geschwind wieder Friede stiften. Despreaux und er schrieben einander Briefe voller Hochachtungs- und Freundschaftsversicherungen; aber der Satyrenschreiber ließ sich dadurch nicht abhalten, den Vers mit unterlaufen zu lassen, da er von der Gefahr, eine verbuhlte Frau zu heyrathen, redet:

> a) „Mich unter die Zahl der Heiligen
> „zu begeben, die Büssi berühmt gemacht
> „hat.„

Despreaux riß dadurch eine alte Wunde wieder auf, indem er ihm die Ursache seiner vorigen Ungnade vorwarf. Der Graf war im Jahr 1665 in die Bastille gesetzt worden; er ward zwar nach einigen Monaten wieder heraus gelassen, mußte aber siebzehn Jahr vom Hofe entfernt auf einem seiner Güter zubringen. Er plagte während der Zeit Ludewig XIV mit häufigen Briefen, die wenigstens von einer schwachen und kleinen Seele zeu-

a) Me mettre au rang des saints, qu'a célébrés Bussi.

zeugen, wenn sie nicht gar eine falsche Seele verrathen; aber der König blieb unerbittlich. Man führte verschiedene Beschwerden wider den Büssi: er hatte ein kleines Büchelchen, in Gestalt eines Meßbuchs, prächtig binden lassen; anstatt der Bilder, die man in die Gebetbücher legt, hatte er in das seine Miniaturgemälde von einigen Männern am Hofe, deren Weiber im Verdacht der Galanterie waren, gelegt; Unter iedes Bildniß hatte er eine kleine Anrede in Gestalt eines Gebets gesetzt. Außer diesem Buche, hatte er auch die bekannte Histoire amoureuse des Gaules, diese allzu deutliche Beschreibung der Intriguen und Schwachheiten der Hauptpersonen am Hofe, heraus gegeben. Die, welche den Grafen besser kennen wollten, glaubten, daß das ganze Verbrechen desselben in nachfolgendem Gesange stecke:

> a) „Wie glücklich ist Deodatus, daß er „jenen verliebten Schnabel küssen darf, der „von einem Ohre bis ans andre geht!„

Despreaux aber folgte der gemeinen Meynung, und redete von den neuen Heiligen, wie sie in dem Calender des Büssi standen. Ein gewisser Dichter war ihm deßwegen schon noch übler mitgefahren als Boileau:

a) „Die

a) Que Déodatus est heureux
De baiser ce bec amoureux,
Qui d'une oreille à l'autre va!

a) „Die Vornehmsten des Hofes hatte „Büssi, (wer sollte es wohl glauben?) mit„ten am Hofe mit erschrecklichen Schmäh„schriften angegriffen. Ludewig ließ ihn „ins Gefängniß setzen, und nahm ihm seine „Stelle bey der Armee, die er nicht werth „war. Wie gering ist diese Strafe! Ein „Schurke ward dadurch den spanischen Sä„beln, die er scheuete, und den französischen „Prügeln, die er verdient hatte, entzogen.„

Der Graf litt alles, und ließ seinen Verdruß nicht im geringsten merken, weil ihn die Furcht, einen Despreaux zum Feinde zu haben, zurück hielt. Vergebens schrieb die Wittwe des nicht zu ermüdenden und abgeschmackten Scuderi, die eine gute Gelegenheit, ihren so oft lächerlich gemachten Mann noch nach seinem Tode zu rächen, gefunden zu haben glaubte, Brief über Brief an den Büssi, um ihn dahin zu bringen, daß er die ihm wiederfahrnen Beleidigungen ahnden sollte. Vergebens stellte sie ihm vor, daß ein Mann von sei-

b) Francorum proceres, media (quis credat) in aula
Bussiades scripto læserat horribili.
Pœna levis: Lodoix nebulonem carcere claudens,
Detrahit indigno munus equestre duci.
Sic nebulo gladiis quos formidabat Iberis,
Quos meruit, francis fustibus eripitur.

seinem Stande und Verdiensten nicht so leichtsinnig mit sich umgehen, und sich zum Mährchen der Stadt und des Hofes sollte machen lassen. „Ey! was liegt mir daran, antwortete er dieser „Dame, deren Absichten er errieth, ob man mich „in einer Satyre nennt, ob man darinne sagt, „die Heiligen, die Büssi verewigt hat, da man „dafür die Hahnreye hätte sagen sollen. Die „Metapher ist lächerlich; aber sie ist es nur für „den, der sie vorgebracht hat. Außerdem ist „Despreaux ein witziger Kopf, und ein Mann „von Verdiensten, den ich hochachte.„ So viel Eigenliebe und Stolz auch in den Schriften des geliebten Cousins der Frau von Sevigne herrschten, so kann man ihm doch den Titel eines schönen Geistes nicht streitig machen. Man macht viel aus seinen Maximes d'amour, und aus seinen Sinngedichten, die er aus dem Martial übersetzt oder nachgeahmt hat.

Boursault.

Dieß ist der einzige Schriftsteller, der sich dem Zuchtmeister anderer Schriftsteller ein wenig fürchterlich machte. Despreaux ward ihm gram, weil sein Freund Moliere sich über ihn zu beschweren hatte. Boursault hatte bey diesem großen comischen Schriftsteller und einigen andern Autoren vom ersten Range einige Fehler angemerkt. Er ward daher in die Liste jener Stümper gesetzt, mit denen Boileau beynahe zwey Zeilen voll macht:

a) „Muß

a) „Muß ich die Raserey eines frostigen „Reimers beschreiben? Meine Verse fließ„sen, wie ein Strom, auf das Papier, und „auf einmal kommen mir Perrin, Pelletier, „Bardou, Mauroy, Boursault, Colletet und „Titreville entgegen.„

Boursault rächte sich so gleich durch eine kleine Comödie, von einem Act, unter dem Titel: **Die Satyre aller Satyren.** Das Stück ward angekündigt, und man glaubte auf Unkosten desjenigen, der so oft über andere lachte, etwas zu lachen zu haben. Boileau aber hintertrieb es, ließ das Stück wegnehmen, und den Comödianten die Vorstellung desselben untersagen. Boursault wollte gleichwohl seine Mühe nicht umsonst angewandt haben. Da das Stück nicht durfte gespielt werden, so erhielt er die Erlaubniß, es drucken zu lassen. Er gab es also mit einer vortrefflichen Vorrede, über das abscheuliche Verfahren, verständige und berühmte Männer in den Satyren zu nennen, heraus. Diese Vorrede war einzig und allein wider den Despreaux gerichtet.

a) Faut-il d'un froid rimeur dépeindre la manie?
Mes vers, comme un torrent, coulent sur le papier;
Je rencontre à la fois Perrin & Pelletier,
Bardou, Mauroy, Boursault, Colletet, Titreville.

Wenn ie seine Galle in Bewegung war gesetzt worden, so hätte es bey keinem Stück eher geschehen sollen, als bey diesem, das mit so viel Stärke und Lebhaftigkeit geschrieben war. Aber er fieng an seine Galle zu dämpfen und seinen Zorn zu bändigen, als er es las; die Augen giengen ihm auf, und er empfand nun Hochachtung gegen den, den er zuvor verachtet hatte.

Boursault war nichts weniger als ein verächtlicher Geist. Ob er gleich kein Latein verstand, so war er doch in seiner Muttersprache sehr stark. Er hatte ein gut Genie, dem die Arbeit sehr leicht ward, und das zu munterm Scherze aufgelegt war. Seine **Briefe an Babet** werden heut zu Tage nicht mehr gelesen; aber sein Aesopus hat sich bis ietzt auf dem Schauplatze erhalten. Sein **galanter Mercurius** ist eine von den Comödien, die noch oft wiederholt werden. Es sind Züge darinne, die allen Zuschauern gefallen, und stets gefallen werden. Boursault schrieb auch auf königlichen Befehl ein Buch für den Dauphin, unter dem Titel: l'Etude des souverains. Ludewig XIV war so zufrieden damit, daß er ihn zum Unterhofmeister des Dauphins machte; aber die Unwissenheit in einer Sprache, die dieser Posten nothwendig erfoderte, machte, daß er ihn nicht annehmen konnte. Er war noch auf einer andern Seite unglücklich, indem er eine Besoldung von zwey tausend Livres, die ihm der Hof gab, verlohr, und in die Bastille gesetzt ward, weil er sich in einer poetischen Zeitung, die er zum

Ver-

Vergnügen des Hofes schrieb, über die ehrwürdigen Capuciner-Paters ein wenig lustig gemacht hatte. a)

Boileau erkannte aus so verschiedenen Talenten des Boursault endlich, daß er ihn mit Unrecht beleidigt, und in die Classe der verächtlichsten Schriftsteller der damaligen Zeit gesetzt habe. „Er ist der einzige, sagt er, für dem ich mich gefürchtet habe.„ Er strich den Namen des Boursault aus seinen Satyren aus, und ward nach der Zeit sein aufrichtigster Freund. Ihre Aussöhnung ward durch eine sehr großmüthige Handlung befestigt. Dem Despreaux, der einer Heiserkeit halber sich in dem Bade zu Bourbon zu lange aufhalten mußte, fehlte es an Gelde; Boursault erfuhr es, und brachte ihm zwey hundert Louis d'Or.

Saint-Pavin und Liniere.

Sie standen im Ruf, daß sie eine angenehme Materie auf eine glückliche und leichte Art auszuführen wußten. Aber man findet in ihren Werken bey weiten jene Munterkeit, jene angenehme und glänzende Einbildungskraft, jene feine Dichtart nicht, die man in den Werken eines Chaulieu, eines Saint-Aulere, eines Gresset und ande-

a) Diese trollige Geschichte steht im 2ten Theil der Anecdoten unter dem Namen des Boursault ausführlicher.

anderer bewundert. Diese letztern sind wahrhafte Kinder der Liebe und der Grazien. Das schrecklichste was man an dem Saint-Pavin und Liniere findet, ist, das sie ihr Talent nicht blos zu Kleinigkeiten, sondern öfters zu Gotteslästerungen brauchten. Sie waren durch dergleichen Gedichte mehr als zu bekannt, und Despreaux verabscheuete die boshaften Schriftsteller noch mehr, als die mittelmäßigen.

Dieser große Dichter hegte allemal eine große Achtung gegen die Religion im Herzen, welches sich vollkommen am Ende seines Lebens zeigte, und dasselbe sehr erbaulich machte. „Ehemals, „sagte er, glaubte man an alles, an die Sterndeu„teren, an die Zauberey, an alle Fratzen, die nur „erdacht werden konnten; aber heut zu Tage „glaubt man an gar nichts.„ Als er eines Tages einige starke Geister die Existenz eines höchsten Wesens bestreiten hörte, gerieth er darüber in ein tiefes Nachdenken. Da ihm nun einer von diesen Herren zurief: **Aber Sie, mein Herr Despreaux, Sie sagen gar nichts darzu!** gab ihm der Poet ganz kurz zur Antwort: **Ich denke daß Gott sehr närrische Feinde habe.** Kann man sich noch wundern, daß er den Saint-Pavin und Liniere so wenig geschont hat, da man solche Grundsätze bey ihm findet; da er sich Mühe gab zu verhindern, daß der Parnaß nicht zu einer Schule der Gottlosigkeit würde, und daß man daselbst nicht eine der Religion widersprechende Philosophie predigen sollte?

Sie

Sie suchten sich aber auch zu rächen; der eine machte die abscheulichsten Couplets auf ihn, und der andere ein Sonnet, in welchem er vom Boileau sagte:

a) „Wenn er von niemand übels gesprochen hätte, so würde man nie von ihm gesprochen haben.„

Der Krieg zwischen dem religiösen Poeten und den würdigen Nebenbuhlern der Theophile, der Desbarreau, der Bardouville ward damals sehr heftig. Man that mit Spöttereyen und Sinngedichten Angriffe auf einander. Boileau wirft dem Liniere vor, daß er keinen Witz, als wider Gott habe, und den Saint-Pavin stellt er vor unter dem Namen des

b) „d'Alidor, der auf seinem Stuhle sitzend den Himmel nach seinem Gefallen lästert.„

Unsere beyden Anaxagore fanden so gar Partheygänger; unter andern die Madame Deshoulieres, deren Schicksal war, dem Publico stets gute Sachen zu geben, und die Parthey derer zu nehmen, die ihr schlechte dagegen gaben. Sie suchte endlich ihren Ruhm wieder herzustellen, und pro-

a) S'il n'eut mal parlé de personne,
On n'eut jamais parlé de lui.

b) D'Alidor, assis dans sa chaise,
Médisant du ciel à son aise.

prophezeyhte von einem der beyden, der mit der Arbeit, die heilige Schrift zu einer Comödie zu machen, beschäfftigt war, daß er über kurz oder lang seine Thorheit einsehen und bereuen würde. Die Prophezeyhung traf aber nicht ein. Liniere starb in seinen Grundsätzen, so wie auch Saint-Pavin, ob man gleich ausstreute, daß er über eine Stimme, die er bey dem Tode des Theophilus zu hören glaubte, erschrocken sey, und sich bekehrt habe. Hier ist die Grabschrift, die der Requetmeister Fieubet auf den Saint-Pavin gemacht hat:

a) „Unter diesem Steine liegt Saint-„Pavin: Beweine sein Ende, Wanderer! „Du warest vielleicht einer von seinen Freun-„den? Beweine dein Schicksal und das sei-„nige! Warst du es aber nicht, so beweine „nur das deinige, daß du nicht gesucht hast „es zu werden.„

Quinault.

Quinault ist einer von denen, die von unserm Satyrenschreiber am heftigsten sind angegriffen wor-

a) Sous ce tombeau git Saint-Pavin:
Donne des larmes à sa fin.
Tu fus de ses amis peut-être?
Pleure ton sort & le sien.
Tu n'en fus pas; pleure le tien
Passant, d'avoir manqué d'en être.

worden, und der es am wenigsten verdiente. Er ist in seiner Art eben so groß, als es Despreaux in der seinigen war. Die Opern *Armida* und *Atys* haben den Vater unsers lyrischen Schauspiels seinen berühmtesten Zeitverwandten gleich gestellt. Was für ein unendlicher Unterschied zwischen ihm, und allen denen, die eben die Bahn betreten wollten, die er eröfnet hatte! eine Bahn, die um so viel schwerer ist, als leicht sie scheint. In einer jeden Art von Gedichten sind immer mehr als einer glücklich gewesen; die Oper aber hat nur einen Quinault. Das lyrische Schauspiel befindet sich in der größten Armuth. Es ist so weit mit uns gekommen, daß wir die Pellegrin, die Danchet, und besonders die la Motte bedauern müssen. Bey Lebzeiten des Quinault sagte man, daß er seinen ganzen Ruhm dem Lulli zu danken habe. Unterdessen findet man in unsern Tagen an dem Musikus wenig Geschmack mehr, und der Poet wird beständig gelesen werden. Die Eintracht, die zwischen beyden herrschte, hat besonders viel zur Vollkommenheit ihrer Werke beygetragen. Der Poet und der Componist einer Oper sollten, dieser Ursache wegen, beständig gute Freunde seyn. a)

Wir

a) Man hat bey der Wiederholung einer Oper unsern größten Dichter und unsern größten Componisten über das Wort Styx, das sich im Gedichte befand, in einen heftigen Streit gerathen sehen. Der Componist behauptete, daß dieses Wort die schön-

Wir wollen indeß dem unsterblichen Verfasser der poetischen Dichtkunst Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Das, was ihn wider den Quinault aufbrachte, waren nicht so wohl seine Opern, als vielmehr seine Tragödien. Sie waren beyde jung und auf einander eifersüchtig, zu der Zeit als Astrate heraus kam, ob sie gleich beyde auf abgesonderten Wegen nach Ruhme strebten. Boileau wollte nicht leiden, daß man Astrate, Stratonice, Amalasunta, Pausanias, und die Trauerspiele des Racine in eine Classe setzen sollte. Er fieng an des Quinault seine herunter zu machen; stellte ihn als einen niedlichen und unausstehlichen Versificateur vor, der sich mehr um den Reim als um die gesunde Vernunft bekümmerte.

Quinault grämte sich sehr darüber. Da er von Natur verzagt und furchtsam war, so nahm er seine Zuflucht zu den Gesetzen, und glaubte bey ihnen einen Zaum für die Satyre zu finden. Er verlangte von der Obrigkeit, daß sie seinen Namen aus den Satyren, die so viel Aufsehens machten, wegzubringen suchen sollte; aber sein Ansuchen war vergebens. Sein Feind verfuhr nur noch grau-

schönste Arie lächerlich machte, und der Dichter versicherte das Gegentheil, und sagte, daß sich alle Worte eben so bequem singen lassen müßten, als sie in den Vers zu bringen wären. Man hat seit der Zeit, zum Spott, ein königliches Privilegium in Noten gesetzt.

grausamer mit ihm, und sagte in einem Sinngedichte zu ihm: Martere dich weniger

a) „Um deinen Namen aus meinen Werken heraus zu bringen. Wenn du willst daß dich das Publicum schonen soll, so laß deinen Namen aus deinen eignen Werken ausstreichen."

Diese heftige Verfolgung, und der gelassene Caracter des Quinault, der so sanft als seine Verse war, machten, daß er das Trauerspiel gegen die Oper vertauschte. Diesen Zänkereyen haben wir also einen Alcest, Theseus, Atys, Phaeton, Armide zu danken; Werke, die weit über alles sind, was Italien in eben dieser Art hervor gebracht hat. Man liest sie noch mit Vergnügen. Man weiß ganze Auftritte davon auswendig. Diese Meisterstücke, die das Vergnügen der Nation waren, versöhnten ihn wieder mit ihr und dem Despreaux: denn dieser vortreffliche Richter des Geschmacks war den Augenblick bereit seine Meynung zu ändern, wenn er fand, daß er sich geirrt hatte. Die beyden Schriftsteller wurden nach der Zeit gute Freunde, und besuchten einander fleißig. Quinault bediente sich dieser Freundschaft, um seine Werke vollkommen zu machen; er

a) Pour faire ôter ton nom de mes ouvrages.
Si tu veux du public éviter les outrages
Fais effacer ton nom de tes propres écrits.

er fragte stets den Despreaux um Rath, wenn er ihn besuchte. Despreaux sagte auch von seinem neuen Freunde: **Er kommt nur zu mir, um mit mir von seinen Versen zu sprechen, und nie spricht er von den meinigen.**

Quinault ist im Jahr 1688 gestorben, und hat bedauert, daß er Opern gemacht habe. Die süßen Thränen, die er den Zuschauern öfters abzwang, kosteten ihn sehr bittere, aber sehr erbauliche Thränen. Er war eines Beckers Sohn aus Paris. Sein Glück bestimmte ihn anfänglich zu einem Advocaten; er heyrathete hernach die Wittwe eines seiner Clienten, der sehr reich war, und diese Heyrath setzte ihn in den Stand, sich die Charge eines Rechnungsraths zu kaufen.

Der Abt Cotin.

Dieser war die Nachteule unter den Gelehrten. Niemand würde es heut zu Tage wagen seinen Namen zu führen. Cotin hatte indeß doch eine Art von Verdienst: er verstand Sprachen; er war ein Mitglied der Akademie; man machte in dem Hotel de Rambouillet viel aus ihm. Die Tochter des Herzogs von Orleans, Gaston, nahm ihn in Schutz; und wie viel schöne Geister würden sich nicht eine Ehre aus folgendem Madrigal machen:

a) „Iris hat sich mir ergeben; was „hätte sie auch zu ihrer Vertheidigung thun „sollen? Wir waren nur unser drey, sie, die „Liebe und ich; und die Liebe war schon ab„gerichtet.„

Die Begierde zu glänzen und lauter sinnreiche Sachen vorzubringen, war sein Unglück. Er machte zugleich Predigten und galante Verse. Ein scherzhafter Einfall des Despreaux verschrie seine Predigten. Boileau kannte ihn noch nicht, als er ihn in seinen Satyren aufopferte. Der streitbare Füretiere sagte ihm, als er ihn einen Reim auf Festin mit großer Verlegenheit suchen sahe, den Namen Cotin. Sein Mitbruder Cassaigne, ward ihm beygesellt:

b) „Wenn man bey einem Festin nicht „bequemer sitzt, als in den Predigten des „Cassaigne oder des Abts Cotin.„

Diese Spötterey verhinderte ganz allein, daß Cassaigne in der Fasten nicht am Hofe predigte,

 ob

a) Iris s'est rendue à ma foi;
Qu'eut-elle fait pour sa defense?
Nous n'étions que nous trois, elle, l'amour & moi,
Et l'amour fut d'intelligence.

b) Si l'on n'est plus au large assis en un *Festin*,
Qu'aux sermons de Cassaigne ou de l'abbé *Cotin*.

ob er gleich schon darzu ernannt war. Er fürchtete, daß die Hofleute mehr Lust zu lachen, als auf ihn zu hören, haben möchten. Besonders nahm er sich gegen einen Autor in Acht, der den Ruhm nach seinem Gefallen gab und nahm. Beym Cotin aber sahe es ganz anders aus. Dieser gab nur seiner Wuth Raum. Er schrieb eine Schmähschrift über die andere, und wollte beweisen, daß Despreaux nur den Horaz übersetze und den Juvenal plündere; daß das Handwerk, das er triebe, allen göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider sey. Er ließ die ärgerlichsten Schriften unter dem Namen des Poeten herum laufen, den er verabscheuete. Es ist dieses Unrecht den besten Schriftstellern von ihren Feinden bisweilen angethan worden, und noch heut zu Tage bedient man sich solcher verhaßten Kunstgriffe. Der Verfasser der Pucelle a) beschwert sich, daß eine fremde Hand dieses Gedicht verunstaltet habe, indem sie Verse eingeschoben hat, die von einer durch Frechheit und die unverschämteste Gottlosigkeit erhitzten Einbildungskraft ausgebrütet worden. Despreaux vertheidigte sich wider den Cotin mit den eigenen Pfeilen desselben; er überhäufte ihn mit Spöttereyen und Sinngedichten, und machte ihn nicht

a) Und zwar der neuen Pucelle, der Herr von Voltaire, dieser religiöse, gewissenhafte und sittsame Dichter; der fromme Verfasser des vortrefflichen moralischen und sehr philosophischen Werks von der besten Welt, das die böse Welt unter die confiscirten Mißgeburten rechnet.

nicht allein zum allgemeinen Gespötte der gesitteten Welt, sondern auch zum Gelächter des niedrigsten Pöbels.

In diesem kläglichen Zustande hatte Cotin wenigstens einen Pastetenbecker auf seiner Seite, der im Rufe stand, daß er sehr guten Biscuit machte. a) Es ist nicht gar lange, daß ein alter Mann gestorben ist, der dem Pastetenbecker seinen Biscuit und dem Abt Cotin seine Verse hatte verkaufen helfen.

Zum größten Unglück hatte dieser poetische Abt und Prediger auch dem Moliere mißfallen, der ihn in seinen **gelehrten Weibern** unter dem Namen des Trissotin aufs Theater brachte. Der Auftrit zwischen diesem lächerlichen schönen Geiste und dem **Vadius** oder Menagius, ist nach der Natur geschildert. Er hatte sich bey der Frau von Nemours zugetragen, für welche der Abt Cotin das Sonnet von der Prinzessinn **Urania**, das Moliere anführt, gemacht hatte. Cotin und Menagius hatten einander in Gegenwart dieser Dame beynahe eben die Grobheiten gesagt, womit Moliere seine Zuschauer belustigt. So viel Verdruß, der dem Cotin auf einmal wiederfuhr, stürzte ihn endlich in eine tiefe Melancholey, so daß er einige Jahre vor seinem Tode gewissermaßen wieder zum Kinde ward.

a) Die Geschichte mit diesem Pastetenbecker lese man im zweyten Theil der Anecdoten unter dem Namen Despreaux S. 236 nach.

Die Journalisten zu Trevoux.

Da diese im Jahr 1703 eine neue Auflage der Werke des Despreaux ankündigten, wagten sie es, einige Anmerkungen über die Satyre **wider das weibliche Geschlecht**, und den Brief **von der Liebe Gottes** zu machen. Diese Anmerkungen, die nichts weniger als ein Lobspruch für den waren, der sich als die vornehmste Zierde des französischen Parnassus ansehen konnte, verdrossen ihn aufs äußerste. Er antwortete den Journalisten durch ein Sinngedicht. Der P. du Rus widerlegte es durch ein anderes, das eben so anzüglich war. Despreaux machte dawider das zweyte. Dieser Streit mit Sinngedichten und Bosheiten hörte endlich auf; aber nur um bald wieder vom neuen anzugehen.

Die Journalisten hatten den Despreaux im Verdacht, daß er an einigen abscheulichen Versen, die wider die Gesellschaft gemacht worden waren, Theil gehabt hätte, die er aber beständig von sich ablehnte. Dieser Einbildung zu Folge schonten sie ihn in ihrem Journal weniger als zuvor. Die Satyre **auf die Zweydeutigkeit** kam damals heraus. Der Autor wiederholt darinne nur in frostigen und seiner sehr unwürdigen Versen, das, was Pascal so lebhaft und scherzhaft in Prosa schon gesagt hatte. Die Jesuiten ärgerten sich an dieser Satyre, und suchten sie zu unterdrücken, welches ihnen auch gelung. Es kam ein königlicher Befehl, daß sie nicht in der neuen Auflage,

die Despreaux im Jahr 1710 heraus geben wollte, und von welcher schon einige Bogen abgedruckt waren, durfte eingerückt werden.

Ein gewisser Verfasser eines ernsthaften Werks, das aber durch viel unwahrscheinliche Anecdoten verunstaltet wird, giebt vor, daß die Antipathie des Despreaux gegen die indianischen Hähne, welche die Jesuiten mit nach Frankreich gebracht haben, daher käme, weil eins dieser Thiere den Poeten, da er noch ein Kind war, an einem sehr empfindlichen Theile des Leibes so hart verletzt hätte, daß er sich dessen sein ganzes Leben hindurch nicht habe bedienen können. Daher kommt, setzt er hinzu, jene Strenge in den Sitten; jener Mangel an angenehmen Empfindungen, den man in allen seinen Werken bemerkt; daher seine Satyre wider die Weiber, seine Spöttereyen auf den Lulli, Quinault, und alle galante Gedichte; daher noch, nach eben dem Verfasser, sein Haß gegen die Jesuiten, die Satyre auf die Zweydeutigkeit, der Brief über die Liebe Gottes; daher seine Bewunderung des Arnauld, seine Verbindungen mit dem Portroyal und mit den Jansenisten. Dergleichen Anecdoten, wenn sie auch wahr wären, schicken sich sehr wenig in ein Buch, worinne man alle Vorurtheile bestreiten, und Regeln der Moral und der Politik geben will.

Dem sey wie ihm wolle, der geschworne Feind der indianischen Hähne war es nicht von den Jesuiten so sehr, daß er keinen leiden konnte. Er war mit allen ihren berühmten Schriftstellern in

Frankreich gut Freund; aber ihre ganze Gesellschaft liebte er nicht. Die Journalisten hatten ohnfehlbar in dem Urtheile, das sie von den letzten Werken des Despreaux fällten, Recht. Aber schickte es sich auch, daß man ihm am Rande des Grabes eine so harte Wahrheit sagte? Verdient das Alter eines großen Mannes nicht, daß man ihm etwas nachsieht?

Das große Kunststück des Boileau bestand darinne, daß er an seinen Werken fleißig feilte, sie vielmals corrigirte, davon abschnitt, und allemal den zweyten Vers eher machte als den ersten. Er war in Beobachtung dieser Dinge sehr gewissenhaft. Man kann ihm keins von den Stücken, die zu einem großen Dichter gehören, absprechen, als die Erfindung allein ausgenommen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er zu Auteuil zu, beschäfftigte sich da mit Gott, mit den Wissenschaften und seinen Freunden. Er starb im J. 1711.

Sein berühmter Gärtner, Anton, hat ziemlich lange gelebt. Er ist eben der, zu dem der Pater Bouhours, als er einst zu Auteuil war, sagte: „Ist es nicht wahr, Meister Anton, daß der Brief, „den euer Herr an euch geschrieben hat, das schön„ste unter allen seinen Stücken ist?„ und von welchem er die Antwort erhielt: **Ey freylich, mein lieber Pater, es ist der, der von der Liebe Gottes handelt.**

Racine
und
Pradon.

Wie ungerecht und unbedachtsam ist nicht öfters das Publicum in seinen Urtheilen! Man kann seine Entscheidungen nicht eher als nach langer Zeit für unfehlbar gelten lassen. Wie schlecht nahm es nicht anfänglich die **Athalia** und den **Misantropen** auf! Ein Schatten war ihm in der **Semiramis** zuwieder; ein Canonenschuß, den der Autor an einer schrecklichen Stelle angebracht hatte, machte, daß **Adelaide** keinen Beyfall erhielt. Man mußte dieses Stück bey Seite legen, und es lange Zeit darnach unter einem veränderten Titel wieder vorbringen, wenn es dem Publico gefallen sollte. So schränkt man das Genie ein, und so müssen die, die sich davon begeistert fühlen, erhabene und wahre Schönheiten den eingebildeten und Modeschönheiten aufopfern. Die Cabale ist an allem Schuld. Man schweift eben so im Loben, als im Tadeln aus. Man weiß in nichts mehr einen Unterschied zu machen. Der Vorzug, den ein auf dem Kampfplaze des **Sophocles** und **Euripides** grau gewordener Fechter verdient, wird einem jeden unrechtmäßiger Weise gegeben, der nur den ersten Schritt auf demselben wagt. Bey der ersten Vorstellung der

Merope fragten alle nach dem Verfasser derselben. Auf gleiche Art fragt man a) heut zu Tage nach allen Verfassern, so schlecht auch ihre Stücke ausfallen. Zwey oder drey, die auf dem Parterre ihre Stimmen erheben, verschaffen einem jungen Autor leicht den Vorzug, sich mit Ruhm auf dem Schauplatze, mit Lorbern auf dem Haupte zu zeigen, die aber bald verwelken. Ein jedes neues Stück, das einiges Aufsehen macht, erregt einen bürgerlichen Krieg. Man streitet, man erhitzt, man ärgert sich. Caffeehäuser, Visitenstuben, Spaziergänge, Privatgesellschaften, alles erschallt vom Geschrey der Bewunderer oder der Tadler, welche ein Stück zergliedern, auslegen, vergleichen, und einer vor dem andern Recht haben wollen. Ein paar Frauenzimmer, die neidisch auf einander sind, und die Sache verstehen wollen, stellen sich an die Spitze der streitenden Partheyen. Man muß erstaunen, daß sie so wenig mit einander einig werden können, und erst nach langer Zeit werden sie gewahr, daß sie auf beyden Seiten Unrecht hatten. Die Bewegungen der schreibenden und der urtheilenden Welt, die mehrentheils durch Partheylichkeit getrieben werden, gleichen den Wellen eines stürmischen Meeres, die ohn Unterlaß steigen und fallen, bis ein aufgeklärter Himmel alles wieder in seinen natürlichen Zustand bringt.

Pra-

a) Thut man unrecht daran? Wenn man auspfeift, so will man auch immer gern wissen, wen man ausgepfiffen hat.

Pradon hatte einigen solchen angesehenen Partheygängern die Ehre zu danken, daß er einige Zeit dem Racine das Gleichgewicht hielt, und wohl gar noch mehr Aufsehen machte als dieser. Pradon war von Rouen gebürtig. Von allen seinen Stücken spielt man keins mehr, als den **Regulus.** Die Liebe war ihm indeß günstiger als Melpomene. Die vier Verse, womit er andere von der berühmten Mademoiselle Bernard beantwortet, sind bekannt.

a) „Sie schreiben nur um zu schreiben; „für sie ist es ein Zeitvertreib. Ich aber, „der ich Sie zärtlich liebe, ich schreibe nur, „um es ihnen zu sagen.„

Er hatte sich in dieses Frauenzimmer verliebt, sie aber trieb nur ihren Spott mit ihm. Von einem Dichter hatte er nichts, als die Figur, die Zerstreuung, das Nachläßige im äußerlichen, die sonderbaren Einfälle und Begebenheiten. b) Ein Musquetier, der ihn nicht kannte, und gegen welchen er sich auch nicht zu erkennen geben wollte, riß ihm Perûque und Hut vom Kopfe, warf sie auf

a) Vous n'ecrivez que pour écrire
C'est pour vous un amusement.
Moi, qui Vous aime tendrement,
Je n'écris que pour vous le dire.

b) Diese seltsame Begebenheit liest man im zweyten Theil der Anecdoten unter dem Titel **Pradon** S, 122 ausführlicher.

auf das Theater, gab ihm Rippenstöße, und wollte, um den Pradon zu vertheidigen, eben diesen Pradon mit dem Degen durchbohren. Er war so unwissend, daß er oft eine Stadt, die in Europa liegt, in Asien suchte. Als ihm ein gewisser Prinz deßwegen einen Vorwurf machte, antwortete er ihm: **Vergeben mir Eu. Hoheit, ich verstehe die Chronologie nicht.**

Nun auf den Racine zu kommen: ich liefere hier einige neue, seine Person betreffende Umstände.

Er war zu Ferte-Milon im Jahr 1639 gebohren, und ist der berühmteste Schüler des Port-royal. In seiner Jugend brachte er ganze Tage mit Lesung der griechischen Autoren zu. Er versteckte Bücher, um sie hernach in gewissen Stunden zu lesen, die zum Lesen nicht bestimmt waren. Er gieng öfters in dem Lustwäldchen der Abtey, mit dem Euripides in der Hand, spazieren, ob ihm gleich seine Obern verboten hatten dieses Buch zu lesen, und ihm drey Exemplare nach einander verbrannten. Das Lesen dieses großen Meisters in der Kunst die Leidenschaften zu erregen, wirkte so stark auf seine zärtliche und lebhafte Seele, daß er von Stund an beschloß, sein Nachahmer zu werden.

Den ersten Auftritt in der Welt machte er mit einer Ode auf das Beylager des Königs, und erhielt eine Belohnung dafür. Diese ermunterte ihn noch mehr zur Dichtkunst. Er arbeitete nun für das Theater. Er trug noch den geistlichen

Ha-

Habit, als er das Trauerspiel **Theagenes** und die **feindlichen Brüder** machte, zu welchem leztern ihm Moliere den ersten Einfall gab. In dem Privilegio zur **Andromache** wird Racine Prior zu Epinai genannt. Sein Ruf nahm von Tag zu Tage zu; die Einsiedler im Portroyal ärgerten sich daran, und weinten alle über diesen Poeten, und über seine Neigung zur Champmele. Seiner Tante, der Mutter Agnes, durfte er nicht mehr vors Gesichte kommen. Nicole schrieb wider ihn, und gab ihn für einen **Seelenvergifter** aus. Racine vertheidigte sich, und suchte in einem Schreiben alle Herren und andächtige Frauenzimmer des Portroyal lächerlich zu machen. Man antwortete ihm, und er replicirte. Dieser Friedensbruch zwischen dem Portroyal und dem Poeten, der seinen Lehrmeistern so viel Ehre machte, war den Jesuiten eine herzliche Freude. Racine ward darüber unruhig, und fragte den Despreaux um Rath, welcher ihm rieth, mehr Achtung gegen Leute zu haben, in deren Grundsätzen er erzogen wäre, und deren Denkungsart er mit der Zeit wieder annehmen könnte. Er versöhnte sich also mit ihnen sehr aufrichtig, verließ die Comödie und die Comödiantinnen; zwey Artickel, welche die Präliminarien des Friedens waren. Er arbeitete nunmehro nur an biblischen Comödien; aber bey aller seiner Frömmigkeit verließ ihn doch sein natürlicher tadelsüchtiger Caracter nicht. Mehr als eine Person ward von ihm nach dem Leben gemalt. Er gestand, daß er unter dem Priester

Nathan den P. le T . . . vorgestellt habe. Dieser Dichter, dessen Werke alle nichts als Sanftmuth und Weichmüthigkeit verrathen, hegte in seinem Herzen die bitterste Galle. Ohne die Sinngedichte auf den Aspar des Fontenelle, auf die Iphigenia des Leclerc, und auf die Judith des Boyer, welche gedruckt sind, zu rechnen, hatte er auf drey hundert andere gemacht, die wir nicht mehr haben, weil man sie nach seinem Tode verbrannt hat. Die Zahl der kleinen satyrischen Gedichte, die er auf verschiedene akademische Mitglieder, und andere vornehme Personen gemacht hat, ist beträchtlich. Man kann seine Stärke darinne nach dem Gedicht wider den Fontenelle beurtheilen, als er in die französische Akademie aufgenommen ward:

a) „Nachdem der academische Neuling
„einen sehr tiefen Reverenz gemacht hatte,
„fieng er seine Rede mit einer normanni-
„schen Beredsamkeit an, und machte auf
„die lächerlichste Weise eine lange Erzäh-
„lung von seinem poetischen Adel.„

Doch

a) Quand le novice académique
Eut salué fort humblement,
D'une Normande rhétorique,
Il commença son compliment,
Où sottement
De sa noblesse poëtique
Il fit un long dénombrement.

Doch wir wollen den Racine nur von der Seite betrachten, wo er die Unsterblichkeit verdient hat. Wir finden an diesem Schriftsteller den Nebenbuhler der griechischen Trauerspieldichter und des Corneille, in Ansehung des klugen Gebrauchs der Leidenschaften, eine sich stets gleiche Zierlichkeit, eine bewundernswürdige Richtigkeit, die aller frappanteste Wahrheit, keine oder doch sehr wenig Declamation; allenthalben redet er die Sprache des Herzens und der Empfindungen; er besitzt im höchsten Grade die Kunst der Versification, das ist, die Kunst seine Verse harmonisch und angenehm zu machen. Er ist, nach dem Virgil, der Dichter, der sich auf diesen Theil der Poesie am besten verstanden hat. Ich will hinzu setzen, daß er in einigen Stellen auch der beredteste Poet ist. Welch oratorisches Kunststück ist nicht die berühmte Scene der Agrippine und des Nero! Man wirft dem Racine eine allzu große Einförmigkeit in der Anlage, in der Verwickelung, und in den Caractern vor. Er hat alle griechische und römische Helden, die er auf das Theater bringt, nach dem Muster der Hofleute zu Versailles gemalt. Man sieht in seinen Stücken nichts, als Liebhaber und Liebhaberinnen, die einander verlassen und wieder zusammen kommen. Aller dieser Fehler ungeachtet, giebt es doch wenig tragische Dichter, die man ihm gleich stellen könnte.

Mit diesem Manne nun hatte Pradon das Herz sich zu messen. Seine Anhänger unterhielten

ten ihn in der guten Meynung, die er von sich hatte, und suchten allenthalben Stimmen für ihn zu sammeln. Pradon zählte dreust den Saint-Evremond, die Deshoulieres und Sevigne, die Herzoginn von Bouillon und den Herzog von Nevers unter seine Bewunderer, weil sie an den Stücken des Racine keinen Geschmack fanden. Saint-Evremond setzte die **Andromache** und den **Britannicus** der **Marianne** und der **Alcione** an die Seite. Die erste Scene im **Bajazet**, ein Meisterstück in Ansehung der Erzählung des Inhalts vom ganzen Stück, war, seiner Meynung nach, ganz und gar fehlerhaft. Die Frau von Sevigne, welche die Sprache mit einem neuen Caracter bereichert hat, diese Frau, die ihres gleichen im Briefschreiben und in der Art angenehm zu erzählen, nicht hat, sagte stets, daß es Racine nicht weit bringen würde: Sie hätte es nemlich gern gesehen, so wie alle die, die man zu ihrer Parthey rechnen kann, und die zur Schande der Talente und der gesunden Vernunft immer zahlreich genug waren.

Racine furchte sich vor dieser Faction, und machte lange Zeit ein Geheimniß aus seiner **Phädra**. So bald aber als die ihm aufsätzige Cabale dahinter kam, rieth sie dem Pradon, dem Racine zuvor zu kommen, und eben diese Materie zu bearbeiten, um eine so gute Gelegenheit zum Triumphe sich nicht entwischen zu lassen. Dem Pradon gefiel dieser Rath, und er folgte getreulich; sein Stück war in weniger als drey Monaten fertig.

fertig. Man spielte die **Phädra** des Racine auf dem Theater im Hotel de Bourgogne, den ersten Jenner im Jahr 1677, und zwey Tage darnach führten die königlichen Comödianten die **Phädra** des Pradon auf.

Zwey neue Stücke auf einmal zogen eine unglaubliche Menge Zuschauer herbey. Nie hat Athen, nie hat Paris so viel Aufruhr unter den Partheyen gesehen. Eine mußte endlich die Oberhand behalten, und das Trauerspiel des Pradon ward für das beste gehalten.

Beyde Stücke sind indeß nach dem Muster des Euripides gemacht. Als Nachahmungen sind sie einander beynahe gleich: einerley Verwickelung, einerley Personen, einerley Situationen, einerley Stoff zu Erregung der Leidenschaften und zu großen Gedanken. **Phädra** ist so wohl beym Pradon, als beym Racine, in den **Hippolytus** verliebt. **Theseus** ist in den ersten Acten abwesend; man glaubt, daß er nebst dem Pirithous in der Hölle aufgehalten wird. **Hippolytus** liebt **Aricien** und will sie fliehen. Er gesteht seiner Geliebten seine Leidenschaft, und hört die Liebeserklärung der **Phädra** mit Entsetzen an. Er stirbt bey beyden auf einerley Art, und sein Hofmeister stattet den Bericht davon ab. Der Unterschied in dem Plane beyder Stücke gereicht vielleicht der **Phädra** des Pradon zum Vortheil. Aber welche barbarische Versification! Um eine ganz vollkommene **Phädra** zu haben, sollte man den Plan vom Pradon, und die Verse vom Racine neh-

nehmen. Da wo diese beyden Dichter einander in der Sache am ähnlichsten sind, merkt man den Unterschied, der sich in der Art sie auszubilden zwischen ihnen befindet, am meisten. Der eine ist der Rubens in der Dichtkunst, wenn der andere nichts als ein Schmierer ist. Man erstaunt vielleicht nicht, daß Racine zwey Jahre an einem Stücke gearbeitet hat, in welchem er sich selbst übertrifft, und das man, nebst seiner Athalia, als den Triumph der Versification ansehen kann: aber darüber muß man erstaunen, daß Pradon drey ganzer Monate zu einem so schlechten Stücke nöthig gehabt, und dennoch, troz dem Racine, mit demselben Beyfall gefunden hat.

Vergebens riefen einige unpartheyische, und von den Schönheiten des racinischen Stücks gerührte Geister, daß man ihm Unrecht thäte. Vergebens wandte sein Freund Despreaux, da der Sturm wider den Racine am heftigsten tobte, alles mögliche an, um den großen Haufen auf andere Gedanken und zur Vernunft zu bringen. Die wenigsten hörten darauf; alles lief noch der Phädra des Pradon nach. Parterre und Logen waren bestochen; die Reichen und Vornehmen schickten in ihren Carossen Schmaruzer und Schmaruzerinnen dahin, denen man wohl eingeprägt hatte, wie oft und wie laut sie applaudiren sollten. Der große Rousseau selbst war so niederträchtig, und ließ sich, wie er nach der Zeit selbst gestanden hat, zu diesem unanständigen Geschäffte brauchen. Er wagte es nicht, dem Poeten, den er bewunderte,

öffent-

öffentlich das Wort zu reden: Wenn ich, sagte er, den Racine gegen den Pradon vertheidigen wollte, so stopften mir die Günstlinge des Plutus den Mund.

Die Frau Deshoulieres war die Seele dieser Parthey. Entzückt über den geringen Beyfall, den die Phädra des Racine erhalten hatte, machte sie, nach der ersten Vorstellung derselben, im Herausgehen das bekannte Sonnet:

a) Dans un fauteuil doré, &c.

Es kam aber nicht unter ihrem Namen heraus: man streute es zwar allenthalben aus, und vertrauete auch einigen Personen von wem es herkäme; die aber nichts davon erfuhren, und zum Theil die Frau Deshoulieres öfters zu sehen bekamen, machten sich das Vergnügen ihr diese Verse zu überbringen. Besonders eilte der Abt Tallemant ihr selbige am Nachttische vorzulesen, und heraus zu streichen; sie fand diese Verse vortrefflich, und bat sich so gleich eine Abschrift davon aus, um sie allen zeigen zu können, die sie besuchen würden. Man zerbrach sich allenthalben den Kopf über den Verfasser derselben. Die Freunde des Racine schrieben sie dem Herzog von Nevers zu, und parodirten das Sonnet.

Man läßt in dieser Parodie dem Herzoge, von dem wir sehr artige Verse haben, so wenig Gerech-

a) Dieses Sonnet, nebst denen in der Folge angeführten zwo Nachahmungen desselben, findet man im zweyten Theil der Anecdoten, unter dem Titel Pradon S. 115.

tigkeit wiederfahren, als er dem Racine wiederfahren ließ, von dessen Arbeiten er kein Liebhaber war. Aber wie sollte man den Werth der Sachen beurtheilen können, da man so gegen einander aufgebracht war? Eine Parthey suchte nur die andere zu verschreyen und zu unterdrücken. Außer den heßlichen Farben, womit man den Herzog in dieser Parodie abmalt, begegnete man auch seiner Schwester sehr übel.

Er fiel so gleich auf den Despreaux und Racine, daß sie die Urheber davon wären, und wollte in der ersten Hitze sie gar ermorden lassen. Er machte eine Parodie auf die, die er ihnen zuschrieb, und sagte ihnen:

„Ihr sollt deßwegen gestraft werden, ihr „unverschämten Pasquillanten; fürchtet „nicht, daß man einen Dreyer an euch wenden werde, um euch durch Rattenpulver aus „der Welt zu schaffen: nein, Stockschläge „auf öffentlichem Schauplatz sollt ihr bekommen.„

Alle beyde aber lehnten die Verse von sich ab, für deren Verfasser sie der Herzog hielt. Sie waren wegen der Folgen sehr in Sorgen. Und in der That würde diese Sache Folgen gehabt haben, wenn sich der Prinz von Conde, der Sohn des grossen Conde, nicht ins Mittel geschlagen, und den Racine nebst dem Despreaux in seinen Schutz und in sein Haus genommen, und dem Herzoge von Nevers, in ziemlich harten Ausdrücken, hätte sagen

lassen,

lassen, daß er die Beleidigungen, die man diesen Männern anthäte, so ansehen würde, als ob sie ihm selbst wiederfahren wären. Außerdem hielt auch die Furcht vor der Ungnade des Königs den Herzog zurück, da sie seit kurzem von ihm zu Geschichtschreibern seiner Regierung waren ernennt worden.

Die Feinde des Racine thaten neue Ausfälle, als seine **Phädra** gedruckt ward, und gaben eine fehlerhafte Edition davon heraus. Sie hatten ganze Scenen verhunzt, und auf die unverschämteste Weise platte und lächerliche Verse an die Stelle der besten Verse des Racine untergeschoben; ein schändliches Verfahren, das nur bey lasterhaften und niederträchtigen Seelen statt findet, das aber seit der Zeit, bey verschiedenen Gelegenheiten von unbekannten und rasenden Schriftstellern nachgeahmt worden, und mit dem Verfahren jener boshaften Maler zu vergleichen ist, die mit ihren ungeschickten Händen die besten Stücke des le Süeur verdorben haben.

Racine ward von seinen Widersachern bis an seinen Tod verfolgt. Eben diese verursachten auch, daß seine **Athalia**, eins von den Meisterstücken der französischen Bühne, so wenig Beyfall fand. Die Zeit allein hat diesem Schriftsteller zu seinem Rechte verholfen; aber er hatte das Vergnügen doch nicht, seines Ruhms bey seinen Lebzeiten zu genießen. Die Verfolgung seiner Feinde, und der Gram, dem Könige bey einer Gelegenheit mißfallen zu haben, wo ihm die Frau von Maintenon

anfänglich zuredete und hernach verließ, verkürzten seine Tage. Er wollte im Portroyal begraben seyn, und machte eine Stiftung für dieses Haus. Sein Körper ist nachdem in die Kirche des heil. Stephans gebracht, und neben dem Grabe des Pascal beygesetzt worden.

Als Racine dem Corneille das Trauerspiel **Alexander** zeigte, lobte ihn Corneille, und rieth ihm doch zugleich die dramatische Dichtkunst zu verlassen, indem er sich zu dieser Dichtart nicht schicke. Racine würde sich vielleicht auch durch die Geschichte eben so unsterblich gemacht haben; wenigstens fället man dieses Urtheil, wenn man seine Geschichte des Portroyal ansieht, von welcher aber der zweyte Theil verlohren gegangen. Man findet darinne einen Geschichtschreiber von auserlesenem Geschmack, und dem Tacitus sehr ähnlich. Es sind zwar noch einige Fragmente vom zweyten Theile im Manuscripte vorhanden, aber sie dienen weiter zu nichts, als daß man den Verlust des ganzen nur desto nachdrücklicher empfindet.

Der lächerliche Nebenbuhler dieses großen Mannes starb zu Paris am Schlage, im J. 1698. Seine Grabschrift ist bekannt. a)

a) Sie steht auch im zweyten Theil der **Anecdoten**, unter dem Titel **Pradon**.

Bayle
und
Jurieu.

Man weiß den Grund ihrer berüchtigten Streitigkeit nicht zuverläßig anzugeben. Ganz Europa sahe indeß mit Mißvergnügen den leichtsinnigsten und unvernünftigsten Schriftsteller sich wider einen Philosophen, einen Weisen, einen stillen, sanftmüthigen, bescheidenen Mann, der durch den Caracter seiner schönen Seele noch bewunderns-würdiger ist, als durch den Caracter seines Genies und seiner Schriften, auflehnen.

Einige gelehrte Männer suchen den Anfang dieser Streitigkeit im J. 1690, in welchem das berühmte Buch: Avis aux refugiés heraus kam, welches Buch nichts als eine Satyre auf die Aufführung der vorgegebenen Reformirten ist. Diese **Ermahnung** (Avis) ward ihnen gerade zu der Zeit gegeben, da sie am ärgsten wider Frankreich loszogen, da sie sich schmeichelten, daß man sie wieder zurück rufen, und die Regierung sich angelegen seyn lassen würde, die dem Staate geschlagene Wunde zu heilen, und den Abgang so vieler tausend Menschen zu ersetzen, die nebst ihren Gütern und unsern Künsten einen unversöhnlichen Haß gegen ihr Vaterland in fremde Länder trugen. Das Werk machte viel Aufsehens unter ihnen; sie zweifelten nicht,

daß es von irgend einem falschen Bruder unter ihnen herkäme. In ganz Holland hielt man den Bayle für den Verfasser desselben, ob es gleich gewiß ist, daß **Larroque** der Verfasser, und Bayle nur der Herausgeber davon war. Alle Gesellschaften, in welche Larroque, ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller, zu Paris kam, wissen wie es mit der Sache zugieng. Er schrieb dieses Werk, als er noch ein Protestant war. Die Furcht, daß seine verfolgten Glaubensbrüder, durch ihr unaufhörliches Schreyen wider den Staat und den König, ihrer Rückkehr ein großes Hinderniß in den Weg legen möchten, gab ihm den ersten Gedanken darzu ein. Als er an den hanöverschen Hof gieng, wo er lange aufgehalten ward, ließ er diese Schrift in den Händen des Bayle zurück, welcher sie nach seinem Verlangen zum Druck beförderte, doch ohne den Namen des Verfassers vorzusetzen, weil sie es so mit einander ausgemacht hatten. Nie hat eine liebreiche Ermahnung so viel Aufruhr erregt. Larroque, da er alle Gemüther in den protestantischen Ländern in Gährung gerathen sahe, glaubte, daß sich in catholischen Ländern das Gegentheil ereignen würde. Er gieng also nach Paris, schwor die protestantische Religion ab, sprach hin und wieder von seinem Buche, mußte aber überall hören, daß es ein abscheuliches Buch sey, und daß der Verfasser, der den Protestanten und den Catholicken zugleich gefallen wollte, es auf beyden Seiten verdorben habe. Er beschloß also aufs neue, sich nicht zu melden, und schrieb so gleich an den Bayle, damit er ihn ja nicht verrathen möchte.

te. Die Verschwiegenheit des Bayle in dieser Sache, die ihm so viel geschadet hat, ist eins von den Stücken, die dem Andenken dieses großen Mannes die meiste Ehre machen.

Einige, die in der Sache besser unterrichtet seyn wollen, schreiben seine Widerwärtigkeiten und seinen Streit mit dem Jurieu, der Vertraulichkeit zu, in welcher er mit der Frau des Jurieu lebte. a) Diese Anecdote, die der Abt d'Olivet nach der Erzählung des Herrn de Beringhen, eines Schülers vom Bayle, vorbringt, wird von einer Person, deren Vater den Bayle in Holland öfters zu sprechen Gelegenheit gehabt, für ein Märchen gehalten. Diese Person widerspricht mit Nachdruck den vorgegebenen Liebeshändeln einer sehr liebenswürdigen Frau mit einem Manne, den man nach dem ganzen Umfange des Worts einen Gelehrten, das ist einen traurigen, schwerfälligen Menschen, dem es überall an Artigkeit und Lebensart fehlt, nennen kann. Sie macht daher den Schluß, daß der Haß des Jurieu gegen den Bayle nicht Eifersucht eines Ehemannes, sondern eines Autors zum Grunde habe. Jurieu hatte die **Geschichte des Calvinismus vom P. Maimbourg** widerlegt, und Bayle hatte eben dasselbe gethan: Aber diese beyden Critiken wurden nicht gleich günstig aufgenommen. Die eine war schlecht geschrieben, und die andere dagegen voll Gründlichkeit, Feuer und Scharfsinn. Die Critik

a) Man sehe darüber im zweyten Theil der Anecdoten, unter dem Titel Bayle No. VII. S. 205 nach.

des Bayle ward in Frankreich für so gefährlich gehalten, daß sie daselbst öffentlich verbrannt ward. Ein solcher Vorzug erbitterte den Jurieu, als welcher sein Buch überall verachtet sah. „Dieser „Schriftsteller, der über alles eifersüchtig ist, sagte „Bayle, hat mir es nicht vergeben können.„ Diese Worte scheinen den Zweifel zu entscheiden; sie gründen sich aber nur auf den Bericht eines Ungenannten, welcher weiter nichts sagt, als daß man den Bayle oft auf das Capitel des berühmten Streits zwischen den beyden berühmtesten französischen Flüchtlingen, die zuvor einander in ihren Werken große Lobsprüche gemacht hatten, gebracht habe.

Was ist aber an der Ursache ihres Streits gelegen, die man so sehr gesucht hat, und bis iezt noch nicht weiß? Man kann zufrieden seyn, wenn man weiß, wie weit Jurieu die Sache trieb. Alle Consistoria, alle Synodalversammlungen schallten von seinem Geschrey wieder. Er schrieb und sprach wie ein Mensch, der über alles in Feuer und Flammen gerieth, und den Kopf voller Chimären hatte; wie ein Mensch, der in Europa nichts als Zerrüttungen und Mordspiele sahe, der gern der Anführer einer Parthey Schwärmer, mit denen er es hielt, gewesen wäre; der sich mit Wundern und Prophezeyhungen abgab; der vorhersagte, daß im J. 1689 der Calvinismus in Frankreich wieder würde eingeführt werden; der gegen alle europäische Mächte loszog, und in seiner ausschweifenden Narrheit Medaillen schlagen ließ, die seinen Haß gegen Rom und sein Vaterland verewigen. Die Namen eines Atheisten,

Gott-

Gottlosen, falschen Bruders, eines Menschen ohne Religion, ohne Sitten, ohne Frömmigkeit, ohne Grundsätze, sind der gewöhnliche Refrein seiner Reden und seiner Schriften. Er glaubte von Gott berufen zu seyn, einen Philosophen zu qvälen, welcher den holländischen Provinzen eben so viel Ehre angethan hat, als Descartes, da er sie zu seinem Aufenthalte wählte.

Unter allen diesen Vorwürfen, von denen der geringste Baylen zu einem Ungeheuer machen würde, wenn man nicht wüßte, wie unvernünftig sein Widersacher verfuhr, verdient nur ein einziger, daß man sich dabey aufhalte, und zwar der Vorwurf eines Gottlosen oder Religionsverächters. Jurieu ist es nicht allein, der dem Bayle diesen Vorwurf gemacht hat, der allgemeine Ruf stimmt damit überein. Dieser Autor, einer der scharfsinnigsten Köpfe, die iemals gewesen sind, scheint den Pyrrhonismus in allen Wissenschaften einführen zu wollen. Der Vorwurf der Deisterey ist unter allen, die man ihm macht, noch der leidlichste. Man hat auf ieder Seite seiner Schriften Beweise von seinem Unglauben zu finden vermeynt.

Aber diese Beweise sind so gar deutlich nicht. Man weiß öfters nicht woran man ist. Bayle sagt selten sein Urtheil; er trägt nur immer die gegenseitigen Meynungen in einer streitigen Materie vor. Er sagt nicht, diese Religion ist falsch; aber er sagt auch nicht, diese ist wahr. Verschiedene Lehren der christlichen Religion werden von ihm theils behauptet, theils bestritten; man findet öfters an einem Or-

te das Gegentheil von dem, was er an einem andern gesagt hat. Er bringt nichts aufs reine, und läßt überall noch etwas zu sagen übrig. Seine Werke sind ein Gemisch von Guten und Bösen, so daß das Lesen derselben gefährlich für die ist, die nicht selbst zu denken gelernt haben.

Man hat eine Analyse de Bayle herausgegeben, und darinne den Commentar mit dem Texte zusammen geschmolzen. Aber diese Analysis, die so viel Lärm gemacht, und die die Regierung verboten hat, ist nichts als ein zusammengeraftes Werk der tadelhaftesten Stücke im Bayle. Wenn sich ein anderer wollte einfallen lassen, das aus dem Bayle zu sammeln, was wirklich schön und sinnreich ist, der könnte sicher seyn, daß er eine nützliche Arbeit unternommen hätte. Aber eine gute Feder müßte sich daran machen und dieses Project ausführen. Man würde sogar dadurch die eigene Absicht des Bayle besser erreichen. Dieser Originalschriftsteller, der alles so tief und gründlich einsahe, sagte, daß er nicht mehr als einen Band in Folio würde geschrieben haben, wenn er nicht für die Buchhändler gearbeitet hätte. Alles eigene dieses großen Mannes könnte bequem in einen einzigen Band gebracht werden. Seine Pensées diverses und sein **Wörterbuch** sind unter allen seinen Werken diejenigen, die ihm die meiste Ehre gemacht haben. Sein **Wörterbuch** ist in dieser Art das erste Werk, wo man denken lernt. Schade, daß so viel Kleinigkeiten, so viel nichts bedeutende Schriftsteller, um die sich weder ein verständiger Leser, noch die Nachwelt bekümmert, dar-

inne

inne vorkommen. Der Artickel Spinoza ist einer von den besten. Bayle spricht daselbst vortrefflich über die Gottheit. Es waren ihm sonst bisweilen einige Reden entwischt, die man aufgefangen hat, und die es eigentlich sind, wodurch man seinen Glauben verdächtig macht. Der Cardinal Polignac hatte, als er in Holland war, eine Unterredung mit ihm über die Religion. Bayle sagte zu ihm: **Ich, mein Herr, ich bin ein Protestant.** Aber das Wort ist sehr unbestimmt, antwortete ihm der Cardinal; sind Sie ein Lutheraner, ein Calvinist, oder von der englischen Kirche? **Ich bin ein Protestant,** erwiederte Bayle, **das heißt, ich protestire wider alle Religionen.** Man setzt hinzu, daß der Cardinal seit dieser Unterredung, wo ihm Bayle mehrentheils mit Versen aus dem Lucrez antwortete, den Vorsatz gefaßt habe, eine philosophische und vollständige Widerlegung des lateinischen Dichters zu schreiben, welches er auch in seinem Anti-**Lucrez** gethan hat. Man hat noch eine andere Anecdote vom P. Tournemine: er besuchte den Bayle in Holland, und sprach über seinen Pyrrhonismum mit ihm. Dieser gab ihm hierauf zur Antwort: a) **Ich bin der Jupiter des Homers, der die Wolken zusammen treibt.**

Die Vorwürfe, die man ihm über seine Sitten gemacht hat, sind nicht sehr gegründet. Wenn seine Schreibart bisweilen frey, und beynahe unverschämt ist; wenn dieser Schriftsteller sich bey schmutzigen Erzählungen bisweilen aufhält, so kommt

a) Jupiter congregator nubium.

kommt es daher, daß er nicht viel von der feinern Lebensart verstund, und den Gebrauch verschiedener Worte, deren er sich bedient, nicht wußte. Andere sagen, daß sich Bayle selbst über diesen Artickel entschuldigt, und gesagt habe, daß sein Geschmack wider seinen Willen ihn darzu verleitete.

Die Klagen, das Schreyen, die Kunstgriffe und Betrügereyen des Jurieu thaten ihre Wirkung. Er gewann alle Tribunale, wo er seine Klagen anbrachte, und die ganze calvinische Priesterschaft trat auf seine Seite. Das Ungewitter zog sich über diesen gefährlichen Sceptiker vom Tag zu Tage stärker zusammen, bis es endlich über ihn ausbrach. Der unglückliche Bayle verlohr seine Stelle eines Professors der Philosophie und Geschichte zu Rotterdam; das einzige wovon er lebte. Er erhielt sich hernach mit Bücherschreiben. Die Eilfertigkeit, mit welcher er arbeiten mußte, war ohne Zweifel Schuld, daß er bisweilen weitschweifig, nachläßig, unrichtig, und besonders sehr alltäglich und niedrig schrieb. Man wirft ihm in Anführung der Stellen aus andern Büchern viele Unrichtigkeiten vor; aber, unter einer großen Anzahl derselben, die man untersucht hat, hat man ihn doch nicht über einem Fehler ertappen können; und wäre es außerdem wohl zu bewundern, wenn bey einer so ungeheuern Menge von Anführungen, sein Gedächtniß ihm bisweilen untreu gewesen wäre?

Seit seiner Absetzung nahm die Wuth seiner Feinde immer noch mehr zu. Er glaubte ihnen endlich den Mund zu stopfen, wenn er bewiese, daß er

nicht der Verfasser des Avis aux refugiés sey, wenn er in einer besondern Schrift seine Aufführung, seine Sitten, und seine Religion vertheidigte. Er gab seine Entretiens de Maxime & de Themiste heraus; aber man verurtheilte ihn nach dieser Apologie selbst. Er mußte endlich unter der Last der Verfolgung erliegen, und starb zu Rotterdam im J. 1706. Er war zu Carlas in der Grafschaft de Foix im J. 1647 gebohren. Die calvinische Religion, in der er erzogen war, schwor er noch bey frühen Jahren ab. Einige Zeit darnach trat er wieder zu ihr über, und diese Wankelmüthigkeit nöthigte ihn sein Vaterland zu verlassen. Als er sich zur römischen Kirche wandte, nahm er die Tonsur und den geistlichen Habit zu Toulouse, wo er alsdann die Philosophie bey den Jesuiten studirte. Einer von den Vätern dieser Gesellschaft, der ihn in der Schule gesehen hatte, sagte, daß es Baylen nur ein Spielwerk sey, seine Lehrer ins Enge zu treiben, und daß er zur Disputirkunst sehr viel Geschick habe. Von der Physic aber verstand Bayle beynahe gar nichts. Die Entdeckungen des großen Neutons waren ihm gänzlich unbekannt. Die meisten philosophischen Artickel bey ihm sind auf den Grund eines aus der Mode gekommenen Cartesianismus erbaut. Sollte man aber wohl glauben, daß dieser große Geist auch etwas sehr kleines an sich gehabt habe? Er sahe mit dem größten Vergnügen den Gaucklern und Seiltänzern auf den Märkten zu. So bald er nach Rotterdam kam, wickelte er sich in seinen Mantel, und lief, ob er gleich schon über funfzig

zig Jahr alt war, diesen Gauckelpossen, wie ein kleiner Junge nach, und hielt bis auf die letzt dabey aus. Sein Testament ist durch einen Befehl des Parlaments zu Toulouse für gültig in Frankreich erklärt worden. Es gereicht diesem Parlamente zum Ruhme, daß es sich über die Gesetze erhoben, und einen französisch gebohrnen, der seinem Vaterlande so viel Ehre machte, nicht als einen Fremden angesehen hat. Basnage, Leclerc und Saurin haben es bey weitem nicht so berühmt gemacht. Unter seinem Portrait von der Catharina Düchesne, liest man folgende Verse, die vom la Monnoie sind:

a) „Dieß ist der berühmte Bayle, über „dessen Schriften stets wird gestritten wer„den, ob sie mehr belustigen oder mehr unter„richten.„

Jurieu ist erst im J. 1710 zu Rotterdam gestorben. Der große Arnauld ist es, nach dem Bayle, wider welchen er am meisten gelästert hat. Das wilde Feuer des Jurieu verzehrte sich aber nach und nach, so daß er geraume Zeit vor seinem Tode wieder zum Kinde ward.

a) Bælius hic ille est cujus dum scripta vigebunt,
Lis erit oblectent, erudiantne magis.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Irail, Simon Augustin,

Merkwürdigkeiten zur Geschichte der Gelehrten, und besonders der Streitigkeiten derselben, vom Homer an bis auf unsere Zeiten Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: Erster Theil

Leipzig 1763

Biogr.c. 10-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069570-4
VD18 80354912-ddd